Wappen von Bern.

»Je näher man den hohen Alpen kömmt, um so mehr dringt in die Gemüther ein ungewöhnliches Gefühl von der Grösse der Natur; der Gedanke ihres den Anfang des menschlichen Geschlechts weit übersteigenden Alters und ein gewisser Eindruck von ihrer unbeweglich festen Gründung erweckt das melancholische Gefühl des Nichts unserer körperlichen Form; zugleich erhebt sich die Seele, als wollte sie ihren höhern Adel der todten Grösse entgegensetzen.« — So hat der schweizerische Geschichtschreiber Johannes von Müller jene gewaltige, ein reges edles Gemüth aufs Tiefste erschütternde Bewegung gezeichnet, welche der Anblick der nahen Hochgebirge hervorruft. Aber der unablässige Forscher weckt die scheinbar todte Natur zu neuem Leben auf, geht den ewigen Gesetzen nach, welche in den Erscheinungen dieser starren Wunderwelt sich bergen, liest in den verwickelten Gliederungen und Lagerungen der Quellen, Flüsse und Seen, in den Auswaschungen, Erdfällen, Höhlen und Felsmauern, in den Schluchten der Wasserfälle und der Ablagerung des Schuttes, wie in den Bildungen des ewigen Schnees und Eises Dichtung und Wahrheit der Schöpfungsgeschichte.

Schon das eigenthümliche Relief der Berner Alpen stellt an den Denker die tiefstgehenden Fragen. Um eine Reihe staffelartig aneinander geschobener Granitkerne schlingt sich ein Gürtel von Gneis und krystallinischen Schiefern, welche wiederum von mächtigen Kalkschichten eingerahmt werden, während das äusserste Gebirgsland von zahlreichen Flussthälern gegen die Aare hin durchfurchte Molassenlager mit steilaufgerichteten Schichten bilden. Oben auf der Spitze des Finsteraarhorns, des Wetterhorns und der Jungfrau müht sich noch der weiseste Naturforscher, wenn er die Verschlingung von Ketten und

Der Alpbachfall.

Gipfeln, Thälern und Schluchten überschaut, die Grundzüge dieser fragmentarischen Natursprache richtig zu deuten. In abgebrochenen Sätzen reden sie zu ihm von der Hebung der krystallinischen Massen in ungeheuer langen Zeiträumen, von den Rissen, Schlünden und Falten durch die Bewegung der Unterlage, von der Aufkeilung der gehobenen Stellen durch Zusammenziehung der biegsameren Theile der erkaltenden Erde, von der Senkung der Nachbarmassen und von den Wundern des Erstarrungsprocesses der Erdoberfläche. Dem Freunde der erhabenen Schönheit enthüllen die prächtigen Linien, die bis zur riesigsten Höhe in reichster Verschlingung, in symphonischem Wechsel und Rhythmus sich hinanziehen, die Geheimnisse des Naturzeichnens.

Für den genussreichsten Anblick dieser Welt der stillen Grösse und Erhabenheit haben schon in jener erregten Zeit, welche der idealen Güter mit Sturmschritt habhaft zu werden suchte, begeisterte Verehrer der Natur die herrlichsten Standpunkte in grosser Zahl aufgefunden, aber erst dem beflügelten Schritte der Gegenwart gelang es, nicht nur eine Menge malerischer Stellen auch auf unwirthlichen Höhen zu freundlichen Wohnsitzen umzugestalten, sondern selbst für die kühnsten Bergfahrer Hütten bis zu den Jochen der höchsten Eisgebirge aufzurichten. Dem englischen Vorbilde folgte im Jahr 1863 der Schweizer Alpenklub, welcher in Bern seine Centralleitung erhielt. Wissenschaft, muthige Bezwingung der jungfräulichen Gipfel, Begeisterung für die Grösse und Schönheit der Natur, Vervollkommnung der Karten und Panoramen, Sammlung aller Beobachtungen, wofür unter Anderm sogar ein besonderes Gletscherbuch angelegt wurde, endlich Erleichterung der Zugänge zu den vorzüglichsten Aussichtspunkten schwieriger Hochgebirge, ja selbst Schutz und Sicherung des Alpengebietes sind die mannichfachen Ziele dieses blühenden, geistesfrischen und körperkräftigen Vereins, der gleichsam den Alpen selbst neues Leben einhauchte. — Durch die

Landschaftsmalerei, welche die Schweiz in die Häuser aller Gebildeten trug, wurde der Sinn für die malerischen Standpunkte stets reger. Der Beschauer empfand, dass hier jeder Bergrücken von der Natur selbst auf die Staffelei erhoben ist, jedes Gehänge, Wald und Schlucht, See und Wassersturz, jedes Vegetationsgebiet und seine Staffage, Hirt, Hütte und Vieh, jeder Gegensatz von Thal und Höhe, ja selbst die Schrecken der Eiswelt ihre besondere Schönheit und eigenthümlichen Zauber haben, und das Spiel des Lichtes, der Reichthum der Farben, der Wechsel der Schatten über die Formen stets neue Reize ausgiesse.

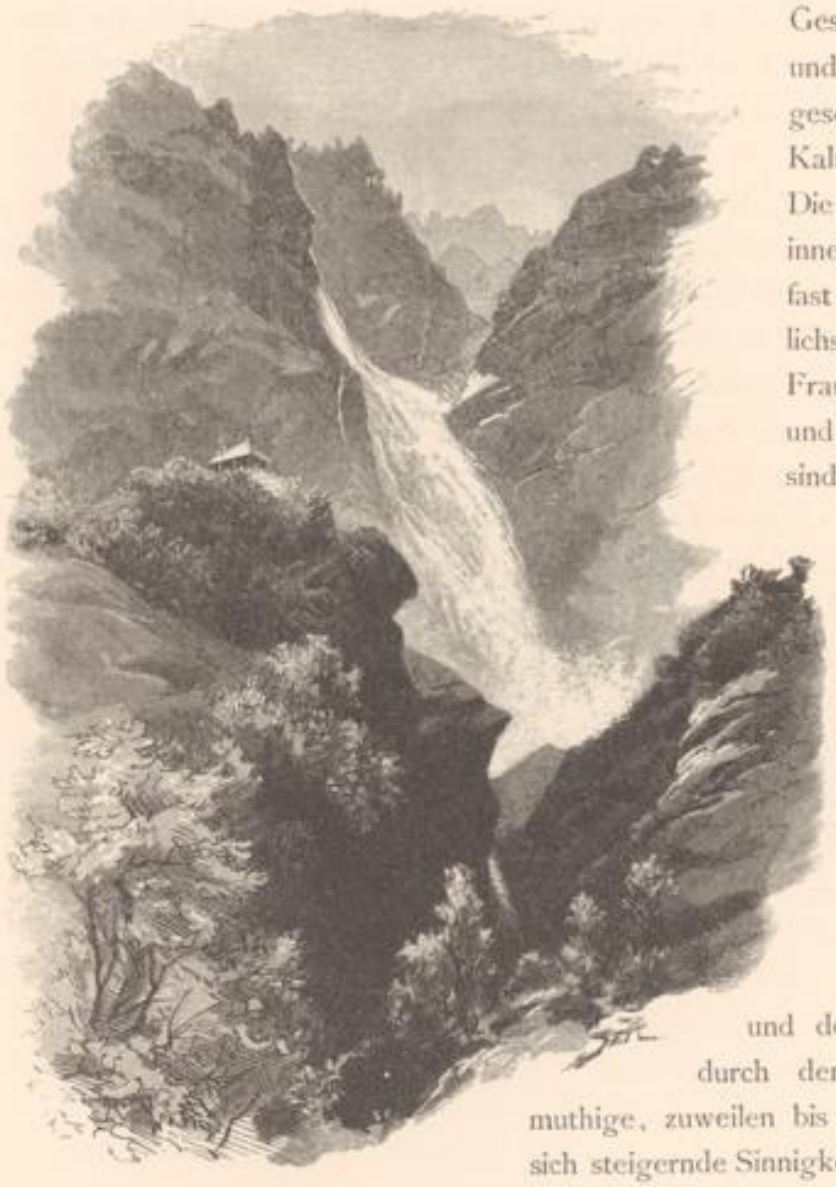
Von den Wyler Vorsätzen führt ein romantischer Weg in das idyllische Haslithal hinab, eine jener wunderbaren Schweizer Landschaften voll der gedrängtesten Gegensätze, unten mit einem Pflanzenwuchse, wie ihn fast nur die wärmsten Gebiete des Kantons Bern aufweisen, weiter oben noch die letzten Rückstände der höchsten Alpenblüthen. Unten breitet sich das weite ebene Thal von Meyringen aus, zu beiden Seiten von jähen Gehängen eingerahmt, über deren Terrassen die prächtigsten Wasserfälle niederrollen. Die ganze Umgebung ist eine unerschöpfliche Vorlage für echte Landschaftsmaler, und bietet einen unvergleichlichen Wechsel schroffer Felsen, düstrer Waldstreifen, formenreicher Gebüsche und Bäume, lieblichster Bergtriften, überraschender Ausblicke auf die majestätischen Schneeberge und die an warmen Farbentönen überreichen Gehänge. Das Zerrissene, Wilde ist überall gemildert durch das Idyllische und Ländliche. Quer durch die ganze Breite des Thals legt sich der Kalksteinhügel des Kirchet und gestattet der Aare nur durch die enge Felsenspalte des »finstern Schlauches« den Ausgang. Ein gewaltiger Bergwall schützt das Thal gegen die kalten Nordwinde und wirft die Sonnenstrahlen zurück, so dass hier bei sorgsamer Pflege alle Früchte des Flachlandes gedeihen, und ansehnliche Getreidefelder, Aecker mit Mais, Pflanzungen von Hanf, künstliche Futtergräser und reichliche Gartengewächse das Auge erfreuen. Die Wiesen tragen treffliche Kräuter und Gräser und sind im Frühling und Herbst nach dem Weidegange mit dichter Grasnarbe bekleidet. Nicht nur die gewöhnlichen Fruchtbäume bieten vollen Ertrag, sondern auch der Nussbaum, ja selbst die an Spalieren gezogene Rebe erreicht eine ansehnliche Grösse. 1856 wurden aus einer Spalierrebe achtundfünfzig Mass Wein gekeltert. Das üppige Gras ist der Volksreichthum des Hasli, denn selbst die rauhe, frostige Luft, welche von den nahen tief herabhängenden Gletschern und von den Eismeeren im Hintergrund der schattigen Thäler niederströmt, vermag nur wenig gegen sein Gedeihen.

Das Meyringer Thal zeichnet sich als die reichste der sieben grossen Vorrathskammern für die Winterung des Hasli-Rindviehs aus, das noch ganz der braunen Race angehört, etwas kleiner ist als das schwyzerische, in der Körperform aber dieselbe Leichtigkeit und Rundung zeigt. Die dunkelbraune Farbe der feinen Haut wird durch helle Streifen über den Rücken und durch lichtere Stellen an der Unterseite unterbrochen, selten fehlt der helle Ring um das Maul. Ein Vorwurf trifft nur das Knochengerüste, das oft eine auffallende Eckigkeit zeigt. Es ist eine köstliche Bergrace, den rauhen, jähen Gehängen völlig angepasst, reich an Milch und doch sehr genügsam; den Nachtheil der Kleinheit ersetzt für die Mastung der schnelle und starke Fettansatz. Zahlreiche Rinder werden nicht nur in die ebenen Gegenden des Kantons an die kleineren Bauern verhandelt, sondern gelangen selbst nach Oberitalien. Für gute warme Winterställe ist überall gesorgt, die Dicke des Wandholzes

Das Erwachen in der Sennhütte.

der Scheune beträgt bis acht Zoll, vor den Kühen läuft die Futterkrippe, die Ruhestätte bildet ein fester hölzerner Boden, und hinter dem Vieh fängt ein Trog den flüssigen Dünger auf. Eine stämmige Leiter führt zur Heubühne hinan; die Balken der Deckenwände lassen Zwischenräume für den Zutritt der Luft zur völligen Dörrung des Futters. Dicke Schindeln, durch langes Lattenwerk befestigt und mit gewaltigen Steinen beschwert, geben diesen »Schwardächern« eine sehr malerische Gestalt. Noch weit malerischer und zuweilen in echt künstlerischem Baustyl ausgeführt sind die allbekannten Oberländer Häuser. Freilich die einfacheren edleren Formen des alten Blockbaus wurden an den reichern Wohnungen oft bis zur Ueberkünstelung umgebildet, und die einfache Rothtannenfarbe benöthigte mancherorts eine theilweise Bemalung zu auffallenderer Wirkung. An den ältesten Häusern in Meyringen tritt das Dach oft bis drei Meter über den Giebel der nackten Blockwand vor, deren einziger Schmuck die vorstehende Fensterbank mit gewürfeltem Friese ist. —

In allen Haslern lebt die wärmste Vorliebe für das alte Vaterhaus und die heimischen Thäler, Weiden und Höhen. Ihr Körperbau gilt als der schönste der Alpen; Männer und Frauen sind meist von hohem Wuchs, jene schlanker als in den Nachbargebieten, doch so kräftig, dass Manchen nachgerühmt wird, sie vermögten sieben Centner zu tragen. In den Kampfspielen haben sie jedoch mehr ihrer Behendigkeit die nicht seltenen Siege über die wuchtigeren Grindelwalder und Emmenthaler zu verdanken. Ihr Muth, ihr zähes Festhalten an der alten Freiheit steigert sich bis zu stolzer Ehrliebe, die aber durch Höflichkeit, Gutmüthigkeit und gewandte Schlauheit gemildert wird. Neigung zur Satyre, Liebe zum



Der obere Reichenbachfall.

Gesange würzen ihre Geselligkeit, und doch mischt sich mit diesen geselligen Vorzügen eine gewisse Kaltblütigkeit und Zurückhaltung. Die Sprache hat etwas sanftes, von innen heraus schwellendes, zuweilen fast singendes und ist eine der lieblichsten der Schweiz. Mädchen und Frauen von vollendeter Schönheit und antik künstlerischen Verhältnissen sind im Haslithal keine Seltenheit, und da sie sich weniger mit Landarbeiten abgeben, bleibt ihre Haut blendend weiss und das Kolorit blühend. Sie legen auch hohen Werth auf diesen Vorzug und man sieht sie bei der Nachhülfe im »Heuet« oft mit Handschuhen, an heissen Tagen mit Sonnenschirmen. Die unbefangene vornehme Kälte, die ruhige Zuversicht und der natürliche Anstand erhalten durch den schalkhaften Blick eine anmuthige, zuweilen bis zum schwärmerischen Ausdruck sich steigernde Sinnigkeit. Die alte Hochzeitstracht hat noch malerische Anmuth bewahrt. Der Bräutigam, ganz in blaue Wolle gekleidet, windet sich um den rechten Arm einen Rosmarinkranz, an die Brust wird ein Rosmarinzweig geheftet und den Hut schmückt ein grosser Blumenstrauss, der »Mayen«. Die Braut trägt einen sehr hohen Kopfputz, ähnlich einer Krone, von schwarzem Sammet, mit Glasperlen, künstlichen Blumen, glänzenden Spänglein und allerlei Flitter geziert. Um den Nacken bindet sie eine seidene Tresse und die langen Haarzöpfe umwickelt sie mit schwarzen, rothen oder blauen Bandstreifen, deren Enden in das Schnürband der Schürze eingeschoben sind.

Die gewöhnliche weibliche Tracht ist jedoch weniger geschmackvoll und malerisch als im übrigen Berner Oberlande. Die eigentliche Berner Tracht hebt die Verhältnisse des Körpers wohlgefällig hervor und wirkt in Form und Farbe harmonisch. Ein stark gefalteter weiter Rock aus schwarzem oder dunkelblauem Wollenzeuge fällt bis zum Fussknöchel herab über ein zierliches Unterkleid von weissem Flanell, unten reich mit bunten Bändern besetzt. Ein schwarzes Sammetmieder mit gelben Tüpfeln hüllt Brust und Nacken nur halb ein und wird am obern Rande mit einem breiten schwarzen Sammetbande verbrämt und durch grosse Nadeln zusammengehalten. Das blüthenweisse, kleingefältelte und mit

breitem Hohlsaume gezierte feine Vorhemdchen tritt reizend aus dem schwarzen Sammetgrunde hervor und verschwindet dicht am Halse unter einem enganliegenden Sammetkoller. Mieder und Koller werden durch doppelte Reihen feingegliederter silberner Ketten mit silbernen Agraffen verbunden, eine oft sehr kostspielige, aber selbst in den einfachsten Formen zierliche und höchst originelle Beigabe. Weissleinene, stark gesteifte, fächerartig abstehende Hemdärmel treten blank aus dem dunkeln Mieder hervor und erhöhen den Reiz des Kostüms. Sie schliessen über dem Ellbogen in enganliegenden Falten und den Vorderarm schützt ein Filet von schwarzer Seide, über der Hand als Handschuh endigend, oder ein Stück enganliegenden Zeuges ist mit Haften an der Handwurzel zugeheftet. Ein kleines schwarzsammetnes Häubchen, mit einheimischen schwarzen Spitzen besetzt, bildet einen überaus anmuthigen Kopfputz, denn der vordere Rand fällt rückwärts und das Haar ist vorn freigegeben. Der Mädchen Stolz bilden die üppigen, tief über die Schultern herabfallenden, mit kostbaren schwarzen Seidenbändern durchflochtenen Zöpfe, während die Frauen ihren Naturschmuck unter der Haube verbergen. Die Haslerinnen tragen statt dieser herrlichen Tracht unschöne kurze und schmale Mieder, wobei der Rock bis beinahe zur Brust hinauf reicht und der Wuchs allzu gedrungen erscheint. Das anmuthige Vorhemdchen wird durch ein den Hals bis zur Taille einhüllendes rothes Tuch ersetzt; ein ähnliches Tuch, um den Kopf geschlungen, bildet den Haarputz im Einklang mit dem sehr weiten, feingefältelten weisswollenen Rocke. Als Lieblingsblumen werden Nelken und Bisamwicken gehegt, wozu ein paar Stengelchen Rosmarin gehören, um den »schönsten Mayen« zu bilden.

Sprachschatz und Sitten der Hasler deuten auf ihre enge Stammverwandtschaft mit den nur durch den Brünigpass geschiedenen Unterwaldnern. Das alte Landurbar der Thalschaft folgt zwar der Sage, dass die Hasler ausgewanderte Schweden und Friesen seien, und ein Volkslied in siebenundsiebzig Strophen, das freilich erst um 1550 von dem Pfarrer von Meyringen verfasst wurde und an geschichtlichen Verstössen überreich ist, bestätigt diese Meinung, die der Landschreiber Johannes Fründ von Schwyz 1440 für die Hasler und Schwyzer in Anspruch nahm. Die noch vorhandene Kopie jenes Liedes im Archiv von Meyringen stammt erst aus dem XVIII. Jahrhundert. Sicher ist, dass die Landschaft Hasli, wo sie zum ersten Mal als staatliches Gemeinwesen geschichtlich bezeugt wird, dieselben Freiheiten wie Schwyz genoss. Das ganze Gebiet von der Brünighöhe bis zur Grimsel war ein unmittelbares Reichslehen mit völlig freien Bewohnern, die ihren Ammann, den Reichsverwalter der hohen und niedern Gerichtsbarkeit, aus den eigenen Leuten wählten. 1296 hatte das Hasli sein eigenes Sigill mit einem die Flügel ausbreitenden Adler und der Umschrift: dis S ist der Gemeind von Hasle.

Die Verfügung über die Kirche zu Meyringen, deren Glockenthurm noch jetzt nach altem Brauche vom Gotteshaus absteht, war Sache des Reiches; 1234 verfügte der Hohenstaufe Heinrich darüber zu Gunsten des Lazaritenordens. Schon 1275 ging Hasli ein Bündniss mit der Stadt Bern ein als gleichberechtigte Landschaft und erneuerte diesen schützenden Zuzug bedingenden Bund noch 1308 nach der Ermordung Kaiser Albrechts. Aber am 8. Juni 1310 verpfändete Kaiser Heinrich VII. das Reichsland an Peter und Johann von Weissenburg aus dem Simmenthal. Johann und die zwei Söhne seines Bruders erhoben sich zu den mächtigsten Herren des Landes; sie besassen das ganze Untersimmenthal und den grössern Theil von Obersimmenthal, die Herrschaft von Weissenau an der Mündung der Aare

in den Thuner See, die Herrschaft von Unspunnen und das Haslethal, die Eingänge zu den Waldstätten, Wallis und Italien. Der Kaiser war 1313 in Italien plötzlich gestorben und hatte das den Freiherren eingesetzte Pfand nicht mehr ausgelöst; die Hasler bezahlten daher seit 1310 die Reichssteuer an die Herren von Weissenburg. Aber das reichsfreie Bern, das seine Selbstständigkeit gegen den selbstherrlichen Adel der Umgebung sich erkämpfen musste, schritt nun auch gegen die Herren von Weissenburg ein, zumal der Gedanke nahe lag, das ganze Thal der Aare, als des Flusses, an welchem die Stadt lag, dieser zuzueignen.

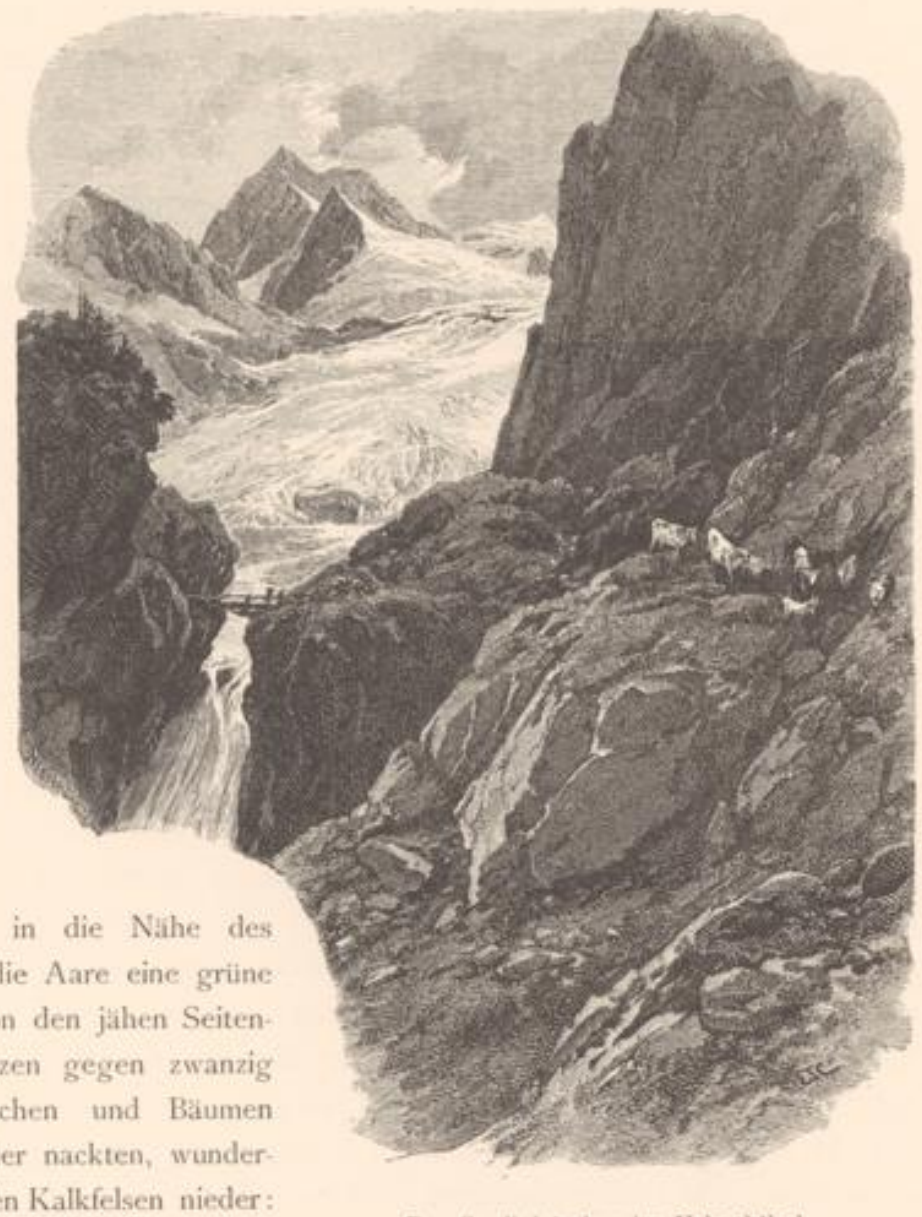
Im Hasle war, als der Weissenburger den jährlich von Hasle an ihn entrichteten Zins von fünfzig Pfund Pfennigen erhöhte, der offene Aufstand ausgebrochen, der sich durch vier Jahre (1330—34) fortspann. An der Hasleregg über Bönigen wurden die Hasler geschlagen, fünfzig Gefangene in das Verliess von Unspunnen, das theilweise noch vorhanden ist, geworfen. Aber die Freiherren erlagen den Angriffen Berns, das die Burgen zu Wimmis und Unspunnen einnahm und jene fünfzig Hasler befreite. Weil jedoch die Berner die Pfandsumme der Weissenburger mit eintausendsechshundert Pfund Pfennigen erlegten, so fiel ihnen auch das Hasle als Eigenthum zu, das nun die Freiheit eines unmittelbaren Reichslandes für immer verlor. Am 9. August 1334 leisteten Wernher Resti und die Landleute das Versprechen, jährlich fünfzig Pfund Pfennige an Bern zu entrichten. In den innern Einrichtungen blieben den Haslern die alten Freiheiten ungeschmälert, Ammann und gemeine Landleute ordneten die Rechtsverhältnisse selbstständig, nur hatte die Landschaft den Bernern Kriegshülfe zu leisten, die sich schon 1339 in der Schlacht bei Laupen als eine bedeutende Kraft erwies. Kauf und Verkauf blieben frei, und es war die Gemeinde selbst, welche schon 1376 anordnete, »dass nie keiner unsrer Landleuth von Hasli nit verkaufen sein liegend Gut dem, der ausserhalb unserm Land gesessen ist, und Niemand kein Alp nüt leihen soll.«

1528, als Bern zur Reformation übertrat, suchte Hasli seine volle Unabhängigkeit wieder zu erwerben. Bern hatte vom Kloster Interlaken Besitz ergriffen und sich den Eid der Treue von den fünf Thälern schwören lassen. Aber die Regierung wurde, weil es sich ja um Stiftungen zum Besten der Gemeindearmen handle, der Usurpation bezüchtigt, und das Oberland erklärte sich unabhängig. An den aufrührerischen Bewegungen nahmen die Hasler den lebendigsten Antheil. Auf Antrieb Unterwaldens, das sie zum Festhalten am alten Glauben ermahnte, hielten sie eine Landsgemeinde, welche mit hundertundeinundfünfzig Stimmen gegen hundertundeilf die Wiedereinsetzung der Messe beschloss. Nach Absetzung des reformirten Pfarrers holten sie mit Trommeln und Fahnen Geistliche aus Unterwalden und Uri herbei. Aber Bern liess nun die »ryssenden Bärendappen« herfür. Der als Staatsmann, Maler und Dichter berühmte Niklaus Manuel, mit der Leitung beauftragt, schrieb aus Thun, dass die Unterwaldner sich in Brienz mit den empörten Landleuten verbunden hätten. Am 1. November zogen die Berner Truppen in Thun ein; die Unterwaldner, welche unter Führung des Enkels von Niklaus von der Flüe nach Unterseen und Interlaken mit den Haslern gezogen waren, gingen schleunigst über Brienz und den Brünig zurück. Die Zurückgebliebenen mussten sich auf Gnade unterwerfen und das Religionsedikt wurde im Hasle, Brieg und den fünf Thälern Interlakens im ganzen Umfang durchgeführt. Die Anstifter verfielen dem Gerichte. Ein Nothpsalm, den Manuel noch vor der Entscheidung gedichtet haben soll, lautet:

O Herr sich zu wie es vns gadt,
sie brechend Bündt, die wilden thier,
Ir Schlundt gen vns wyt offen stat,
sy brüelent wie ein wüetend stier:
Si hand vns lang, schon ybertrang,
verachtet gnad geschmecht vnd gschendt,
Jetzt hettens gern, die frommen von Bern
verhetzt, verhergt vnd ganz zertrennt.

Sy hassent vns das wir vns din,
vnd Dyner ler stiff halten wend,
das wir hand d'gotzen geworfen hin,
das wir ein gruwel ab kriegen handt:
Vnd nit das brot, für vnsren got
In numen wend anbetten hie:
Hastu min Her, vns solche lehr
Durch Dynen Sun verkündet je? —

Die Fahnen und Landessigille Hasli's mussten der Regierung eingehändigt werden, ebenso die Freiheitsbriefe. Am 19. November wurden der Adler Hasle's und der Steinbock zur Seite des siegreichen Berner Bären feierlich von den Truppen in die Stadt getragen. Erst 1557 erhielt Hasle seine Freiheiten wieder, aber der Landammann, der in Meyringen residirte, blieb der Oberaufsicht des Landvogts in Interlaken unterstellt. Die neue Zeit brachte der Landschaft wieder die Gleichberechtigung.



Der Gauligletscher im Urbachthal.

Vom Kirchet bis in die Nähe des Brienzer Sees durchzieht die Aare eine grüne baumreiche Ebene, und von den jähen Seitenwänden der Gebirge stürzen gegen zwanzig Wasserfälle, von Gesträuchen und Bäumen umrankt, an den Flächen der nackten, wunderlich übereinander gethürmten Kalkfelsen nieder: hier der schöne Wandelsturz, anfangs fast senkrecht hinabrollend, dann in halber Höhe durch zackige Felsenklippen gebrochen; dort der zierliche alabasterweisse Oltschifall, leicht und anmuthig über die dunkeln Terrassenhänge niederflatternd. Vom Hasliberg herab stürzt der malerische Alpbach in aufgerissener schwarzbrauner Felsenkluft zu Thal, in wildem Ungestüm die Wassersäule auf dem nackten Gestein zerschmetternd. Die stets erneuerten Ablagerungen massenhaften Schuttes werden durch ein hochaufgedämmtes Rinnsal der Aare zugeleitet, denn angeschwollen vermag der Bergstrom rings die Umgebung zu verwüsten,

ja im Jahre 1763 begrub er das schöne Meyringen an einzelnen Stellen gegen zwanzig Fuss tief unter Schutt und die Kirche wurde fast in gleicher Höhe mit Schlamm und Kies ausgefüllt. Gegenwärtig wird der Sturz wie zwei seiner berühmten Nachbarn bei günstiger Witterung den Fremden durch bengalische Beleuchtung als wild wogender Feuerstrom vorgeführt.

Doch noch weit reicher an Wundern, welche die natürliche Beleuchtung hervorzaubert, an malerischen Reizen des Wellenspiels, an gewaltigen Ueberfluthungen mächtiger Felsenstufen, an schöner Umrankung der Pflanzenwelt, an pittoresken, zertheilenden Steinblöcken, an Farbenwechsel und Farbenfülle ist der gegenüber liegende Reichenbach, der in sieben Stufen die herrlichste Kaskadentreppe der Schweiz bildet. Zuoberst wirft er sich zweihundert Fuss hoch senkrecht herab, in prächtigem, wild aufgeworfenem Strudel drängt er plötzlich hervor, fällt noch als erster kleiner Sturz auf den braunen Schiefer der Felsblende, rast dann als grosse dichte Stromfülle auf die gelblich-grauen Felsblöcke nieder; dumpfer Donner hallt aus der Tiefe auf und der Gischt spritzt bis zu den Fenstern der Hütte auf, hinter denen geschützt der Beschauer sich den Genuss noch durch farbige Gläser zu vermehren trachtet. Eine Sage erzählt, wie der Rubinenglanz einzelner Tropfen an den Steinen im Strombecken materialistische Männer verlockt habe, mit Lebensgefahr hinabzusteigen, und wie sie statt Karfunkeln nichts als nasse Hände zurückgebracht. Noch jetzt entsendet der Sturz aus der Schlucht bei reiner Morgenbeleuchtung den herrlichsten Karfunkelregen in die Lüfte empor. Weiterhin strömen über die malerischen Terrassen hinab hier ein dreitheiliger Wasserstrahl neben dem mächtigen Hauptsturz, gefolgt von einer schräg über die Felswand sprudelnden Fluth, dort eine durch stete Unterbrechung wild aufgewühlte ungestüme Wassermasse, von scharfgezahnten dunkelgrauen Steinblöcken eingerahmt, dann wieder leise sich schlängelnde, sanft spielende Wellen auf fast ebener Flur, Stürze über Staffeln, die in Farbe und Form den reichsten Wechsel vom glänzendsten Silberweiss bis zum dunkelsten Schwarz darbieten, zerrissene, schäumende, laut tosende Wasserlawinen, aufwirbelnder Staubnebel, braune Felsenkessel, in denen der donnernde Chor in die Melodien der sanften Strömungen einfällt. Und — zuletzt breitet sich der unterste Fall in der schönsten malerischen Fülle aus und bildet um ein prächtiges, mit grünen Rasen bekleidetes Felsstück einen gebrochenen Doppelfall über zwei Stufen in zwiefacher Wendung hinab.

Gegenüber führt der Hasleberg ein überaus liebliches Bild des Alpenlebens vor die Augen. Unter Alpen versteht der Hasler, wie der Schweizer überhaupt, in landwirthschaftlichem Sinne die Landstriche in den Gebirgen, welche vorzugsweise zu freiem Weidegang benutzt werden. Der Hasleberg ist sehr reich an Vorweiden (Vorsassen), die eine für die Schonung der Thalwiesen wohlthätige Mittelstufe zwischen Thal und Alp bilden. Sie steigen von zweitausend bis zu viertausend Fuss ü. M. empor; der Hirt nimmt hier noch bleibenden Aufenthalt in einsamen Hütten und Weilern. In der Nähe der Hütten reifen noch Gerste, Roggen und Kartoffeln, zuweilen auch Kirschbäume, und die von erspriesslicher Sonnenlage begünstigten näheren Vorweiden bieten oft die ganze Fülle der Thalweiden dar. Die Blätter der Blumen erheben hier oben fröhlicher ihr Haupt und die holzigen Theile werden zarter. Ueber das dichte fusshohe Gras ragen zahllose Blüthenpflanzen in unablässigem Wechsel auf; jetzt das weisse Schneeglöcklein, dann der gelbe Löwenzahn und die dunkelblauen Berggloeken. Haben die Grasähren schon die Reife der Wiese verkündigt, so wuchern

noch Sauerampfer, Lichtnelken und Sternköpfe; endlich zeigen der zarte Augentrost und die röthliche »Kiltblume« das Ende der fröhlichen Heuetzeit an. Im Spätherbste werden selbst noch auf sumpfigem Boden die sauren Seggen und bittern Gräser, die Binsen, Schilfe und Wollgräser für die Winterstreue abgemäht. In den sorgfältig gepflegten Vorweiden stellt man als trüglichen Geschenken böser Berggenien den grössern Enzianen, dem Eisenhut, den Germern und Disteln und selbst dem Wegerich und der Brunelle, den Ellstäben und Hauhecheln nach. Eine gutgehaltene Vorsass ist für den Bergwanderer einer der freundlichsten Genüsse.

Auf der Felsenabstufung über Meyringen liegen fünf freundliche Weiler zwischen den fruchtbarsten Wiesen eingebettet; an die Wintergüter lehnt sich dreihundert Meter höher die zweite Stufe mit den Vorsassen, über welchen nur durch einen Waldsaum getrennt als dritte Stufe die Mittelalpen sich erheben. Der Hasleberg hat den Vorzug, mit seinen reichen Weidetriften, die vom Brünig bis zur Planplatte reichen, eine der Sonne zugeneigte Fläche zu besitzen, die von den Gletschern nur das herrliche Bild, nicht aber die kalten Winde hat. — Jenseits des Kirchet läuft das Hauptthal des Oberhasli in achtstündiger Strecke bis zum Grimselpasse. Schon beim Uebergang über den Querriegel findet man auf dem blauen Alpenkalkstein die ersten Spuren früherer Gletscher, zahlreiche erratische Gebirgsblöcke, welche häufig zu Nutzbauten verwendet werden und auch der Nydeckbrücke zu Bern Material geliefert haben. Im ersten geschlossenen Becken liegt das liebliche Kesselthal von Hasle im Grund, durch ein Seitenthälchen mit dem romantischen Urbachthal zusammenhängend, das nur am Eingang ein Dorf hat, im Hintergrund aber durch den zerrissenen Gauligletscher vollständig abgeschlossen wird und namentlich gegen das Thalende hin Scenen erhabenster Wildheit darbietet. Während im Haslegrund an sonnigen, vor kalter Bergluft geschützten Lagen noch einige mächtige Nussbäume gedeihen und am Pfarrhause sogar die Rebe reife Beeren zeitigt, herrscht im Urbachthale der ausgesprochenste Alpencharakter. Schroffe Felswände wechseln mit vortrefflichen Wiesen und Weiden, deren jähe Steilheit die Träger des Heus schon mit Gefahren bedroht. Bis an den Gletscher hin drängen sich Sennhütten und reiche, fettgrasige Weiden.

Auf dem Gaulischafberge, wo die Hochalpen den Voralpen folgen, finden noch mehrere tausend Schafe ihre Nahrung an dem zwar kurzen, aber doch sehr nahrhaften Grase. Dort ruft sie der Hirt zu bestimmten Zeiten zusammen und bietet ihnen das beliebte Salz. Ernste, fast zur Schwermuth stimmende Einsamkeit herrscht auf diesen Schafbergen, hier und da vernimmt man das schrille Rufen des langsam kreisenden Raubvogels, dann plötzlich das dumpfe Donnern eines Gletscherbruchs oder das Geröll eines Felsensturzes, vielleicht auch den grellen Gesang eines muntern Schafbuben, zuweilen selbst wieder mit Lauten der Wehmuth. Und doch, dem Tode so nahe, schmückt sich die Flora noch mit den zierlichsten Blumen in den lebhaftesten Farben. Aus den Raseninseln schauen goldene Bergbenedikten, weisser Alpenhahnenfuss und Mannsschild, blaue Enziane und Veilchen, Hungerblümchen und die vielfarbigen Gespielen des Klees hervor; kleine kriechende Würzelchen treiben sich selbst unter das öde Geröll hinab. —

Wie aber die zerstörenden Kräfte der atmosphärischen Einwirkung des Eises und der Gewässer fort und fort Gipfel und Gräte der Alpen fast unmerklich abtragen und die Tiefen langsam ausfüllen, so dringt auch die allmählige Zerstörung in die Hochalpen ein durch

Die Beute im Felsenhorste.

Landes- u. Städt-
Bibliothek
Düsseldorf

Der Sustenpass.

Gesteinstürze, Regengüsse, Schneeschmelzen und sogar durch die Thätigkeit der Schafe, welche den Nährboden während der Blüthezeit scharf abäsen und durch Auflockerung häufiges Niederkollern von Rollsteinen auf die guten Weidegründe veranlassen. Die überaus kurze Zeit des Wachsthums der Hochalpenpflanzen steigert ihre Schmackhaftigkeit; alles Unzarte, Saure und Bittere wird der Ebene überlassen. Wie die Schafe, zwar durch ihre dichte Wolle gegen die Kälte geschützt, auch durch dichtgedrängtes Zusammenschaaren sich gegen die Unbill der Hochalpen schützen, ebenso treten auch manche Pflänzchen dieser Hochwelt in dichtgedrängte, reich mit Blüthen überkleidete Polster zusammen, so der niedliche Steinbrech und die rosenrothe stengellose Klebnelke; bis zu den höchsten Moränenlinien zieht noch das himmelblaue stiellose Vergissmeinnicht und die rosige Gletscheraretie empor. Zwar folgt der giftige blaue Eisenhut bis hoch hinan, mit ihm aber auch das milchreichste Futter: der Muttern (Bärenwurz), das Adelgras (Alpenwegerich), der Thaumantel (Frauenmantel), der Romeien (Alpenrispengras), die Bergesparsette, die Astrenze (Sterndolde). Die ältern Schafe, wenn sie wiederholt zu Berge gegangen, wissen das Vorrecht der Erfahrung sehr egoistisch geltend zu machen.

Die Zeit, während welcher das Pflanzenleben in der Höhe gedeiht, wird weiter hinan eine immer verkürztere; bei 2500 Fuss ü. M. dauert sie etwa 230 Tage, bei 4000 Fuss 200, bei 6000 Fuss nur 132, bei 8000 Fuss 92 und bei 10,000 Fuss sogar nur 32 Tage.

Der Berggang des Viehes, der den Höhen neues Leben verleiht, ist stets ein Fest für die Hirten und ihre Thiere. Schon Mitte Mai steigen die Kühe zu den Vorsassen hinan, und bezeugen ihre Freude wieder mit den Glocken, Treicheln und Schellen umhangen zu werden, durch den tollsten Muthwillen. Nach einigen Wochen werden die an die höhere Alpfahrt gewöhnten Kühe noch unruhiger und drängen in fast leidenschaftlicher Weise zum Gebiete der völlig freien Alp empor, obschon sie hier, wenn auch in neuen Bundesgenossenschaften, doch merkwürdiger Weise sich einer konstitutionellen Königin unterwerfen und

dieser Auserlesenen in freiwilligem Gehorsam durch alle Weidegründe folgen. Wie überall gibt es jedoch auch hier Missvergnügte, die sich in ganz kleinen Trüppchen, bisweilen noch mit einer Entthronten zusammen, absondern und meist an abgelegenen Grollplätzchen ihre Nahrung suchen. Alle aber lauschen mit gleicher Lust dem weit wiederhallenden Kuhreigen, den der Hasler Hirt mit bewundernswerthen Volltönen in die Alpenwände hineinjubelt:

Har Kuhli, ho Loben! hie unten, hoch oben
Tryb usen, tryb ynen, den Reyhen anstimmen,
Bring z'erst die Drychelkuh!
Die Brämi und Gyger, die Rämi und Styger,
Die Mälchen, die Galten, die Jungen, die Alten,
Tryb o fry wacker zu!
Die Grossen, die Kleinen, die Gleichen, die Gmeinen
Must ynen thu.

Har Kuhli, ho Loben, der Senn ist jetzt d'oben,
Tryb gewaltig hiedüren, die Stärksten vorfüren,
A d's Wildi muss der Schär!
Die Musi zum Balki, die Zusi zum Falki,
A d' Falki der Dubel, a Dubel der Knubel,
A Knubel muss der Bär;
Zum Bär muss d's Wyssfüesli, blybt de dem Ein Spiesli
Sys Häftli lär?

Ostwärts vom Hasligrund zweigt sich das Gadmenthal ab, das einem verkleinerten Wallis ähnlich als Längenthal bis zum Sustenpass und Steingletscher emporzieht. Jenseits des Mühlethals und des Aufstiegs zum Gentelthal schwingt sich zur Linken die prächtige Gadmerfluh als gewaltige Kalkmauer senkrecht empor. Zur Rechten erheben die Urgebirge des Mährenhorns und Benzlauistocks ihr Haupt; ungestüme Bergströme und wilde Felspartien wechseln in malerischen Gruppen. Verwetterte Ahorne, weitastig und uralt, schmücken in der obern Stufe das im frischesten Wiesengrün prangende Thal, das von zwei alten, mit dichtem Wald bedeckten Moränen durchschnitten dem Häuserhäuflein von Gadmen zuläuft. Rechts klimmt der dunkle Tannenwald hinan, oben von leuchterförmigen Arven überragt; darüber erhebt sich der vergletscherte Gebirgskamm. An den Hängen harrt im Vorsommer geschlagenes und aufgespeichertes Holz des Hochwassers zur Flössung in's Thal. Zahlreiches Alpenwild bevölkert die Gadmerfluh; hier nistet noch der mächtige Lämmergeier, im Fluge dem Falken ähnlich; hier führt der in Südeuropa heimische träge Schlangenadler mit den weisswolligen Kreisen um's Auge sein Stillleben, und der »König der Nacht«, der grosse Uhu, findet treffliche Schlupfwinkel, wie auch die Schnee-Eule, deren Vaterland sonst der höchste Norden ist. Auch einige Schlangenarten leben auf dieser Fluh: die röthliche glatte Natter, die zickzackgebänderte Kreuzotter und ihre Abart, die schwärzliche Höllennatter, ja selbst die graue, im Jura heimische Redische Natter. Jenseits des obersten Thals beginnt die Wildniss des Hochgebirgs, nur wenige Weiden bekleiden noch die unwirthliche Steinalpe. Nördlich zieht sich das schon hohe und wilde Gentthal zu jener herrlichen Engstlenalp hin, die den Fuss des Titlis schmückt.

Das eigentliche Haslithal setzt sich in das Guttannenthal fort und zieht südöstlich in Stufen zur Grimsel hinan. Die Landschaft wird stets wilder und herber; Lawinen, Bergwasser und Geröllhalden haben schon hier den Boden mit Trümmern überworfen; vom Mittaghorn sieht man im Frühling in einer Stunde oft mehr als ein Dutzend herniederschwebender kleiner Lawinen auf gleicher Bahn zu Thal stürzen. Das Dörflein Guttannen, von dessen Giebeln zahlreiche Bibelsprüche und Gesangbuchverse dem Wanderer nicht unnöthigen Trost zusprechen, liegt einen grossen Theil des Jahres im Schnee verhüllt; doch finden sich in der Umgebung noch sehr fruchtbare und grosse Winterungen. Jenseits Guttannen erhält das Thal das grossartige und strenge Gepräge der wirklichen Hochalpen; in

rascherer Strömung wälzt sich die Aare nieder, doch zieht sich die Waldregion noch zu seltenen Höhen hinan.

An der Grenzlinie der beiden Alpenregionen donnert der erhabenste Wassersturz der Alpen, der Handeckfall, ungeheure Dampfwolken aufwirbelnd, in die Tiefe. In freier Luft stürzt hier der Aerlenbach mit seiner Silberfluth mitten in die senkrecht hinab wogende Wassersäule der Aare und rauscht mit ihr zum dunkeln Schlunde nieder, wo in der Morgenmitte die Sonne die herrlichsten Regenbogen über die schwarzen Felsen hinmalt. Hinter der ersten Brücke, wo das Thal den kalten Gletscherlüften offen steht, verschwinden allmählig die Hochstämme, nur noch die Zwergtanne gesellt sich zu den Heidelbeerstauden und den Alpenrosen-Sträuchern. In dunkeln Schlünden braust die Aare, nach deren oberstem Falle das letzte Thalbecken, die trümmerreiche Weidefläche des Räterichsbodens erreicht wird. — Bei dem Kampfe an der Grimsel zwischen Franzosen und Oesterreichern am 14. August 1799 überschritten die Franzosen, von einem Guttannenbauern geleitet, vom Räterichsboden aus die Abgründe und Gletscher längs der zackigen Kämme des Nägeligrates und fielen den Oesterreichern in den Rücken. Noch 1842 fanden Agassiz und seine Gefährten Stücke von Flintenkolben, Patronentaschen, Tschakos und einige Musketenkugeln am Saasberg und an den Wänden des Siedelhorns. — Bis zum Grimselgrunde hinan wird das Thal stets enger und die Aare strömt zwischen senkrechten Wänden. Am rechten Ufer auf einer Erhöhung liegt das Grimselhospiz in wilder baumloser Einsamkeit, von nackten Felsen umzingelt. Mit halbgebrochenem Auge leuchtet ein dunkler fischloser See zur Seite. Doch haben sich selbst hier noch hinter dem See und am Berghang gegen die Hauseck hin sparsame Weideplätze erhalten, wo im Sommer die Glocken der Kühe an das reichere Alpenleben mahnen. Aber das Brennholz für das gastliche Hospiz muss unterhalb des Räterichsbodens herbeigeholt werden. Immerhin gelang es dem Hospizwirthe, auf dem nahen gewaltigen Granitblock des Nebennollens Spinat, Salat, Rüben und Kohl für das »Grüne« der Mahlzeiten zu gewinnen.

An der Handeck.

Der Unteraargletscher.

Rings in der Umgebung stösst man hier und da auf die charakteristischen Thiere der Schneeregion; das Murmelthier, das sich schon in Gadmen hart an den Schneethälchen seine Sommerwohnungen in grasigen Gehängen baut, erscheint am zahlreichsten am Zinkenstock, der auch durch sein Gewölbe mit sieben bis zwölf Centner schweren Bergkrystallen berühmt geworden ist. Der Alpenfuchs scheut selbst die Gletscher nicht, während die Gemse nur verfolgt über dieselben setzt. Der Alpenhase huscht hier und da noch in den untern Gebieten der Schneeregion. Auf sonnigen, etwas begrasten Schutthalden zwischen der Holz- und Schneegrenze, oft auch bei grossen Schneelagern trifft man das Schneehuhn, das zwar den Schnee durch Eingraben von tiefen Gängen beherrscht, aber den Gletscher flieht. Die Felsenschwalbe lässt sich noch beim Aargletscher erblicken; der hübsche Schneefink brütet noch in den Spalten der obersten Felsen, und das Pärchen, das so lange unter dem Dach des Grimselhospizes nistete, wurde, wie es einem Wesen ziemt, das sich freiwillig zu Menschen gesellt und die stille Einsamkeit durch lieblichen Gesang belebt, als Bote der freundlichen Berggeister verehrt. Die Citronenfinken, die Schneevögeli nisten hier und da unter den Dächern der Sennhütten; im Herbst ziehen sie in Schaaren als Vorboten des Winters in die untern Regionen. Der Alpenfluevogel, ein fröhlicher Gast hier oben, fliegt sogar in harten Wintern bis zur Stadt Bern hinab. Manchmal wagt sich ein Schmetterling bis über die höchsten Gipfel hinan.

Vom nahen steilen Siedelhorn geniesst der Wanderer einen prächtigen Einblick in die unter ihm liegende Gletscherwelt, denn die beiden Aargletscher liegen fast in

ihrer ganzen Ausdehnung zu seinen Füssen. Vom Hospiz führt ein ungefährlicher Reitweg über das offene sumpfige Thal, aus welchem einige granitene Felsrücken aufragen, schon in zwei Stunden zum Unteraargletscher hin, der nächst dem Aletschgletscher der bedeutendste des Berner Oberlandes ist. Am Thalende der Gletschermasse ist das Eis hoch mit Trümmern überdeckt; mühsam ersteigt man den Stirnwall, wandert eine gute Viertelstunde über Trümmer hin, bis das reine Eis erreicht wird. Der eine Arm des Gletschers, eingeschlossen zwischen den senkrechten Gehängen des Schreckhorns und den Halden des ewigen Schneehorns, ist nur durch den niedrigen, zwischen Schreckhorn und Berglistock ausgespannten Kamm von dem obern Grindelwaldgletscher getrennt, während der andere Zufluss um den vorspringenden Felsen des Abschwungs, des Fusses der Lauteraarhörner, sich drehend, hinanreckt zu den Firsten des Finsteraarhorns und dem steilen Sattel der Strahleck, welche einen beschwerlichen Uebergang nach dem untern Grindelwaldgletscher gestattet.

Auf der Moräne, in der Nähe eines ungeheuren Granitblocks hatte der Solothurner Naturforscher Hugi schon früher aus trockenen Mauern eine Hütte aufgeführt, die mit Heu für das Nachtlager gefüllt wurde. Als Hugi neun Jahre nachher die Hütte wieder besuchte, fand er sie schon um 2028 Fuss vorgerückt. Die schweizerischen Naturforscher Agassiz, Desor und Vogt benutzten einen gewaltigen Glimmerschieferblock, dessen Ende in der Form eines Daches vorsprang und durch eine senkrechte Mauer nun zum »Hôtel des Neuchâtelois« umgestaltet wurde, als Ausgangsstätte ihrer berühmten Untersuchungen der Gletscher, als der grossartigsten, eigenthümlichsten und wissenschaftlich merkwürdigsten Erscheinungen des Alpengebiets. Bald war das »Hôtel« eine der Oberländer Sehenswürdigkeiten und gegen Mittag traf man dort stets Reisende aller Nationen, fast allwöchentlich sogar weibliche Touristen. Desor erzählt:

> Wir konnten unsere Freunde darin bewirthen, und gar manchmal waren wir mehr als zwanzig unter dem Zeltdache. Auch die Schlafzimmer fassten ziemlich viele Leute; ich erinnere mich einer Nacht, wo mit den Führern einunddreissig Personen mit uns schliefen. Das Unglaublichste war der Ball, der dort gehalten wurde, da die Arbeiter einige ihrer Freunde für den letzten Sonntag zu sich eingeladen hatten, diese mit einer Karavane von Mädchen anlangten. Der Violinist und der Hackbrettspieler wurden aus Oberwald im Wallis geholt und der Ball dauerte bis in die späte Nacht hinein, obgleich der Fussboden nicht sehr glatt und die Musik noch holpriger war. So lange die Alpen bestehen, war dies wohl der erste Ball auf einem Gletscher. —

Die Naturforscher strebten die Bildungsgeschichte der Gletscher und ihre Bedeutung für die Erdflächengestaltung durch zahlreiche Beobachtungen darzulegen. Da es in jenen Höhen nie regnet und die atmosphärischen Niederschläge nur aus Schnee und Reif bestehen, so würde der Firnschnee sich unbegrenzt anhäufen, wenn nicht durch die Bewegung der Massen nach der Niederung, wo sie abschmelzen, diese Ansammlung einen Abfluss fände. Während der Hochschnee noch trocken und pulverig ist, werden bei zehntausend Fuss die feinen Kryställchen durch oberflächliches Schmelzen so abgeschliffen, dass sie zu harten rundlichen Körnern sich gestalten und in ihrer Anhäufung den luftblasenreichen, durch Eiscement verkitteten, blendend weissen Firn bilden.

Das Gletschereis zeigt auffallende Verschiedenheiten vom Eise der Seen und Flüsse; es ist matter und blasiger und seine Oberfläche so uneben, dass das Gehen auf den Gletschern keineswegs so schwierig ist, als man sich anfänglich vorstellt. Ein eigenthümliches Netz von

Am Finsteraarhorn.

sich kreuzenden und verzweigenden, ausserordentlich feinen Haarspalten durchzieht die aus kleinen Bruchstücken zusammengesetzte Eismasse in allen Richtungen und bedingt die Oberflächenbildung, die durch das ungleiche Abschmelzen ihre Rauhigkeit erhält. An den Gletscherspalten erforschte Agassiz die eigenthümliche Struktur des Gletschereises, einer Wechsellagerung von dichtem, durchsichtigem, bläulichem Eise, mit schaumigem, luftblasenreichem, weisslichem. Zur Kenntniss der Vertheilung dieser blauen Gletscherbänder liess er durch den ganzen eintausendzweihundert Meter breiten Gletscher einen Graben ziehen, worin man jene genau untersuchen und messen konnte. Die dunkeln rinnenförmigen Querstreifen, welche in schichtenartiger Liniirung durch die schnellere Bewegung der Gletschermitte sich zu Spitzbogen ausziehen, erwiesen sich als Sammelstellen des im Sommer den Firnen durch Winde zugeführten Sandes, der auch, vom einsickernden Wasser ins Innere vertheilt, theilweise die Ursache der milchigen Trübung des Gletscherwassers ist. Die Temperatur der äussern Luft dringt nur

zwei bis drei Meter in die Tiefe des Gletschers ein; ein Maximum- und Minimum-Thermometer in Bohrlöchern im Aargletscher eingesenkt, ergab als grösste Kälte nur — 2,1°, in 7½ Meter Tiefe — 0,3; weiterhin verschwinden die täglichen Schwankungen; bei zehn Meter Tiefe geht auch jeder Einfluss der Jahreszeiten ganz verloren und die Temperatur des Gletschers beharrt auf dem Schmelzpunkte. Durch Krachen und Donnern kündigt sich im Sommer das Spaltenwerfen an, besonders bei ungleicher Temperatur, am stärksten in Nächten, welche auf sehr feuchte, warme Tage folgen. Agassiz schrieb vom Hôtel des Neuchâtelois an Arago in Paris:

»Vorgestern war ich Zeuge des merkwürdigsten Schauspiels, das ich je auf den Gletschern genossen. Meine Arbeiter waren um 4½ Uhr Abends am Bohren, als plötzlich zu ihren Füssen der Gletscher zu krachen und eine grosse Menge Luftblasen zu entwickeln begann. Der Schrecken hatte sich des ganzen Trupps bemächtigt, sie waren bleich und entstellt, als ich anlangte. Ich bemerkte, dass aus zwei schmalen Spalten von kaum einer Linie Breite reichliche Luftblasen hervordrangen; zwei andere Spalten von drei bis vier Linien Breite hatten sich mehrere hundert Fuss lang quer über den Gletscher geworfen; alle kleinen Wassergerinnsel flossen hinein. Nach einigen Minuten vernahm ich in einiger Entfernung ein Getöse ähnlich dem Pelotonfeuer, dem einzelne Schüsse sich beimengen. Ich lief dem Gekrach entgegen, das sich unter meinen Füssen mit Erschütterungen, den Stössen eines Erdbebens gleich, wiederholte. Der Boden schien zu weichen und das Getöse glich jetzt dem eines Bergsturzes. Der Gletscher erzitterte wirklich, ein Granitblock von drei Fuss Durchmesser, der auf einer zwei Fuss hohen Unterlage ruhte, fiel plötzlich herab; in demselben Augenblick öffnete sich eine Spalte zwischen meinen Füssen und lief pfeilschnell in gerader Linie über den Gletscher fort. Traf sie andere Spalten, so sprang sie um drei oder vier Zoll ab und setzte dann wieder in gerader Richtung fort. Grosse Luftblasen kamen überall hervor, wo der Spalt durch das Wasser setzte. Um sieben Uhr konnte ich in einem Raum von einhundertfünfundzwanzig Schritten acht neue Spalten zählen. Die Hitze war tagsüber sehr gross gewesen (+ 14° C.); noch nie hatte ich so viel Wasser auf dem Gletscher gesehen. Merkwürdig ist, dass die Schründe von oben nach unten, dem Abhange nach fortschreitend sich warfen. Ein Schrund warf sich quer durch unsere Hütte und erschütterte die Pfeiler so, dass einige zusammenfielen.« —

Weitere Beobachtungen zeigten, dass die Form der Gletscherspalten vom Untergrunde der Eismasse und von der Gestaltung der Gletscherufer abhänge; je geneigter ein Gletscher ist, um so mehr Spalten hat er, und je mehr sich das Gefälle ändert, um so tiefer und breiter werden die Querspalten. Erhöhungen des Bodens bilden Spalten, die sich von der Oberfläche nach unten verengern, Einsenkungen des Grundes rufen in der Tiefe Spalten hervor, welche zuweilen die Bildung von Gletscherhöhlen veranlassen; Veränderungen der Breite des Gletschers durch Erweiterung des Lagers erzeugen Längsspalten, jähe Abstürze zerklüften die Eismassen in Blöcke und durch die Kreuzung zweier Spaltensysteme thürmen sich oft wunderliche obeliskenartige Eisfelsen auf.

Von höchstem Interesse und Gegenstand der angestrengtesten Untersuchungen war schon frühzeitig die Bestimmung der Gletscherbewegung. Agassiz liess zur Messung des täglichen Vorrückens und der Verschiedenheit desselben bei Tag und bei Nacht in einer Entfernung von einhundertundfünfzig Metern vom Rande einen Pfahl in den Lauteraargletscher einschlagen, ihm gegenüber ein Fernrohr mit Fadenkreuz einmauern und täglich Morgens und Abends um sieben Uhr die Bewegung des Pfahles messen. Aus neunzehntägiger Beobachtung (vom 3.—22. August) erhielt er ein Mittel von 0,1 Meter für vierundzwanzig Stunden und für die Bewegung der Nacht und des Tages ein Verhältniss von 7 zu 6. An jähen Senkungsflächen ist das Vorrücken ein beschleunigtes, in der Mitte bewegt sich der Gletscher wie ein Wasserstrom schneller als an den Rändern, an der Oberfläche rascher als am Grunde. In heissen Jahreszeiten, bei Regen und Schneeschmelzen nimmt die Bewegung zu, gegen das

untere Ende nimmt sie ab. Die Grösse des täglichen Fortschreitens ergab eine Schwankung von 10 Centimeter bis 1,30 Meter; die des mittlern Theils des Aargletschers verhielt sich zum Endtheil wie 37 zu 23, und die Dichtigkeit des Eises zeigte gegen das Ende hin eine solche Zunahme, dass ein Kubikmeter Eis hier 27 Kilometer mehr wog.

Das Vorrücken des Stromes gleicht dem Fliessen einer zähen Masse, ist gleichzeitig ein langsames Gleiten (Glitschen, Gletscher), das noch durch die Durchfeuchtung erleichtert wird, und ein Fliessen, das durch ein Verschieben der durch starke Pressung theilweise verflüssigten Theilchen ermöglicht ist. Agassiz erklärte die Bewegung durch die Ausdehnung des in den Haarspalten gefrierenden Wassers; spätere Forscher wiesen nach, dass das Ausquetschen der Flüssigkeit und ihr Wiedergefrieren durch das Binden freier Wärme die grossem Drucke ausgesetzten Eismassen nöthige, um den Betrag des stellenweise ausgequetschten verflüssigten Eises nachzurücken, und dass die blaue Bandstruktur der Gletscher die Folge der schichtenförmigen Verflüssigung durch Druck sei. Da das Gletschereis zwar auf Druck nachgiebig, aber auf Zug und Erschütterung brüchig und spaltenwerfend ist, so liege in dieser Brüchigkeit der Grund der eigenthümlichen Körnerstruktur des Eises, sowie der Umgrenzung dieser Körner durch Haarspältchen. Das Gewicht des Gletschers reisst das Spaltennetz, zerbricht das Eis in Körner, und die Umwandlungen, Verschiebungen und neuen Spaltenbildungen bewirken in Gemeinsamkeit mit dem Drucke jene Doppelbewegung des Gleitens und Fliessens.

Durch die Verwitterung, den steinzerspaltenden Frost und die Lawinen werden Trümmer auf die Gletscheroberfläche geworfen und bilden längs der Ränder, durch langsames Vorrücken der Gletscher fortgezogen, lange Wälle, Moränen. Die Seitenmoränen werden Gandecken, die Mittelmoränen Gufferlinien, die Endmoränen Stirnwälle genannt. Fliessen zwei Gletscher in eine gemeinschaftliche Mulde zusammen, so vereinigen sich in der Mitte zwei Gandecken zu einer einzigen mittlern Gufferlinie; mit der Zahl solcher Gufferlinien innerhalb eines grossen Gletschers ist also auch die Zahl der Gletscherzuströmungen gegeben. Leicht verwitterndes Gestein vergrössert die Moränen, gegen ihr Ende hin erbreitern sie sich; vom Eisstrom stets vorwärts gestossen, stürzt die Last an der Grenzlinie, wo das Eis des Gletschers schmilzt, auf die Thalsohle und liegt nun als hoher Wall vor demselben. Die Zahl der Wälle entspricht dann bei der Abnahme der Gletscher den verschiedenen Haltpunkten, und die Gesteine dieser Endmoränen geben dem forschenden Wanderer deutlich an, welche Felsarten im ganzen Verlaufe des Gletscherbettes anstehen. Eigenthümliche Erscheinungen rufen die Trümmer auf der Eisoberfläche durch ihr Verhalten zu den Sonnenstrahlen hervor. Grössere Felsblöcke halten die schmelzende Sonnenwärme von der Unterlage fern, die sich nun inselartig abhebt, den Block wie eine Tischplatte auf einer Säule trägt und wunderliche Gletschertische bildet; Moränen werden scheinbar höher und Schutthügel thürmen sich auf. Sind dagegen die auf dem Schnee liegenden Trümmer nur von geringem Durchmesser, so geben sie die Sonnenwärme rasch an die Eisunterlage ab und schmelzen kreisrunde Löcher in dieselben, die sich allmälig zu den sogenannten Gletscherbrunnen gestalten, wenn das eindringende Schmelzwasser den niedersinkenden Stein wie einen Bohrer immer tiefer in das Gletschereis, zuletzt sogar bis in die Unterlage hineintreibt. An eingerammten Pfählen wurde nachgewiesen, dass die Gletscherfläche durch Verdunstung,

Der Kursaal in Interlaken.

Sonnenstrahlen, warmen Regen, warme Winde, besonders den Föhn, in den drei Sommermonaten zwei bis drei Meter sinke. Die oberflächliche Abschmelzung des Gletschers hält eine reichliche Menge von Wasserfäden, die oft in reizenden grünen Farben spielen, in Thätigkeit; mit dem Steigen der Sonne werden sie stets zahlreicher und versinken rauschend in Spalten und Kanälen. Sie durchziehen in zahllosen Adern die ganze Eismasse, bilden unregelmässige Mühlenwege und werden am Austritte oft zu Baumeistern prächtiger, durch die warmen, die Höhle durchstreichenden Luftströme ausgeweiteter Gletscherthore.

In den todten Gefilden der Gletscher, zumal unterhalb der Steine und am Rande der Spalten regt sich oft ein wunderliches animalisches Leben; dort entdeckt man Tausende von Gletscherflöhen, die mit auffallender Behendigkeit in das scheinbar dichteste Eis hineinschlüpfen. Sie gehören zur Familie der Lappenschwänze (Podurellen), haben also mit den Flöhen nichts gemein als Grösse und Schnelligkeit. Unter dem letzten Abschnitt ihres rundlichen schwarzen Körpers liegt ein biegsames, gegabeltes Glied, das rasch zurückgeschnellt werden kann, und so die Thierchen nach vorn schleudert und zu den grössten Sprüngen befähigt. Merkwürdiger Weise sind sie sehr gefrässig und mit starken Kauwerkzeugen ausgerüstet; es liegt daher die Vermuthung nahe, dass der in der gesammten Gletscherregion zerstreute sogenannte schwarze Schnee, der aus abgelebten Formen der Alge des rothen Schnees besteht, den Gletscherflöhen zur Nahrung diene.

Die gewaltigste Wirkung üben die Gletscher durch ihre Unterfläche aus. Die zwischen die Eismasse und die Thalsohle gerathenen Trümmer werden durch die ungeheure Last zu

Sand zermalmt, oder doch abgerundet, geglättet und mit feinen, meist parallelen Ritzen gestreift. Die Unterfläche des Gletschers gestaltet sich durch die mit ihr zusammengeschmolzenen grobsandigen Gesteinstheile zur Feile, welche in die Sohle die Ritzen und Streifen eingräbt und sie schleift und zackige Erhöhungen zu Rundhöckern formt. In kühlen, feuchten Jahren rücken die Gletscher weiter vor, in warmen Sommern überwiegt die Abschmelzung; die Schneelinie, die sich in den Alpen der Schweiz durchschnittlich auf 1740 Meter über dem Meer hält, wird vom niederziehenden Eisstrome oft weit überschritten, ja der Untergrindelwaldgletscher rückt sogar bis zu tausend Metern über Meer hinab, also eintausendfünfhundert Meter unter die Schneelinie. In den letzten Jahren machte sich ein Rückgang der Gletscher und Firne in den Schweizeralpen bemerklich und somit auch ein Hinanrücken der pflanzlichen Organismen nach oben. Hier und da traf man an freigewordenen Stellen auf alte Wurzelstöcke, die leider auch das Herabrücken der Baumgrenze durch das Abschlagen der obersten Bäume zu bezeugen scheinen.

Agassiz und seine Freunde unternahmen ein Jahr später vom Aargletscher aus auch eine kühne Besteigung der Jungfrau. Sie fanden, wie Desor erzählt, die Moränen des Gletschers bedeutend vorgerückt und die linke Gandecke an der Thalwand hinaufgeschoben, einer mächtigen Pflugschar gleichend, welche den Rasen umgearbeitet und aufgeworfen. Sie machten dem Oberaarhirten einen Besuch, einem Bübchen von zwölf Jahren, das in erbärmlicher Hütte kümmerlich vegetirte; man hatte ihm Lebensmittel für drei Monate mitgegeben, Brod so hart wie der Granit seiner Hütte, und Käse, trockener als das Heu, auf dem er schlief. Nun stiegen sie den Gletscher hinan und beobachteten das Verhältniss der polirten Flächen und Höcker zur Gletscheroberfläche. Nach beschwerlichem Uebersetzen einiger, mit dünnen Schneedecken überbrückter Schründe, langten sie auf der Höhe des Sattels an, dreitausend Meter über Meer, der einen herrlichen Blick auf die thurmartigen Berghäupter und die unermesslichen Schneekuppen darbot. Vom Oberaarsattel hinab folgten sie der Schneefläche des obern Viescherglets chers, der in weitem Kreise, nördlich vom riesigen Finsteraarhorn, seitlich von den wilden Viescherhörnern begrenzt, diese umzieht. Die Naturforscher wanderten zu den Sennhütten von Mörjelen nieder, trafen auf dem Viescherfirn eine ungemeine Menge rothen Schnees, so dass ihre Fusstritte mit blutrother Farbe in den Schnee geprägt erschienen. Eine fast senkrechte Felswand hinabkletternd erfuhren sie, dass die Schafe zu den obern Viescheralpen hinan, am Halse oder an den Hörnern angebunden, hinaufgezogen werden, und oben angelangt sich voller Freiheit erfreuen; nur zuweilen steigt ein Hirt hinauf und bringt ihnen das nöthige Salz. Von Mörjel überschritten sie früh Morgens den in seiner ganzen Länge von hohen Gebirgskämmen eingeschlossenen Aletschgletscher vom See bis zum Anfang des steilen Jungfrauengehänges schon in vier Stunden, kamen an die noch lockern Schneefelder und zu den durch Senkung der Massen bedingten Schründen und konnten nur mit Anstrengung die Abstufungen ersteigen. Ueberall mehrten sich die Schwierigkeiten, rechts senkrechte Abstürze, links den Einbruch drohende Eisberge, und vor den Augen ein ungeheurer Bergschrund, wie sie oft vor den höchsten Kämmen die obern und untern Firnfelder trennen. Es war fast Mittag, die Hitze gross und die Widerstrahlung des Lichts vom Schnee unerträglich; die grünen Schleier zur Schonung der Augen und der Gesichtshaut hinderten das Sehen und vermehrten durch die Absperrung der Luft

Auf der Heimwehfluh.

die Hitze im Gesichte. Agassiz zog vor, sich das Gesicht rösten zu lassen und warf den Schleier bei Seite. Die Führer ballten, um sich zu erfrischen, Schnee zusammen und legten denselben in den Nacken. Mittels einer mitgeschleppten Leiter von sieben Meter Länge setzten sie über den Schrund. Aber die fünfte Terrasse stieg in einer Länge von zehn Meter mit wenigstens fünfzig Grad an und der Schnee wurde plötzlich so fest und hart, dass die Führer Stufen einhauen mussten; halbwegs oben reichten sie das Seil, das mit dem andern Ende an die Leiter befestigt, den Wanderern als Geländer diente. Hinter einer letzten Abstufung lag der scharfe Kamm des Roththalsattels. In der Mitte des Abhangs sperrte eine zweite Spalte den Weg; an einer nicht allzubreiten Stelle ward der Sprung hinüber gethan. Schon standen Agassiz und Desor auf dem nördlichen Rande, als sie plötzlich ein dumpfes Krachen unter den Füssen hörten und der Schnee sich langsam senkte. Der eine Führer, als er Alle einsinken sah, schrie entsetzt: Um Gotteswillen, schnell zurück! der andere Führer drüben aber liess sich nicht einschüchtern, stieg nur um so schneller bergan, winkte den beiden Naturforschern, ihm zu folgen, und wiederholte im gleichgültigsten Tone: »Es ist nüt, numme vorane.« — Die Ursache des gefährlichen Zufalls war die frische Schneeschicht auf der alten.

Vom nur wenige Fuss breiten Rothsattelkamme galt es nun die Höhe des letzten Gipfels zu erklimmen. Die kühnen Kletterer fanden jetzt keinen Schnee mehr, sondern festes, glattes Eis; tiefe Stufen mussten eingehauen werden. An der steilsten Stelle überfiel

Im Berner Oberland.

sie noch ein dichter Nebel. Das Eis war so hart, dass sie einmal nur fünfzehn Schritte in der Viertelstunde machen konnten. Am letzten Kamme, einem von beiden Seiten senkrecht abgeschnittenen Kegel, stiegen sie, den Abgrund stets vor Augen, auf der Schneide gerade auf, da hier das Eis weicher war. Auf dem Felsen angelangt, stand die höchste Kuppe plötzlich nur einige Schritte von ihnen entfernt. Agassiz, Desor, Forbes und Duchatelet sammt vier Führern erreichten glücklich die Spitze, zu welcher ein scharf zugeschnittener Kamm führte, dessen Breite sechs bis zehn Zoll betrug, während die Gehänge sechszig bis siebzig Grad abfielen. Die Fläche des Gipfels fanden sie als ein kleines Dreieck von zwei Fuss Länge und anderthalb Fuss Breite. Da also nur eine Person Platz hatte, so löste einer den andern ab. Jeder blieb nur einige Minuten, von höchster Gemüthsbewegung ergriffen. Nicht die ungeheure Ausdehnung des Gesichtskreises verleiht hier der Aussicht den allgewaltigen Reiz, sondern das Gemälde der nächsten Umgebung, vor allem die gigantischen Formen des Mönchs und Eigers, auf die man von oben hernieder sieht, und die, nur durch den Aletschfirn getrennt, so nahe stehen, dass ihre Formen selbst im Einzelnen vorliegen; auf der westlichen Seite das schneeweisse, prächtige Silberhorn und hinter Eiger und Mönch die finstere Gruppe der die Aargletscher umzingelnden Felskolosse; noch über dem Horizont der Jungfrau erhebt sich das Finsteraarhorn. Gegen Südwesten stieg eine riesige Nebelwand vom Lauterbrunnenthal empor und da die Temperatur der Luft drei Grad unter dem Gefrierpunkt stand, so waren die feinen Nebeltröpfchen zu Eis erstarrt und glänzten im Sonnenschein in prächtigen Regenbogenfarben. Auf dem nahe dem Gipfel zu Tage gehenden Gneis liessen sich noch einige Flechten frisch und wohlerhalten erblicken, hoch über die Jungfrauspitze empor wiegte

sich ein Falke in der Luft. — Wohl schwerlich mag es, sagt Desor, einen günstiger gelegenen Punkt geben als den Jungfraugipfel, um sich über die Form der Oberländer Berge einen klaren Begriff zu bilden.

Eine noch allseitigere Ueberschau der Gletscherregion der Berner Hochgebirge gewährt der centraler gelegene Gipfel des Finsteraarhorns. Mit urwüchsiger Gewalt steigt die schwarze scharfkantige Pyramide aus den Eiswogen des Finsteraar- und Viescher-gletschers auf. Die Nordwestseite wird von einem blendendweissen Hochfirn bekleidet, die breitere Seite gegen Nordost und Südwest bildet einen länglichen, fast senkrecht nieder-schiessenden finstern Gipfelgrat, nur hie und da von Schneerinnen und Eisbändern durchfurcht. 1828 durchzog Hugi mit bewundernswerther Kühnheit diese wilden Gletschergegenden und drang über jenen ungeheuren hängenden Firn zu dem Grate hinauf, der nach ihm der »Hugisattel« genannt ward; ein entsetzlicher Sturm hinderte ihn an der Erreichung des Zieles. Denn als trotz des Sturmes der Versuch zur Erklimmung des Gipfels fortgesetzt wurde, glitschte der Vormann, der eine lange Stange über die Felsenkante hinaushielt, aus; mit einem Sprunge ergriff Hugi das andere Ende der Stange, allein der Firn unter ihm brach durch und Hugi hing ganz frei mehr als viertausend Fuss hoch fast senkrecht über dem Finsteraargletscher, während der Vormann an der andern Seite der Stange über die Firn-wand hinabhing. Den Gefährten gelang es, die Stange zu befestigen und Beide zu retten. — 1829, beim dritten Angriff Hugi's auf das Finsteraarhorn, erstiegen seine zwei Führer die Spitze. Sulger, ein Basler, war der erste Tourist, der den Gipfel erstieg; er fand ihn als wellenförmigen Grat von etwa zwanzig Schritt Länge und vier Schritt Breite, oben lagen einige kleine Eisenstäbe, eine verrostete Nadel und etwas aufgewickelter Faden als Zeugen einer frühern Besteigung. Eine Steinpyramide kündigte nun die Besiegung an.

Der rüstige, in Gletscherfahrten vielerprobte Redaktor Abraham Roth erzählt, wie er auf seinem 1861 unternommenen Marsche, als nur noch die letzte Wand zu erklettern war, auf allen Vieren sich in dem verwitterten schiefrigen Gestein hinanarbeiten musste, das sich beim Anfassen löste und polternd in die Tiefe stürzte. Es verging keine Minute, dass nicht unter dem Fusse der Stein brach und seinen wilden Tanz begann, oder dass der Hand, die ihren Mann in die Höhe ziehen sollte, der Stein in der Faust blieb; glücklicherweise war aber auch des festen Granits genug vorhanden, auf welchem sicher vorwärts geschritten werden konnte. Einer dieser Steinstürze war kaum verhallt, als plötzlich aus der gleichen Tiefe, wohin der Block gefallen war, ein paar Fluhlerchen, kleine graue allerliebste Vögelchen, herausgezwitschert kamen und zur höchsten Spitze des Horns hinflogen. Vorwärts! ertönte der Mahnruf des Führers, und er hatte Recht, denn dieser grause senkrechte Absturz, wo der Blick etwa fünftausend Fuss tief zum grünen Strom des Finsteraargletschers hinabschiesst, ist im Stande, auch den festesten Sinn und sichersten Blick zu verwirren. Nach einer Stunde Kletterns lag nach dem letzten Felsenabsatz der Gipfel des Finsteraarhorns in nächster Nähe. Heller Jubelruf verkündete das erreichte Ziel, sogleich unterbrochen von einem allgemeinen, frommen und stummen Staunen über die Unermesslichkeit der rings ausgebreiteten sonnigen Welt. Studer hebt aus eigener Anschauung hervor, dass der Blick auf das Gletschergebiet der Berner Hochalpen hier weit übersichtlicher sei als auf der Jungfrau, welche auf dem nördlichen Rande dieses Gebietes steht und daher die Gletscher nur von einer Seite beherrscht,

dagegen den Blick auf das Land hinaus viel unbeschränkter gestattet. Vom Finsteraarhorn aus wird der entferntere westliche Horizont durch die Jungfrau, die Aletschhornkette und Lötschthalgebirge eingegrenzt, während nach Osten hin bei durchsichtiger Luft ein weiter Blick bis nach den fernsten Gipfeln der Bündner und Tessiner Berge, ja bis zum Ortler und den Oetzthalspitzen gestattet ist. Von der Jungfrau aus schneiden die mächtigen Schreckhörner, der hohe Damnastock, das Finsteraarhorn mit der Vorkette der Viescher- und Grünhörner den weitern Blick ab, nach Westen dagegen entfaltet sich ein endloses Giebelmeer bis zu den entferntesten Bergspitzen der Freiburger, Waadtländer, Walliser und Savoyer Alpen. — Wer daher das Finsteraarhorn bestiegen, der sollte auch die Jungfrau bezwingen; sie lassen in der Erinnerung ein Gesammtbild zurück, das an Grossartigkeit und an Interesse einzig dasteht und zugleich eine Fülle von Belehrung über die topographischen Verhältnisse und Physiognomien, sowie über die Grösse und Ausdehnung eines den Blicken der Thalbewohner nur in seinen äussersten Gliedern und in seinen höchsten Zinnen sichtbaren Hochalpengebiets umfasst.

Der untere Grindelwaldgletscher.

So umkränzen die wildesten, mit ewigem Schnee und Eis und mit schroffen, öden Felskuppen bekleideten Höhengebiete jenes herrliche sonnige Thalgelände, das mit üppiger Vegetation den beiden Seen von Brienz und Thun zuzieht. Hier breitet sich nur eine kurze Strecke von Meyringen, die Natur des Alpengewässers noch durch stillen Ernst offenbarend, der Brienzer See zwischen zwei jäh abfallenden gleichförmigen Bergketten aus. Jenseits ragt die Kette des Faulhorns und Schwarzhorns auf, diesseits der Brienzergrat, dessen wasserarme Weiden steil zum See abfallen, so dass nur an zwei Stellen Raum für die Anlage von Dörfern gestattet ist. Im Frühling feiert der See den Jubel der erwachenden Natur durch ein wonniges »Blühen«; denn der Wind schmückt den Wasserspiegel mit dem gelben Blüthenstaube der Fichten und Tannen der hohen Gehänge.

Im Norden, geschützt vom jähen Brienzergrate, geniesst am Eingang des See's das langgestreckte Dorf Brienz, das seine dunkeln Oberländer Holzhäuser dem Süden zuwendet, einer auffallenden klimatischen Milde. Die Einwohner haben seit 1815 die Holzschnitzerei zu hoher Blüthe gebracht, freilich nicht in jenem dramatisch bewegten, malerisch entwickelten

Der obere Grindelwaldgletscher.

Styl der Renaissance, aber in kunstreicher treuer Ausdrucksweise der zierlichen Musterhäuser des Landes, der Hütten und Thiere der Umgebung, in reichen Verzierungen der Tische, Gefässe, Körbe und anderer Geräthe. Ein grosses Etablissement beschäftigt sogar gegen zweihundertundfünfzig Arbeiter, und eine von der Regierung unterstützte Schule sorgt für gute Zeichnung und Komposition. Die heimischen Häuser und Hütten liegen wie künstlerische Vorlagen rings über das Gelände zerstreut. Man glaubt das Heimwehlied des Berner Dichters Rudolf Wyss zu vernehmen:

Möcht auf Flüeh und Hörner styge
Möcht am heiterblaue See
Wo der Bach vom Felse schumet
Unser Dörfli wieder gseh!

Wieder gseh die brune Hüsi,
Und vor aller Thüre frei
Nachbarslüt, die fründlich grüessen
Und es lustigs Dorfe hei. —

Dazu die heimelige Erklärung des Wortes »heimelig«:

Was isch doch o das »heimelig?«
S'isch so'nes artigs Wort!
S'muess öppis guets z'bidüte ha,
Me seits vo liebe Lüte ja
Vo mängem hübschem Ort.

Keis zierlichs, neus und stattlichs Hus
Hets dickisch im Verlag;
Viel lieber wohnt's i Hüsene,
J subren alte Stüblene
Wo d'Sunne zueche mag.

A d's Fenster sitzt es mängisch da,
Wenn Rebelaub dra stygt,
Wenn vornizu der Garten blüit
Und grün e dunkli Laube blüit
Und alles drum ume schwygt. —

Am Sonntag beim Gang zur Kirche sieht man die Mädchen in ihren grossen breitkrämpigen Strohhüten, an denen breite Bänder flattern und Troddeln niederhängen, in den schwarzsammetnen Miedern und weitbauschigen, schneeweissen Hemdärmeln zum einfachen Gottesdienste schaarenweise schreiten, zum Felsenhügel hin, wo das schmucklose Gotteshaus mit dem angebauten Thurm die Hütten weithin beherrscht. Dort sitzen links die Frauen, rechts die Männer, und vor und nach der Predigt strömt volles Leben über den Friedhof. Freilich bei aller einfachen Frömmigkeit fehlt auch hier nicht der übermüthige Kilchgang, der im ganzen eigentlichen Berner Gebiet zur unaustilgbaren Sitte geworden ist. Am Obergadenfenster harrt das Liebchen; denn umsonst war zuvor die Bitte echt ländlich abgeschlagen worden.

Gueten Abend, Vreneli!
Chönt i nit chly weneli
Chönt i nit chly weneli
Zu der yne cho?

Chum mer nit vor myni Thür,
Oll i thue der Riegel für!
Chum mer nit vor mynes Hus
Oll i la der Pudel us!

He, so chum fry z'Abesitz!
D'Leitere isch a d'Laube gstützt,
U-n-e nagelneue Thür,
U-ne strauigs Riegeli für.

Das Gemach wird erklettert, das Fenster öffnet sich, Kirschwasser und Lebkuchen stehen bereit und nun wird »gelöffelt und gedahlt«. Ehemals, als noch kein Dampfboot den See durchzog, hatte der Wanderer die Freude, von den berühmten »Sängerinnen von Brienz« an's jenseitige Ufer gefahren zu werden. Wenn im geschlossenen Zimmer der dreistimmige Vortrag noch scharf klang, so gewann er im Schiffe erst den echt schweizerischen Charakter und das Vergnügen steigerte sich, wenn die Mädchen das Ruder ergriffen und mit dem Gesange Scherzworte wechselten. Die Schifferinnen von Brienz sind zum weit verbreiteten Staffagebild geworden.

Brienz gegenüber stürzt einer der herrlichsten Wasserfälle der Schweiz, »der Giessbach« über fünf Hauptstufen, von Felsen, Wald und Wiesengrün eingefasst, bis zum See hernieder. Rudolf Wyss hat ihn sehr sinnig mit einer Ode von Klopstock verglichen, die mit mehreren göttlichen Strophen das ganze Gemüth erfüllt, deren jede einzelne schön ist, keine schwach genannt werden darf, und deren letzte mit dem ganzen Nachdruck und der vollendeten Urkraft einer bewegten, gotterfüllten Seele in unser Innerstes dringt. Im Jahre 1818 legte mit Unterstützung des Magistrats der nächste Landbesitzer, Schulmeister Kehrli, den ersten gangbaren Fusssteig bis zur Höhe von vierhundert Fuss an. Im Sommer 1821 sah der Pfarrer von Brienz mit Entsetzen, wie ein Engländer von einer überhängenden Tanne über einem Abgrund schwebend die zwei obern Fälle betrachtete. Er entwarf sofort einen

Blick vom Thuner See auf die Blümlisalp.

neuen Pfad bis zum obersten Sturz, der auf Staatskosten ausgeführt wurde. Von der obersten Bergeshöhe am Schwarzhorn neben dem Faulhorn entspringend, wird der Giessbach im Hagelsee vom überall herbeiströmenden Wasser gespeist und erreicht, nochmals durch Bergbäche bereichert, den jähen Abhang. Der oberste Fall, aus enger dunkler Felsenschlucht unter der Brücke weg in einen tiefen Kessel stürzend, fluthet in glühender Abendbeleuchtung wie ein goldener Lavastrom daher, und seine aus der triefenden Schlucht aufgestäubten grauen Rauchwolken jagt der Luftzug phantastisch am Berge hin. Der vorletzte Fall ist der herrlichste, besonders prächtig nach grosser Schneeschmelze; eine Felsenblende gestattet dem Bergsteiger, unmittelbar hinter den donnernden Strom sich zu stellen und durch den Fall hindurch wie durch das wogende nebelhafte Gewand des Berggeistes auf die zauberische Landschaft zu blicken. Steigt man vom untersten Sturz, der über zerrissenem Felsen in den See sich ergiesst, zur Terrasse des grossartigen Gasthofs hinan, so hat man den ganzen Giessbach in seinen bedeutendsten Abstufungen wie auf einer Naturstaffelei vor sich. Ausrufungen des Entzückens erschallen hier aus dem Munde aller Nationen, zumal wenn auf ein gegebenes Zeichen die Hauptfälle plötzlich in weissem, rothem und grünem Lichte in der schon dunkelnden Landschaft strahlen, und die Wogen wie Feuerströme oder Fluthen von Gold, Diamanten, Smaragden und Rubinen niederrollen, während vom Abgrunde her neue Feuergarben aufleuchten. Zum ruhigen Genuss der Landschaft in den verschiedenen Tagesbeleuchtungen laden zahlreiche Ruhebänke ein, und gewähren die reichsten Blicke auf den ernsten See, das friedliche, alterthümliche Brienz, das weithin strahlende Rothhorn und die reichen Triften des Brünigs und Haslibergs.

Das Dampfboot durchfurcht westwärts den bläulich-grünen Seespiegel; an kleiner Bucht, überaus malerisch am Bergeshang liegend, winkt das uralte, durch ein reizendes Vorgebirge geschützte Iseltwald in üppiger Vegetation und mit berühmten, die Häuser überschattenden Nussbäumen. Auf den Patriarchen derselben hatten einst durch Vererbung mehr als sechszig Familien begründeten Anspruch. Ueber das Vorgebirge hin zieht sich ein englischer Lustgarten um ein gräfliches Landhaus; gegenüber taucht die kleine, mit Gras und Buschwerk bekleidete Schneckeninsel auf. Am Ende des Sees, wo das lauschige Bönigen und das romantische Ringgenberg einander von den beiden Ufern her begrüssen, weichen die Berge auseinander, die Ufer verflachen sich und ein weites grünes Thal zieht nach Westen.

Bönigen gegenüber nimmt eine Bahnstation den Wanderer auf und führt ihn zum glanzreichen Mittelpunkt für die Touristen aller Nationen, zur grossen »Karavanserei« von Interlaken, einer zusammenhängenden Reihe von Ortschaften, die mit dem Städtchen Unterseen schliessen. Am Höhenweg, dessen südliche Seite eine Allee der prachtvollsten stämmigen Nussbäume beschattet, wandelten sich die dunkeln Holzhütten in stolze Palläste um, für die standesgemässe Aufnahme jener zahlreichen Gönner der Schweiz, welche ihrer Schönheit den Tribut darbringen. Trotz der Thürme, Säulen, Arkaden und Gallerien an den hochgeschossigen Prachtbauten wurde der Oberländer Styl nicht vergessen und besonders in zierlicher Eleganz an dem neuen Kursaale angewandt, dessen Gallerien in der Mitte ein blumengeschmückter Balkon beherrscht, vor welchem in den schönen Wiesengrund kleine elliptische Blumenbeete mit Betonien, indischem Blumenrohr, nordamerikanischen Flockenblumen, Eisenkraut und peruanischen Sonnenwinden eingestreut sind, während in den dunkeln Gebüschen Stechpalmen mit Kiefern und Cedern wechseln, Cypressen neben Laurus und Taxus sich erheben. Eine Fülle von malerischen Hängepflanzen entfalten ihre prangenden Farben zwischen den offenen Arkaden. Die Sääle locken zu Abendvergnügungen und ein Lichtmeer strömt in den von Lustwandelnden gefüllten Garten hinaus, wo im luftigen Kiosk die Kurmusik ihre rauschenden Weisen spielt. Zu den Britten und Russen, den Amerikanern und Deutschen, Franzosen, Schweden und Holländern gesellt sich nicht nur der schweizerische Kurgast, sondern im Garten und Buschwerk lauschen auch die Einwohner, die Oberländer Frauen und Mädchen mit naivem Wohlgefallen den bald fröhlichen, bald elegischen Klängen. Weithin an den Bergen gefasstes Quellwasser sprudelt als Springbrunnen in hohem Strahle empor, zu Zeiten Nachts durch bengalische Flammen zu glühendem Goldstrom umgewandelt. Neben den stolzen Gasthöfen breitet sich in grossen Magazinen ein Museum der Oberländer Kunstgewerbe aus.

Westwärts folgt die mit dem Höhenweg zusammenhängende Ortschaft Aarmühle mit ihren alten malerischen Berner Häusern und zahlreichen Mühlen, dann als Vorstadt von Unterseen der durch die breite, grünlich schäumende Aare getrennte Ort Spielmatten, wo auf der Flussbrücke eines der reizendsten Gemälde der Schweiz sich entfaltet: dem Strom entlang zwischen den herrlichsten grünen Höhen ein voller Blick auf das blendend weisse Hochgebirge der Jungfrau. — Unterseen, schon 1285 von den Freiherren von Eschenbach gegründet, zieht sich mit seinen alten schwarzen Häusern, von denen einige noch aus dem XVI. Jahrhundert stammen, wie eine bäuerliche Urgrossmutter von ihrem zum reichen Kaufherrn gewordenen Urenkel am Höhenwege zurück. Jenseits des Städtchens schliesst »das

Jungfraublick bei Interlaken.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Dorf« mit herrlich gelegenen Pensionen und alten, mit langen biblischen Inschriften geschmückten Oberländer Häusern die gesammte zwischen den Seen (inter lacus d. h. Interlaken) sich ausbreitende Reihe ab. Während hier diesen Ortschaften gegenüber der zerklüftete, mit dichtem Tannenwald bekrönte Harder seine pyramidal geneigten Felsflächen in langem Zuge erhebt, springt südwärts halbinselartig der Abendberg mit seinen dichtbewaldeten Ausläufern, den beiden Rugen, in die weite Ebene des »Bödeli« vor; im südlich einspringenden Winkel lagert sich an den Fuss des Rugens der letzte Ausläufer Interlakens, die Ortschaft Matten, und vor dem Eingang des naturherrlichen Lauterbrunnenthals schliessen das wasserreiche Wylderschwyl und die grosse Pfarrgemeinde Gsteig mit ihrem uralten Kirchthurm das wonnigste Gemälde des Aargebietes.

Das ganze Bödeli ist ein fruchtbarer Grund mit reichen Pflanzstätten, Obstgärten und Wiesen und nicht unbeträchtlicher Waldung, das vom Thuner See bis zum Brienzer See sich hindehnt, und hier unter dem ernsten Bönigberg mit dem ganz unter Obstbäumen versteckten Bönigen endigt, das seine stillen, idyllischen Pensionen bis an das Gestade des Sees hinrückt. Ein köstliches Grün bildet den Sommerteppich des Thales, an den Gebirgssäumen mit dunkeln Tannen verbrämt und hier und da malerisch von graubraunen Felsen durchbrochen. Die Seen senden dem Bödeli eine feuchtwarme Luft, der Harder schützt es vor dem Nordwinde und das Thor, durch welches die Jungfrau aus ihren erhabenen Gefilden Kühlung zufächelt, hält die Luft in steter erfrischender Bewegung. Die Landmädchen scheinen diesen klimatischen Einflüssen das auffallend zarte Weiss ihrer Hautfarbe zu verdanken; ihr Gesichtsausdruck übertrifft den der Haslerinnen noch an Feinheit, die Züge sind etwas länglicher, die Lippen und Augenbrauen schmäler, das Auge beweglicher und schalkhafter, die Rede ist einnehmender und gewandter. Die bekannten »rothbrechten«, rundlichen, vollen und ruhigen Gesichter der Berner Jungfrauen trifft man erst im Westen.

Kaum eine Gegend der Schweiz eignet sich so sehr zum behaglichen Umherschlendern und zum Verständniss der mannichfachsten Schönheiten des Wassers, der Hügel und Felsen, der Wiesen, Fruchtbäume und Gärten, der Wälder und Felder, des ländlichen Lebens der Menschen und Thiere; aller Luxus der Gasthöfe und Fremden vermag dem Ländchen diesen herrlichen Genuss nicht zu rauben, der sich Schritt für Schritt zu Füssen der grossartigsten Gebirgsnatur entfaltet. Tritt man in eine Bauernhütte ein, so findet man nicht selten noch jetzt die alten patriarchalischen Beschäftigungen und Sitten, hört wohl noch, wie in der Laube die Mutter den Kleinen von den Geheimnissen des Berglebens erzählt, etwa von den Bergmännlein in der einsamen Sennhütte, wie sie das Vieh hüten, den Gärten das Gedeihen geben und selbst zuweilen die häuslichen Arbeiten des Sennen ausführen; wie sie aber manchmal auch misslaunisch werden, Lärm machen und des Nachts das Geräth in Unordnung bringen. Ihre Winterwohnungen seien tief im Gebirge, wo Gemsen ihre Heerden sind; wenn sie des Frühlings bei Mondschein tanzen, so gibt es ein gutes Jahr, schleichen sie aber traurig im Gebüsch umher, so wird die Ernte mager; seufzen sie, so steht Ungewitter, Sturm und Ueberschwemmung bevor. Sie kennen die auserlesensten Arzneikräuter und bringen sie den Menschen und Heerden von den Höhen herab; mitunter leiten sie ein verlornes Schaf oder Rind zur Heerde zurück, manchmal sogar fetter als es zuvor war, und für die Kinder sammeln sie oft Holz im Wald für den folgenden Morgen. Man kennt

Auf dem Beatenberg.

auch ihre Sprache, denn sie reden in gereimten Sprüchen. Und wer könnte sich die Dichtkunst versagen angesichts dieser unvergleichlichen Bergwelt? ja selbst die Gasthofbesitzer am Höhenweg, der doch in mittelalterlicher Zeit den Jahrmärkten eingeräumt war, haben der Poesie vierzig Morgen Landes zum Opfer gebracht und sich verpflichtet, auf der vor ihren Häusern ausgebreiteten, der vollen Sicht auf die Jungfrau offen stehenden Wiese nie einen verdeckenden Bau aufzuführen. Wohl mag es aber auch keine ergreifendere Landschaftsscene geben, als in der Morgenfrühe das Niederfliessen des Lichts über das schneeweisse Gewand dieser edeln, herrlich sich aufschwingenden Gestalt, welche die einzelnen Glieder zum reichsten Bau verbindet. Von allen Seiten wird ihr Gletscher- und Firnenmantel von den prächtigsten Falten, Linien und Kanten durchzogen, und den tiefsten Schatten folgt Purpurglut und der blendendste Silberglanz. In breiten Dreiecken schneiden die grünen, noch baumlosen Bergterrassen ein, dunkle Tannenwälder und malerisches Laubholz zieht dem Thal entgegen. Als wollte der Höhenweg die Schönheiten dieses Laubholzes wiederholen, sendet er seine doppelte Nussbaumallee ostwärts jener Wiese entlang. Die kräftigsten dieser schwerbelaubten Stämme stehen im Garten des Klosters, dessen Mönche schon im XII. Jahrhundert hier Wallnussbäume pflanzten.

Interlaken war nämlich zunächst ein vom Freiherrn von Oberhofen 1130 gestiftetes und unter den unmittelbaren Schutz des Reiches gestelltes Kloster für regulirte Chorherrn

Schloss Spiez.

des Augustinerordens unter selbstgewähltem Probst, und frühzeitig mit einem nur durch die Mauer geschiedenen Nonnenkloster verbunden. Schon 1198 übergab es der Kaiser der Aufsicht Berns. Die grossen Besitzthümer des Stiftes verwandelten das Klosterleben in heitere Weltlust; eine strenge Untersuchung des zur Zeit seines höchsten Glanzes dreihundertundfünfzig Damen zählenden, später jedoch heruntergekommenen Nonnenklosters veranlasste 1484 dessen Aufhebung und die Zuweisung seiner Einkünfte an das St. Vincenzstift in Bern. Nach der Einführung des evangelischen Glaubensbekenntnisses wurde 1532 das Stift in ein Hospiz umgewandelt, auch wohnte der Landvogt im Kloster, später in einem besondern 1750 erbauten Schlosse, wo sich jetzt die Bezirksverwaltung und eine höhere Mittelschule befinden. Noch steht der alte gothische Chor der Kirche und der Glockenthurm; jener ist seit 1840 zur englischen Kapelle eingerichtet, welche als die hübscheste auf dem Continente gilt. Das Schiff wurde dem katholischen Cultus zugewiesen; auch für den freien schottischen und den reformirten französischen und deutschen Gottesdienst ist hier gesorgt, damit neben der gedankenschweren Sprache, welche die gewaltige Gebirgswelt mit ihren Verehrern so vernehmlich spricht, auch die heimische Denkweise ihren Platz finde.

Wie Interlaken der angenehmste Ruhesitz nach den anstrengenden Märschen in die Gefilde des Eises ist, so bietet es in seiner nächsten Umgebung auch die freundlichsten Ruhestellen für das Gemüth. Kaum mag es einen an Wechsel von heitern und elegischen, weichen und erhabenen Stimmungsbildern reicheren Weg geben, als den zur Heimwehfluh, die nur 1150 Meter über Interlaken am Fusse des grossen Rugen ihre lange verborgenen Reize jetzt sogar einer amerikanischen Prismoidalbahn eröffnet. Durch den dunkeln Tannenwald, der zahlreiche zierliche Buchen beherbergt, führt der sanft gewundene Pfad an köstlichen

Weissenburg; die alten Bäder.

Ruhebänken vorbei, welche das Leben des Waldes wie die schönen Gemälde des Bödeli bis zum Brienzer See hin in gleicher Fülle geniessen lassen. Oben im Pavillon unter der romantischen Felskuppe sieht sich der Wanderer dem friedlichen Thuner See und seinen wonnigen Lichtblicken weit näher gerückt, und wo dort die Aare mit ihrer Mündung eine grüne Insel umfluthet, erzählt ihm die Ruine Weissenau, welche hinter Buschwerk und Pappeln von vergangenem Glanze träumt, von jenem Freiherrn von Weissenburg, welcher durch seine Gemahlin die »alte«, einst zur Veste Rothenfluh gehörende Herrschaft erwarb. Von der Burg zieht die alte romantische Strasse den Abendberg entlang, der von seinem grünen Gehänge eines der malerischsten Landschaftsbilder des Bödeli und seiner Hochgebirgswächter darbietet. Auf das ganze Bödeli, die beiden Seen und die Jungfrau wirft auch das burgartige Kurhaus des Jungfraublicks, das seinen Namen dem dänischen Dichter Baggesen verdankt, von der Vorhöhe des Rugens seine vieläugigen Blicke, und hier, dem Pfade um den dicht bewaldeten Bergkegel folgend, öffnen sich in den mannichfachsten Verschiebungen die reichsten Laubholz- und Tannendekorationen, aus deren Hintergrund jene schönste aller Hochbauten in den reinsten, graziösesten Linien hervortritt. Auf der Höhe des kleinen Rugen hat ein sinniger dreifacher Ausschnitt die drei herrlichsten Gemälde des Bödeli: die Jungfrau, den Brienzer See und den Thuner See in drei reichgeschmückte Naturrahmen gefasst. —

Von Obstbäumen ganz überschattet liegt zu Füssen das malerische Dörflein Wilderschwyl, über welchem auf schmalem buschigem Hügel die romantischen grauen Trümmer der Burg Unspunnen aufragen, in deren Burgverliess jene fünfzig tapfern Hasler von 1330—34 schmachteten. Unten breitet sich die berühmte Wiese aus, die zum Schauplatz grosser Alphirtenfeste geweiht wurde, und in ihren dreiseitigen grünen Hängen das natürlichste

Amphitheater mit der seltensten Fernsicht darbietet. Im Jahr 1805 beehrten die Erneuerung dieser Aelplerfeste die drei berühmtesten Frauen Frankreichs: Staël-Necker, Recamier und Lebrun mit ihrer Gegenwart und Aufmunterung. Uebungen im Schwingen wechselten mit Steinstossen sechsunddreissigpfündiger Blöcke, sowie mit Zielschiessen und Alphornblasen, Volksgesang, Kühreihen und Hauren. Das Fest wurde am 17. August gefeiert, weil an diesem Tage eine mittelalterlich-poetische Versöhnung das Land beglückt habe. Die mächtigen Freiherren von Oberhofen, Besitzer des Schlosses Unspunnen, waren Todfeinde des Herzogs Berchtold von Zähringen, des Rektors von Burgund. Der letzte Sprössling von Unspunnen, Burkhard, hatte eine einzige Tochter, die schöne, geistreiche und liebenswürdige Ida. Auf einem Turnier sah sie Rudolf von Wädiswyl, einer der tapfersten und liebenswürdigsten Ritter am Hofe der Zähringer; als Feind ihres Vaters verzweifelnd, ihre Hand zu erhalten, erkletterte er in finsterer Nacht die Burg, bemächtigte sich seiner Geliebten und verband sich mit ihr in Bern. Dieser Gewaltthat folgte ein mehrjähriger Krieg zwischen Burkhard und den Zähringern. Da trat eines Tages Berchtold, begleitet von seinen Pagen und Schildknappen, unangemeldet in das Schloss Unspunnen, ging mit offener Herzlichkeit auf den gebeugten Vater zu und stellte ihm den Sohn Idas vor. Beim Anblick des schönen Enkels erweichte sich das Herz Burkhards, er liebkoste ihn, gewährte dem Eidam Verzeihung und anerkannte den Enkel als seinen einzigen Erben. Zugleich verkündigte er, dass dieser Tag jährlich zum Freudentag für das ganze Land werden solle. — Die Erneuerung dieses Freudentages 1805, an welchem der Kronprinz von Bayern einen Toast auf die Unabhängigkeit der Schweiz ausbrachte, richtete in verstärktem Maasse die Aufmerksamkeit der Fremden auf die Schönheiten des Oberlandes.

Nordwärts bieten der Hochbüchl und die Bleiki überaus malerische und wonnige Blicke auf das romantische Stromthal und die leuchtenden Hochgebirge. Vom Harder südwestlich begrenzt, zieht dem Lombach entlang bis zur Niklausschlucht das enge, wilde, aber von wohlhabenden Leuten bewohnte Habkernthal, dessen prächtige, rothe Granitfindlinge wahrscheinlich zu einem den Alpen fremden Flysch gehören. Ein solcher Granitblock ist für das Washington-Monument im Namen der schweizerischen Eidgenossenschaft den nordamerikanischen vereinigten Staaten zugesandt worden.

Nordöstlich von Interlaken gegen den Brienzer See hin führt an dem herrlichen Blick von Felsenegg vorbei ein köstlicher Schlenderweg zu den Ruinen von Goldswyl empor. Wallnussbäume, Buchen, Ahorne und Obstbäume rahmen die Blicke auf das Bödeli ein, die Aare blitzt vom Thalgrunde auf, oben, wo der Hügel sich kegelförmig über das Dörflein aufschwingt, steht der seit 1647 verlassene, mit Epheu umrankte Kirchthurm, und über das Kirchenschiff hin lagern sich Haselbüsche und wilde Rosen. In Goldswyl starb 1845 jene Anna Zurbuchen, welche 1763, als sie drei Jahre zählte, ein Lämmergeier auf der Wiese raubte und über einen schauerlichen Abgrund auf eine einsame Stelle des Gebirgs trug, wo sie, bloss an einem Arm und einer Hand verwundet, von einem Mann aus Unterseen aufgefunden wurde. Am westlichen Fuss des Hügels liegt der sagenreiche Faulensee; unter seinen grün bekleideten Gehängen öffnet sich bläulich der Steinbruch, aus welchem die Stadt Bern die neuere dauerhafte Belegung ihrer »Lauben« erhielt, und zahlreiche Häuser des Oberlandes die Platten für ihre Treppentritte und Steinwege beziehen. Hoch am Felsenufer erhebt sich südwärts als eines der anmuthigsten romantischen Bilder der Schweiz die Burg

An der Lenk.

von Ringgenberg über die meergrünlichen Fluthen des Brienzer Sees. Arnold, Sprosse der Walliser Familie Raron, die in Brienz sich niedergelassen hatte, ist der älteste bekannte Repräsentant des Hauses Ringgenberg, das in seinem Wappen den »Ringgen« (Schnallen) führte. Er nahm Theil an dem Kreuzzug von 1096; nach seinem Tode zog seine Familie in das Schloss Ringgenberg ein, das ihr den Namen gab. — Johann von Ringgenberg zeichnet sich unter den Minnesängern der Manessischen Sammlung durch seine edle, kräftige Gesinnung aus:

Ob allen tugenden hohe treit
vrou Triuwe Krone, si ist daz alre beste kleit
daz man an sich gesniden kan,
sie gestet wol vor aller edelen waete.
Wie wol man sich gekleidet hat
mit golde, mit siden unt mit aller richen wat,
unt wonet da nicht triuwen bi,
so ist ez doch ze hove ein krank geraete.

Gegen einen werden biderben man
ist er joch arm, der triuwe hat in muote
so sol er doch me eren han,
danne der ungetriuwe riche mit allem guote.
wie gezimt, der triuwen waltet niht?
der muoz mit laster haben pflih,
so ere den getriuwen hat
staeteklich beslozzen in ir werden huote.

Die Freiherren von Ringgenberg waren auch tapfere Krieger, und Kuno bezeugte seinen Heldenmuth an der Spitze von dreihundert aus dieser Gegend aufgebotenen Kraftmännern 1339 in der Schlacht von Laupen. Aber bei einem seiner Nachfolger, Petermann, artete die Kraft in kalte, rücksichtslose Strenge aus; die empörten Untergebenen nahmen ihn 1381 beim Fischen am Faulensee gefangen, führten ihn über den Brünig und zerstörten die Burg. — Auf den Grundmauern eines der gebrochenen Thürme erhebt sich jetzt die neue Kirche. Die

auf einem Felsenvorsprung des Harders im Gebüsche versteckte Schadenburg der Herren von Ringgenberg blieb wegen der masslosen Grossartigkeit der Anlage unvollendet.

In die volle Alpenwelt führt erst jenes grosse Felsenthor, wo hinter Gsteig und Mühlinen ein an malerischen Vordergründen überreiches Engthal sich öffnet, das im Eingang westlich von der aussichtsreichen Suleck, östlich von den letzten Ausläufern der Faulhornkette gebildet wird. Gegen Westen zieht das kurze, felsige, vom Abendberg und der hohen Schwalmere eingefasste Saxetenthal, aus welchem ein wildes Bergwasser hervorbricht und

Saanen.

der Lütschine zueilt, die hart an der Strasse als milchweisser Bergbach mit stürmischem Gewoge über die Steinbette braust, bald von grünen Hügeln, bald von riesigen Felsblöcken begleitet, die der Winter von den Kalkwänden sprengte, und die Jahre mit malerischen Gebüschen und Bäumchen bekleideten. Dunkles Nadelholz zieht sich an den Gehängen bergauf; zur Linken steigt die seltsame graubraune Hunnenfluh senkrecht aus dem Thalgrunde empor, einer riesigen Bastion gleich, denn ihre durch Pressungen und Ueberbiegungen geformte Krümmung thürmt sich in einer Reihe dünner regelmässig gelagerter Horizontalstreifen auf.

Jenseits Zweilütschinen wird die Strasse einsamer, aber an schönen Sommertagen fährt Wagen an Wagen mit klingelnden Pferden die schöne Thalstrasse hinan, die Reisenden mit allen Geräthen für die Alpenbesteigung sorglich bepackt. Plötzlich erscheint durch die Lichtung der Tannen wie eine glänzende Alabastersäule der Staubbach von der Felskante vorspringend. Und an der Lütschine lagern sich zahlreiche Hütten, Häuser und Scheunen; über die Obstbäume ragt der weisse Thurm von Lauterbrunnen, das seinen Namen von den vielen Brunnen und Wasserstürzen des Thales erhielt. Im Dorfe herrscht stets ein überaus reges Leben; Kutschen, Bergpferde und Führer werden jedem eintretenden Fremden in Menge angeboten. Aber der wunderbar flatternde Schleier des Staubbachs lässt jedes Angebot

überhören. Den schmalen Pfad über die Wiese hinan eilt der Wanderer zum grauen Trümmerkegel, den der Fall unten am Rande des Felsens aufgeworfen und steigt in die kesselförmige Vertiefung hinab, wo der in der Luft halb verduftende, zarte, schmale Wassersturz seine Flocken wieder zur Lache fasst, über dessen Anfang ein doppelter siebenfarbiger Regenbogen mitten in dem Staubregen zittert. Goethe dichtete 1779 in seinem dreissigsten Jahre, nachdem er den Staubbach gesehen, den Gesang der Geister über den Wassern, eine der edelsten lyrischen Schöpfungen. An Frau von Stein schrieb er von Thun aus: »Von dem Gesang der Geister habe ich hier wundersame Strophen gehört:

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es
Und wieder nieder
Zur Erde muss es
Ewig wechselnd

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels
Und leicht empfangen

Wallt er verschleiernd
Leis' rauschend
Zur Tiefe nieder.
Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen
Schäumt er unmuthig
Stufenweise zum Abgrund.«

Zur Frühlingszeit am Vormittag im vollen Sonnenglanz enthüllt der Staubbach seine wahre Natur, dann bilden selbst die in die Luft zerstäubenden Wasserflocken schwebende Lichtströme, der Schatten des Falles ahmt in dunkeln Zügen an der Felswand das Wellenspiel nach; von der dunkelgrauen scharfen Kante wallt das Silbergewand in zwei grossen Faltenzügen in die Luft hinaus, und weil der Absturz bis unter die Mitte sich leise zurückzieht, schwebt er frei nieder, als Gewand der Geister des Wassers in jenen ätherischen Staub sich verflüchtigend. Unterhalb der Mitte tritt der Sturz wieder in seine natürlichen Rechte ein und rauscht an dem braunen Gestein in die Mulde hinab, aber hier noch umspielen den Strom die flatternden Geister in ihren schneeweissen Nebelschleiern. Ist das Tageslicht völlig verschwunden, so legt sich Todesblässe auf die Felswangen und nur noch ein mattweisser Streifen deutet auf das lebendige Spiel. Das Schreckbild des Staubbachs nach einem heftigen Gewitter schildert sogar eine gedruckte Busspredigt, und Wyss hat nach einem Augenzeugen die Schrecknisse aufs ergreifendste ausführlich dargestellt.

Wild tosend, mächtig angeschwollen, von der aufgelösten Erde schwarz, schoss damals der Strom in zwei dicken Armen wie aus zwei ungeheuern Brunnenröhren von der Zinne der neunhundert Fuss hohen, von Gewölk überdeckten Felswand in die Lüfte hinaus. Eine Last von Steinen, viele über einen Centner schwer, wurden gewaltsam mitgeführt, fern dahingeschleudert, oder gleich einem schwarzen riesigen Hagel mehr senkrecht niedergeworfen. Abprallend von den Vorsprüngen der Felswand, die Bogenschwünge wiederholend, zuletzt in hohem Sturze den Schutt ereilend, stürzten die Trümmer mit fürchterlichem Geprassel nieder, und das wechselseitige Reiben, das heftige Anprallen, vereint mit dem Aufschlag in das weite steinbeworfene Becken des Wasserfalls, verbreitete rings einen brandartigen Geruch, der bis zu den fern in Sicherheit stehenden Zeugen der grossen Empörung drang. Jetzt kamen auch Baumstämme und entwurzelte Tannen in dem heulenden Wasserschwalle herab, und je nach Grösse und Gewicht flogen einige, von Windstössen entführt, gleich verwitterten Schindeln um sich selber wirbelnd, langsam durch die Luft hernieder, während andere wie riesige Pfeile von der Höhe herabfuhren und sich unten tief in's Erdreich einbohrten. Die sonst so silberhelle, sanft schwebende Wassergarbe glich einer unermesslichen dunkelbraunen Rauchwolke, deren Zusammenballen, Wogen und Wallen um so ausgedehnter wurde, je näher sie nach dem Boden sank. Oft von einer Windsbraut fortgerafft, fiel sie von der senkrechten Bahn weit fortgerissen in die Tiefe. Zuweilen durchstäubte sie die ganze Breite des Thals bis zur gegenüberstehenden Mauer der Schiltwaldfluh. Einigemal, gleich nach einem wirbelnden Rauche in die Höhe gejagt, zerfloss sie rückwärts überschlagend an dem Ort ihres eigenen Ursprungs und stellte in sekundenlanger schauerlicher Nacktheit die gesammte Felswand und den Steinhagel als selbstständiges Schreckbild zur Schau. Eine schwarze, lastend niederhängende Wolkendecke verbarg den schmalen, über den hohen

Felswänden des Engthals liegenden Himmelsstreifen; hin und her zuckende Blitze erleuchteten von Zeit zu Zeit den Grund der Landschaft und die Höhe der Abstürze, und das erschütternde fürchterliche Rollen des Donners übertönte das Gebrüll der wüthenden Gewässer.

Gurniglbad.

Diesseits des Staubbachs, die waldige steile Berghalde hinan, wird die Stelle erreicht, wo über dem Falle das Wasser als Pletschbach aus der an trefflichen Alpkräutern, Muttern und Adelgras reichen Pletschenalp herbeisprudelt. Jenseits des Waldes liegen in fast ebener Linie die eleganten Gasthöfe und dürftigen Hütten von Mürren auf baumloser, aber blumenreicher, grüner Wiese hart am Bergesgehänge. Die Häuser werfen ihre Blicke der majestätischen Jungfrau zu, die umringt von mehr als zwanzig hochragenden Eisgipfeln hier vielleicht am grossartigsten ihre volle Pracht entfaltet, ein Naturgemälde von unvergleichlichster Pracht, wenn die obersten Spitzen vom blendenden Lichte der aufgehenden Sonne übergossen sind, die Dünste des Thals sich in phantastische Bewegung setzen, das Grün der Niederung und die Wohnungen der Menschen deutlicher vortreten und dann plötzlich Alles im reinsten Glanze leuchtet, die Luft von vollendeter Durchsichtigkeit wird, und die Gebirgsriesen in unverhüllter Majestät vor Augen stehen. Noch umfassender und gewaltiger bis tief in den Südwesten der Schweiz entfaltet sich dieses Panorama auf dem nahen Schilthorn.

Von Mürren führt ein Pfad über Gimmelwald den Abgründen entlang in das schluchtige Sefinenthal hinab und längs der schäumenden Sefilütschine und ihrem malerischen Wassersturze in das obere Lauterbrunnenthal zurück. Dem Sturze gegenüber windet sich der Bergsteig zu den prächtigen Schmadribachfällen hinan, wo der aus neun Strahlen gebildete Wasserstrom den Klagechor von den furchtbaren Kämpfen der Erde nie verstummen lässt. Das ganze Lauterbrunnenthal ist ein sprechender Zeuge dieser Kämpfe und bildet in seiner Gesammtheit nur eine einzige gewaltige Erosionsspalte, die ihr Dasein ungeheuern Gletscherbächen zu verdanken hat. Es konnte sich erst ausbilden, als der einst so riesige Grindelwaldgletscher soweit zurückgeschmolzen war, dass die Wasser des Lauterbrunnengletschers frei ablaufen konnten, und dieser sich bis zur Absonderung des Trümmleten- und Amerten-Gletschers zurückzog. Die weiten Alpen über den Felswänden, die zerstreuten Waldungen

Schloss bei Oberhofen.

und die Schneefelder und Eisberge unterhalten die niederströmenden reichen Quellen und Wildbäche, von denen fast jeder seinen besondern Schmuck durch die Gestaltung des Bodens, der Vegetation und der Art der Bewegung empfing, vom majestätischen Sturze bis zum schalkhaften Geriesel. Zwar senkt sich kein Gletscher bis in's Thal hinab, aber die Wintersonne erscheint dem Thalgrunde erst Mittags, und Nebel und Reif schaden der Entwickelung des Obstes; Aepfel und Birnen gedeihen nur in wenigen Frühsorten, etwas besser die Kirschen und Zwetschen. Die Tannenwälder sind zahlreich, der Eichbaum fehlt, die Buche wird seltener, dagegen stehen Ahorne, Linden und Eschen in voller Kraft. Kartoffeln, Sommerroggen, Gerste, Hanf und Flachs erreichen noch eine bedeutende Höhe, und weit hinan sprossen treffliche Alpenkräuter und Gräser. In der Vogelperspektive lässt sich das Thal, und zwar gleichzeitig mit dem durch die Wengernalp getrennten Grindelwaldthal kaum schöner bis in die kleinsten Falten der Gebirge überblicken, als auf der Schynigen Platte, die vor die Firnfelder des Mönchs, der Jungfrau, des Gletscherhorns, Grosshorns und des Tschingelhorns so hingelagert ist, dass dieselben nirgends schärfer und blendender und in schöner gezeichneter Entwickelung ihrer Massen erblickt werden können. Das Projekt einer Eisenbahn zu dieser unvergleichlichen Platte empor bezeugte, welchem gefeierten Rivalen sie gleichgestellt wurde.

In das Grindelwaldthal führt von Lauterbrunnen der höchste Pass des Oberlandes über die Wengernalp. Wengen liegt wunderlieblich auf einer ausgedehnten, mit den reichsten Weiden bedeckten Hochfläche am Fusse einer zerrissenen Bergkette. Jenseits des Dörfleins,

Schloss Hünegg.

dort wo ein Felsensturz ungeheure Blöcke niedersandte, ertönt das Alphorn, das einfache Gebirgsinstrument, das aus dem becherartig erweiterten und gekrümmten Tannenholzrohr mächtig ergreifende, sehnsuchtsvolle Töne in die bewaldeten Felsen schmettert. Nur wenige Sätze mit einem langgezogenen Schlusse lässt es zur Bergwand hinüberhallen, und horch, die erste Antwort jauchzt als voller frischer Jubelton von der Alpe zurück und verklingt dann in immer klagenderen, schwermüthigeren Weisen, zu denen die Heerdenglocken von nah und fern eine wunderbar ergreifende Begleitung bilden. Wie ein dichterisches Stimmungsbild lagern sich unten von Eschen und Ahornen beschattete Hütten, Speicher und Heuschuppen, während oben aus dem Felsenschutt die grauen Schieferplatten der nächtlichen Ruhestätten der Ziegen hervorblicken. Vom baumlosen untern Weideland, durch welches der Pfad zwischen Trümmern und Felsblöcken hinzieht, scheidet ein Waldgebiet mit uralten flechtenbärtigen Tannen die oberen Weiden. Noch stehen einsame Ställe und Holzschuppen am Wege und zur Linken erblickt man jene einfachsten Sennhütten mit flachen, steinbelegten Schindeldächern ohne Rauchfang, und mit Melchgangvorhallen unter der vorstehenden obern Hälfte der Hütte, welche die »Gastern« für das Heubett enthält. Jenseits dieses Gebietes wird die Natur immer stiller, selbst das Hämmern des Spechts verstummt! Aber dem kurzen knorrigen Buschwerk folgen bald in dichten Rasen die üppigsten Alpenpflanzen mit dem tiefsten Farbenschmelze.

Wo sich der Pfad ostwärts wendet, erblickt der Wanderer hoch oben das Gasthaus zur Jungfrau, und in erhabenster Pracht ragen unmittelbar gegenüber Jungfrau, Mönch und Eiger auf. Gruppen von Reisenden ziehen zu Pferde in die majestätische Bergwelt empor, die Engländer schon an der Haltung von weitem kenntlich, ihre Damen meist in staubgrauen Gewändern, mit Sonnenschirm, kleinen grauen Hüten und flatterndem blauem Schleier. Hier oben war schon im Jahre 1816 der grosse Dichter Byron in seinem achtundzwanzigsten Jahre, und hier entwarf er seinen Manfred, die Tragödie der ungestillten Sehnsucht, das in den

tiefsten Räthseln des Menschendaseins wühlende Drama. Byron schrieb am 15. Februar 1817 aus Venedig an Murray:

Eine Art von poetischem Dialog oder Drama, von wildem metaphysischem Charakter, das ich im letzten Sommer in der Schweiz angefangen hatte, ist gegenwärtig vollendet. Fast alle Personen sind Elementargeister der Erde, des Wassers und der Luft; der Schauplatz ist auf den Alpen; der in den tiefsten Räthseln der Menschheit wühlende Held wandert umher, ruft diese Geister an, sie erscheinen ihm, aber sie vermögen ihn doch nicht gänzlich zu heilen.

Erster Aufzug. Zweite Scene:

Der Berg Jungfrau. Morgen. Manfred allein auf dem Felsen.

Du jugendfrischer Tag, und ihr, ihr Berge,
Was seid ihr schön! ich kann Euch doch nicht lieben
Und du, des Weltalls glanzerfülltes Auge
Gehst Allen auf, beseligst Jung und Alt,
Nur mir allein, ach, scheinst du nicht in's Herz!
Du Felsenklipp, auf dessen höchstem Grat
Ich steh! und unten an des Stromes Rand
Die schlanken Fichten eingeschrumpft zu Büschen
In Schwindelferne sehe, wenn ein Sprung,
Ein Sturz, ein Ruck, ja selbst ein Athemzug
Auf dieses Felsens Busen meine Brust
Auf ewig betten könnte — warum zaudr' ich?

Die Jungfrau tritt hier dem Beschauer mit der ganzen wuchtigen Macht ihrer Masse entgegen, bei Sonnenaufgang und Niedergang, und wenn heller Lichtglanz die Formen umströmt, einer der wonnigsten Anblicke. Eisthäler, Abgründe, Schluchten werfen die Falten des weissen Mantels, der die gewaltigen Glieder umhüllt, und ihren ungeheuern Umfang misst der Beschauer etwa an den sie umspielenden Wolkenzügen, oder am Vogelfluge, oder an hohen punktförmigen Weiden. Oestlich zur Seite steht der Mönch in seiner starren Grösse im Streitergewande, mit Eis und Firn bepanzert, unten mit der rauh gefalteten Decke des Guggigletschers belastet, der sich vom Jungfraujoch in mehreren Brüchen niederzieht; sein Joch weist den Gletscherweg vom Thale des Aletschgletschers nach Grindelwald. Der beeiste Absturz endet im tiefen Schlund des Trümmletenthals, einer Auswaschung vereinigter Gletscherbäche, von Alpenkalk verschiedenartigster Färbung umzogen, mit Trümmerhaufen, zerfetzten Tannen und zerschellten Lawinen an den Gehängen. Aus dieser dunklen Kluft steigt der graubraune Thron der Jungfrau in freiem senkrechtem Aufschwung empor, und der düstern Tiefe zugewendet rauschen von den steilen Wänden Schnee- und Eislawinen herab. Mit Erstaunen vernimmt der Ankömmling auf der Wengernalp bei heiterem Himmel plötzlich das schwellende Grollen eines nahen Gewitters, nirgends sieht er schwarzes Gewölk, dort aber auf einer Schneebank der Jungfrau fährt eine stäubende Schneewolke in die Luft und ein glitzernder Silberstrom schwebt die jähen zerfurchten Halden hinab, dann eine Stufe weiter schwingt sich etwa noch einmal aus einer Felsenkluft ein zweiter Strom hervor, und kaum verhallt, verstärkt sich der Donner auf's neue. Zwischen Schneehorn und Mittelhorn zieht sich das Becken des Giessengletschers bis zur Höhe der Jungfrau empor, deren eigentlicher Gipfel von hier nicht sichtbar ist; an der östlichen Grenze zeigt der Gletscher noch seine volle überschäumende Kraft und Wildheit, gegen vierzig Meter hoch tritt der Firn an den Rand. Brechen Stücke ab, so stürzen sie tausend Meter über die Fluh nieder in prächtiger Bandlawine, die, bevor sie das Ende ihres Falles erreicht, in millionenfältigen Staub zerfällt. Zuweilen folgen dem Gletscherbruch zahlreiche kleinere Schneelawinen, eine schöner und malerischer als die andere. — Neben dem Mönch ragen die dunkeln Felsschroffen des Eigers jäh aus der Tiefe auf; seine Spitze wird von der Wengernscheidegg aus auf der scharfen nordwestlichen Kante, welche fast geradlinig zum Gipfel aufsteigt, erklommen.

Das Geheimniss am Brunnen.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

»Wir hatten, erzählt der Berner Professor Aebi von seiner Besteigung im Jahre 1864, die Uebergangsstrecke zwischen dem nackten Felsen und dem Hochfirn erreicht. Die Felsköpfe schlossen weniger dicht aneinander, dafür erschienen zwischen denselben sehr dünne, theilweise mit Schnee bedeckte Eisplattenlagen. Da war Vorsicht sehr vonnöthen, zumal auch die Felsen selbst in der Kälte der Nacht sich mit einer glänzenden Eiskruste überzogen hatten. Noch einige stark geneigte, beschneite Eisfelder mussten bezwungen werden, die jedesmal wieder zu einem Felssatze hinführten. Jäh und jäher schoss der Abhang unter unsern Füssen zur rasch anwachsenden Tiefe nieder. Nirgends boten die Felspartien rechten Halt und oft genug war man auf die geringfügige Rauhigkeit der Oberfläche angewiesen. Die Anstrengung des Kletterns war eine bedeutende. Der Pfarrer von Grindelwald wurde plötzlich von der Bergkrankheit, von Mattigkeit, Schwindel und Uebelkeit befallen, marschirte aber dennoch unaufhaltsam weiter. Die Andern schwelgten in vollen Zügen in der Lust des wundervollen Fernblicks, der immer reicher sich erschloss. Ein Hauptreiz der Eigerbesteigung liegt gerade darin, dass man die Gegend ganz allmählig sich aufrollen und gleichsam werden sieht. Wie eine Blume entfaltet sie sich zur vollen Pracht, indem nach und nach die sich deckenden Blätter des landschaftlichen Bildes sich auseinanderlegen und der ganze Reichthum der in denselben verschlossenen Schönheit hervortritt. — An einem einsam im Eise stehenden Felsen wurde ein Morgenmahl eingenommen; wir standen jetzt am Fusse des obersten Felshanges, der ununterbrochen in einer Steigung von fünfzig bis sechszig Grad sich emporzieht und dadurch den prächtigen Eisspiegel erzeugt, der so oft herrlich leuchtend in das Flachland hinausstrahlt. In schneearmen Jahren beginnen hier die grössten Schwierigkeiten für die Führer, denn das Stufenhacken in dem harten Eise ist dann eine entsetzliche Arbeit. Die Eigerbesteigung sollte desshalb möglichst früh im Sommer unternommen werden. Auf diesen eingehackten Stufen erreicht man die nordwestliche Kante und steht abermals vor dem scharf abgerissenen Abgrunde, der hier tausende von Fussen ins Thal niederstürzt. Das Auge muss erst an das Ungeheure sich gewöhnen, denn der erste Eindruck ist der des Bodenlosen. Der Weg führte theilweise über die äusserste Kante hinweg; der schneefreie Grat war sehr schmal und stark verwittert, die Oberfläche mit kleinen, eckigen Trümmerstücken übersäet; vorsichtig wurde Schritt um Schritt ausgesucht. Am obersten Ende des Grates hört der Felsen auf und ein blendender Firnmantel hält den eigentlichen Gipfel umhüllt. Der Weg war steil, doch förderte die prächtige Schneedecke die Schritte bedeutend, da ging es mit hellem Jauchzen im Sturmschritt unaufhaltsam vorwärts. Kurz vor Mittag flatterte die schweizerische Flagge auf der Spitze. Und welches Bild entrollte sich vor den entzückten Wanderern? in nächster Umgebung das grossartige, herrliche Gemälde, der Riesen der Bernerkette, aber noch übertroffen von der Landschaft der alpinen Region. Kein Berg, kein Fels tritt dem Auge hindernd entgegen, die Ebene sieht es zu flachen grünen Wogen sich erheben, die höher und höher schwellen und schliesslich zu den firnglänzenden Höhen hinanbranden.«

Solche Gefahren und Genüsse sind freilich nur für gewandte Kraftmenschen geeignet, aber die keineswegs schwierige Besteigung des Tschuggen und besonders des Lauberhorns gewährt auch den minder Kräftigen einen der köstlichsten Hochgenüsse. Die Flora rings um die Wengernalp ist eine ungemein reiche und die Thierwelt hat ihre Lieblingsstätten. Vom Teiche am Eigergletscher huschen hier und da Schneehühner zur Laucherfluh hinan, wo auch der Mauerspecht nistet und seine rothbebänderten Fittige im Sonnenstrahl glänzen, und wo röthliche Falken hoch oben am östlichen Absturz horsten. Selbst im Trümmletenthale und auf der Mettlenalp werden noch durch frische abgeschuppte Tannzapfen auf Baumstrünken die Spielhühner verrathen. Am Teich des Eigergletschers sucht auch die Wildente ihr Futter und in seiner Umgebung hausen Murmelthiere, mit dem Gletscher in grössere Höhen sich zurückziehend, wo am Eingang ihrer Höhlen oft die Nahrungsreste, abgebissene Blüthenpflanzen, liegen.

Die Wengernalp nährt über zweihundert prächtige Kühe; neben den Milchkühen werden ebensoviel Rinder und einige Schweine und Ziegen auf der Alp gehalten. Im Sommer, in den zwei ersten Sonntagen nach Jakobstag wurde schon vor Zeiten auf Wengern und an dem hohen Berggrate zwischen dem Tschuggen und dem Männnlichen der »Bergdorf« gehalten; die letzte Entscheidung im Schwingen haben dann die zwei wackersten Streiter mit noch drei wuchtvollen Gängen; den Schluss des Festes krönt, da Frauen und Mädchen dazu geladen

sind, Tanz und Freudenmahl. — Durch das Sennthum der Alp steigt der Wanderer zur Wengernscheidegg hinan, wo ihm abermals ein Berggasthaus Halt zuruft, denn von der Höhe des Passes schaut er auf das scheinbar geschlossene, von majestätischen Hochgebirgen umlagerte Hirtenthal von Grindelwald mit seinen fetten Weiden hinab. Im Hinabgang zum Thale wird ein greiser Arvenwald durchschritten, der sich einst bis an den Tschuggen hinaufzog. So lebenszäh die Arve ist, und Frösten, Stürmen, Schnee und Insekten widersteht, so langsam wächst sie, und ihrem trefflichen, weissen und dauerhaften, vom Wurm wenig leidenden Holze, das namentlich für die Schnitzerei sehr geschätzt ist, stellte man hier viel zu sehr nach; eine schon 1812 erlassene Verordnung hat sie auf den Grindelwaldalpen gegen die Axt der Hirten in Schutz genommen. — Das hügelige Hochthal von Grindelwald verdankt seine wunderbaren Reize zumeist den schroffen Gegensätzen, die unvermittelter als in allen Nachbarthälern zu eigenthümlicher Schönheit sich verbinden, hier der üppigste, bunteste Thalschmuck, dort hart an die fruchtbaren Wiesen und Weiden stossend, zwei zerklüftete Gletscher, hier stolze wilde Schroffen, dort gerundete grüne Vorberge, hier wild zerrissene Klüfte und Höhen, dort baumreiche blühende Matten an sonnigen, gewölbten Halden, hier wohnliche Hütten und stattliche Gasthöfe, dort Eisfelder und Todesstille, nur unterbrochen von den Schrecken der Natur. Die fruchtbare Dammerde in den untersten Thalhöhen wird jedes Frühjahr durch fleissiges Düngen vermehrt, und hier bieten sich auch die einträglichsten Wiesen, sowie die wechselnden Aecker zum Getreidebau dar. Vom Ertrage des Heus und Emdes ernähren sich über zweitausenddreihundert Stück Rindvieh, darunter mehr als tausend Kühe; zudem weiden auf dem Gemeindgebiet allsömmerlich noch eintausendzweihundert Schafe und eintausenddreihundert Ziegen. Doppelte Grasernte gewähren noch die Thalwiesen, auf den höhern wilden Matten wird nur einmal gemäht, auf den Alptriften versieht das Vieh selbst

Gruyères.

die Mäderarbeit. Der dünne, schwarzgraue, an der Luft leicht verwitternde Schiefer der beiden Scheideggen und des östlichen Thales liefert treffliches Material für das Gedeihen der Futterkräuter. Die Luft ist rein und frisch und das Klima trotz der Thalhöhe von tausend Meter über Meer, und trotz der unmittelbarsten Nähe der Eisgebirge und Gletscher ein sehr gemässigtes; der bedeutendste Theil des ertragreichen Thalbodens wendet sich der Sonne zu; vor den rauhen Nordwinden schützt die Faulhornkette, und nur selten dringt der kalte Ostwind mit stärkerer Macht über die Scheidegg herab. Um so heftiger stürmt zuweilen von der Jungfrau her der Fön, der heisse, südliche Sturmwind, am grausigsten, wenn er zur Winterszeit in frisch gefallenen, noch nicht festliegenden Schnee einfällt und diesen mit unsäglicher Gewalt zum grausen Schneegestöber »Gux« aufwirbelt, in die kleinsten Ritzen der Häuser und Scheunen den Schneestaub treibend. In den Holzhäusern vernimmt man sein Nahen schon zuvor durch ein starkes Knistern und Knallen im Getäfel und Gebälke, dann folgt nach lautloser Stille Windstoss auf Windstoss. Und doch ist dieser wilde Südwind einer der wichtigsten Beförderer der Alpenwirthschaft, denn er ist im Stande, in einer einzigen Nacht zwei bis drei Schuh Schnee zu schmelzen! Tag und Nacht haucht sein warmer Athem den Pflanzen neues Leben ein, und das noch vor wenigen Tagen überall mit Schnee belastete Thal ist plötzlich mit zahllosen Frühlingsblumen überkleidet.

Der Berner Dichter Kuhn hat dem Fön die köstlichen Strophen geweiht:

Jetzt blast der Fön — bhüet Gott mys Hus
Wirft Schüre-n um, zieht Tanne-n us,
U schüttlet Thür und Pfäister.
»Ho!« seit der Winter — »Sakerdie!
I muess ihm ja ins Bott doch flieh,
Dem wirde-n-i nit Meister.«

U gleitig macht er si dervo,
Drum schiesses s'vo de Berge so
In üsi Thäler abe.
Jetzt chunt der Frühling selber gly,
Wie luegt er doch so fründli dry
Nu, juchzet ihm, ihr Chnabe.

Von Alters her ist im Grindelwaldthal der kleine Grundbesitz vorherrschend, die Hauptbeschäftigung war stets die Viehzucht; die Race der braunen, schwarzgestreiften Kühe ist zwar klein und schlank, doch sehr milchreich, obschon genügsam in der Nahrung. Den wahren Reichthum bildet auch hier der Wiesenbau; das Heu wird zu Anfang des Juli, das Emd in den letzten Tagen des August gemäht; Sommerweizen, Sommergerste und Flachs, Rüben und Möhren gedeihen trefflich; Aepfel, Birnen, Nüsse bedürfen sehr geschützter Lagen, und der Kirschbaum ist der einzige freie Repräsentant des Obstes. Er bringt aber nur, und zwar erst im Juli die kleine wilde, zum Brennen des Kirschengeistes geeignete Kirsche zur Reife. Die ehemaligen ausgedehnten Waldungen haben durch Nachlässigkeit und Verschleuderung, sowie durch unbeschränkten Weidegenuss der Ziegen grosse Einbusse erlitten; noch bilden die Roth- und Weisstannen den Hauptbestand und hemmen die Fortschritte des Winters und die Verwilderung der Gebirge; der Waldbestand gehört nur zum kleinern Theil Privaten, zumeist den einzelnen Alpgemeinden als Thalschaft; die wilden Schaftriften am Wetterhorn, am bösen Bergli und Wurmberg sind herrenlos, die Triften um das Eismeer des Gletschers dagegen gemeinsames Gut von Scheidegg und Grindelwald, die dorthin etwa hundert Ziegen und vierhundert Schafe zur Weide schicken. Jedes Glied der einzelnen Gemeinden ist zur Benutzung dieser Alpen berechtigt, zu ihrer unentgeltlichen Begehung mit Vieh. Der Aelpler liebt dieses wie seine Haushaltung, er kennt alle Thiere nach Namen, Eigen-

Schloss Schadau.

schaften und Milchertrag, und hat nach ihrer Farbe und Form eine Reihe eigenthümlicher Bezeichnungen erfunden. Auf den Ruf dieser Namen stellen sich die Kühe Morgens und Abends zum Melken ein; denn auch die einfachste Sennhütte hat eine Vorhalle als »Melchgang«; dazu im Innern einen grossen kupfernen Käsekessel, einen hölzernen »Turner«, der den Kessel über dem Feuer hält, ein rundes einbeiniges »Melkstühlein«, einen »Melchtern« als offenen Handkübel für die Milch, »Brenten« für ihren Transport, runde, flache »Gepsen« zur Aufbewahrung, »Milchgon« zu Schöpfnäpfen, »Follen« zum Durchseihen und allerlei Löffel. Ein besonderer Festtag ist dem »Messen« der Milchgüte geweiht, denn am neunten Tag nach der Alpfahrt, sowie nach dem Aufgang zu einem frischen »Läger«, d. h. einer Alpabtheilung, stellen sich sämmtliche Viehbesitzer auf der Alp ein und geben Rechenschaft vom Milchertrage der Jedem zugehörenden Kühe. Der Betrag wird auf einem Stück Holz mittels ganzer oder halber Striche eingekerbt, am Ende des Sommers erhält jeder die Theilgebühr am Butter- und Käseerlös.

Das Thal war schon in alten Zeiten bewohnt; 1140 wurde die erste, noch hölzerne Kirche erbaut und vom Bischof von Lausanne eingeweiht; später gehörte eine grosse Strecke des Gebietes den Herren von Unspunnen, dann die Landschaft von der Schöneck bis zum untern Gletscher und der Wörgisalp dem Kloster Interlaken, das durch Verkäufe und Schenkungen der freiherrlichen Besitzer fast allen Thalboden erhielt; die Reformation schloss das Thal auf's engste an Bern. Steigt man, was völlig gefahrlos unternommen werden kann, am Fusse des Eigers dem untern Grindelwaldgletscher entlang, zur Grotte Nellenbalm empor, so zeigt hier der Führer die Stelle, wo die alte Kapelle der St. Petronella, d. h.

Schloss Thun.

der Bergheiligen, stand; eine Glocke mit der Inschrift »O Sta. Peternela ora pro nobis, 1044« geschmückt, wanderte von hier herab nach Grindelwald und hängt jetzt in der Kirche. Der Weg an den Gletscher hinan so leicht, dass dieser den Namen »Damengletscher« erhielt, führt zunächst auf grünem Grunde aufwärts, und gestattet selbst noch Blumen und Erdbeeren in einem Erlenhölzchen zu pflücken. Aber ein weit grossartigeres Bild entfaltet das freilich nicht mehr in Damenstiefelchen zu erreichende, nur drei Stunden höhere »Eismeer«, das von einem grossen Naturforscher mit den krystallisirten Fluthen des Nordpols verglichen worden ist. Das Schreckhorn taucht hier als eine Reihe von sechs ungeheuern Pyramiden auf. Gegenüber liegt der Zäsenberg, an dessen Fuss der Eigergletscher mit dem Grindelwaldgletscher zusammenfliesst. Auch dort ist noch eine durch den brüchigen Gneis sehr fruchtbare, aber nur über das Eis zugängliche Schafweide hart am Gletscher, und der Eigerhirt hat am Fuss des Berges eine Hütte. Prächtige Eismassen stürzen zuweilen mit gewaltigen Sprüngen und entsetzlichem Donner vom Eigergletscher auf das Grindelwald-Eismeer nieder.

Der obere Grindelwaldgletscher bietet durch die reinere Färbung des Eises und die, wie ein erstarrter, empörter Strom in spitzen Wogen sich thürmende Front einen noch schönern Anblick als der untere dar. Vom Wetterhorn stürzt der Weissbach, vom Mettenberg sprudelt der Milchbach über die Wände zur oberen Lütschine herab. Zwischen dem Boden und der Eisdecke erzwingt sich das Wasser offene Gewölbe.

Das Berner Wochenblatt vom 4. August 1787 berichtet, Christian Bohren, Wirth von Grindelwald, sei den 7. Juli, begleitet von einem Taglöhner über den obern Gletscher gekommen, und habe einige Schafe und Ziegen an den Mettenberg führen wollen, als plötzlich unter seinen Füssen ein Stück Eis von neunzehn Fuss

Länge und acht Fuss Breite sich losriss. Dieses Stück hatte einen Abgrund von vierundsechszig Fuss Tiefe bedeckt. Bohren stürzte hinab, verrenkte sich die rechte Hand und brach den Arm. Unter dem Gletscher fand er eine Oeffnung gegen den Berg hin, welche der Weissbach sich in einer Länge von einhundertunddreissig Fuss ausgegraben hatte; er kroch dem Laufe des Wassers entlang gegen dessen Ursprung hin unter dem Eise fort und entging so dem entsetzlichen Tode unter dem Gletscher.

Strasse in Thun.

Aus grünen Wiesengründen schwingt sich das Wetterhorn als vielfach zerrissener Felskoloss in steilen Hängen empor, zu oberst in höchst pittoresken Formen von schimmernden Schneefeldern und glänzenden Firnkegeln überdeckt. Die riesige Wand wird nur auf der Ostseite durch einen Vorsprung unterbrochen, auf welchen der kleine, aus niedergestürzten Eisstücken gebildete Alpiglengletscher ruht. An der Nordostseite wurde am hohen Stollen ein Gang rothen Eisens von zwanzig Meter Dicke früher ausgebeutet und in den Eisenwerken des Hasler Mühlenthals geschmolzen. Zu jeder Tages- und Jahreszeit bietet das Wetterhorn, das seinen Namen von dem fast stets um ihn spielenden, von den Grindelwaldern zum Wetterpropheten erhobenen Wolkengürtel erhielt, die eigenthümlichsten Schönheiten, ob bläulich im Duft erscheinend, ob bis ins Einzelnste scharf beleuchtet, ob von den Strahlen der Sonne oder des Mondes übergossen. Nie aber ist sein Anblick ergreifender, als wenn über dem Wolkengürtel Schulter und Haupt der majestätischen Riesengestalt lichtumflossen in die blaue Luft aufragen. — Im Frühling stürzen ziemlich regelmässig zwei gewaltige, höchst malerische Lawinen von der Nordseite und zwei von der Südwestseite herab. Die eine, die »Gutzlawine«, bildet sich durch das zeitweilige Abbrechen des zungenartig aus dem hohen Gletscherkessel niederhängenden Gutschgletschers; die andere, die »Wetterlawine«, rollt aus derselben Gletscher-

mulde über die senkrechte Nordwand als prächtige Staublawine zu Thal, nicht weit vom Weg nach der grossen Scheidegg. Das an engen Wildpfaden reiche südöstliche Gebiet des Wetterhorns ist jetzt noch ein Lieblingsaufenthalt der Gemsen. Ist es thunlich, die Wechsel zu besetzen, jene Wildpfade, wo die Gemsen ab- und zugehen, so begeben sich die besten Gemsjäger auf den Stand. Ihre Genossen suchen die Gemsen abzuschleichen und vom Lagerplatze aufzusprengen. Die geängstigten Thiere entfliehen ihren gewohnten Wegen entlang, aber die lauernden Schützen senden ihnen die Kugel nach. Zuweilen springen die Gemsen in dieser Flucht so nahe am Jäger vorbei, dass er sie mit den Händen erreichen kann. Ist der Durchpass zu enge, so eilen die Thiere auf den ersten Schuss zurück; doch die Treiber nöthigen sie wiederholt zur schleunigen Umkehr. Endlich in Wuth gerathend stürzt ein Rudel mit vorgebeugten Hörnern auf den Jäger ein, der sich rasch auf den Boden wirft und die ganze Schaar über sich wegspringen lässt, oder sie stürmen am Schützen vorbei, oder werfen sich verzweifelnd über die Felsen hinab. Der Jäger läuft auf oft sehr unwegsamen Hängen dem getroffenen Wildpret zu, jauchzt seinen Sieg in die Lüfte und gibt dem Thiere den letzten Fang, wirft die Eingeweide heraus, trägt aber grosse Sorge zum Fette, bindet je den kürzern Lauf mit dem höhern zusammen, und wirft die etwa siebenzig Pfund schwere Beute am Riemen über den Rücken. Die Jagdgenossen folgen und selten fehlt ein fröhliches Mahl. Ist die »Fuhrgeiss«, die Anführerin des Trupps, erlegt, so laufen die übrigen meist wirr im Kreise herum, wissen sich nicht mehr zu helfen und fallen dann leicht dem Jäger zur Beute.

Die Gemsenjagd fesselt den Kühnen schon um ihrer Gefahren und der Schwierigkeit des endlichen Sieges willen. Sind die Jäger auf dem Grate bei dem von losen Steinen errichteten Guckloch angekommen, so schleicht der Hauptschütze baarhaupt auf allen Vieren heran, späht am Luegi durch sein Fernrohr nach allen Seiten, gibt, sowie er Gemsen erblickt, nach rückwärts den Genossen mit ausgestreckter Hand die bekannten Zeichen, wo und wie viel er wahrgenommen, und kriecht zu den Gefährten zurück. Nun wird der Wind beobachtet, das Abschleichen berathen, von Vorsprung zu Vorsprung, von Fels zu Fels bis auf Schussweite dem Wilde genaht mit unsäglicher Vorsicht und Geduld. Jetzt liegt der Schütze halbe Stunden lang platt auf dem Boden, weil die Fuhrgeis stutzt; jetzt kriecht er mit übergezogenem Hemde, um durch die Schneefarbe zu täuschen, auf Händen und Füssen über das glatte Eis, und nun erkennt er durch das deutliche Erblicken der Krümmung der Hörner, dass die Gemse nur noch etwa fünfzig Schritte entfernt ist. Schon blickt er hinter der Felsenkante hervor, steht nochmals starr und steif, dann — schlägt er vorsichtig an und selten verfehlt er sein Ziel. Früher stiess man in den Hochgebirgen des Oberlandes oft auf Rudel von vierzig bis fünfzig Gemsen, aber Flinte und Winterstrenge verminderten ihre Zahl und scheuchten viele in das ruhigere Wallis. Der Schutz des Gesetzes bewahrt sie jetzt vor dem Aussterben. Ihre Nahrung finden sie auch im Winter an den entlegensten Stellen, den Schnee bis zum Moosgrunde oder zum dürren Grase aufscharrend. Oder sie wagen sich bis in die Wälder hinab und zupfen die bärtige Ragflechte von den Bäumen, naschen Tannennadeln und Baumrinde. Ihre ausserordentliche Gewandtheit im Hinaufsetzen auf die plattesten Felswände und ihr elastischer Schwung selbst von dem geringsten Stützpunkte aus verleiten sie manchmal zu allzu kühnen Sprüngen. Seltener fallen sie plötzlichen

Steinfällen oder gewaltigen Lawinen zum Opfer; doch werden Skelette todter Gemsen noch in der Bahn der Lawinen auf dem Grindelwaldgletscher fast jedes Jahr gefunden.

Einen letzten, entzückten Blick wirft der Wanderer über die ganze Reihe der eisgepanzerten Riesen des Berner Oberlandes hin, die sich um das Finsteraarhorn und die Jungfrau gruppiren, vom Wellhorn und Wetterhorn bis über das Breithorn, Tschingelhorn und Gspaltenhorn hinaus, auf der Nordhöhe über Grindelwald, dicht an der Schneeregion, wo das Faulhorn jenes erhabene Vorwerk bildet, vor welchem die wilde einsame Gebirgswelt und das ungeheure Eismeer ihre Geheimnisse in voller Nähe enthüllen. Welche Pracht, wenn sich die Purpurgluten über die Gipfel hin ergiessen und das nahe Scheiden der Sonne feiern, während im Westen schon die Diablerets dunkelblau vom leuchtenden Himmel sich abheben und im Osten nur noch die Kuppe des Titlis glänzt, Pilatus und Rigi über dem silberblitzenden See schon in ihr graues Gewand gehüllt sind, über den zu Füssen ausgebreiteten matten Streifen des Brienzer und Thuner Sees hinaus das Thalland in braunen und grünen, mit Schatten durchzogenen Falten bis an den violetten Jura sich dehnt, wenn dann die Sonne gesunken, ein bläulicher Duft sich über Vorberge und Thäler zog, plötzlich noch einmal das ganze Hochgebirge in Rosenglut, Purpur und Goldfarben leuchtet. Dieser unsäglich schönen Erscheinung widmete Herwegh die herrlichen Strophen:

Gemsjäger auf der Lauer.

Berg an Berg und Brand an Brand
Lodern hier zusammen;
Welch ein Glühen! — ha! so stand
Ilion einst in Flammen.

Heil'ge Gluten, reiner Schnee
Golden Freiheitkissen;
Abendglanzumstrahlter See
Schluchten, wild zerrissen.

Eine Phalanx stehet fest,
Fest und ohne Wanken,
Und am Alpenbaue messt
Eure Gedanken!

Blumen um die Schläfe her,
Steigen Alpenhöhen,
Frisch wie Venus aus dem Meer
Auf aus klaren Seen.

Wohin noch die Schritte bis wieder hinab ins Haslithal gelenkt werden, begleiten den Wanderer stete Wunder urwüchsigen Berglebens. Neben dem Faulhorngasthaus an der Schneegrenze erblickt er noch grünenden Rasen für Schafe und Ziegen. Eine Stunde tiefer

Gemsen, im „Wechsel“ aufgescheucht.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

tritt er an den reizenden Bachalpsee und die köstlichen Weiden dieser vom tosenden Mühlebach durchstürzten Alpe. Dort blickt er hinüber zu dem prachtvollen Gletscherkessel des Lauteraarjochs und der schauerlichen Schönheit des Schreckhorns. — Nun schreitet er links über die Weiden von Grindel, die über dreihundert Kühe und dreissig Pferde nähren, eilt von der grossen Scheidegg am Fuss des Wetterhorns hinab, rechts und links von köstlichen Scenen des Aelplerlebens begleitet, bis zu dem malerischen, durch sein reines Eis hochberühmten Rosenlauigletscher, vor welchem auf der Voralp beim Rosenlauibad sich nochmals eines der malerischsten Bilder entfaltet: nordwärts eine mit Wald überkleidete Höhe, ostwärts die anmuthigste alpine Ebene, westwärts, kaum zweihundert Schritte entfernt, im dunkeln Grunde einer Felsenschlucht ein pittoresker Wasserfall; südwärts, riesigen Adlerflügeln gleich, die Riffe der Wellhörner und Engelhörner, und dazwischen unten eine grüne Alp von Fichten bekrönt, darüber eine braune Felsbank mit glühenden Alpenrosen, und im Hintergrund die blendend weissen Firne des Tosenhorns. Der heimelige Bergpfad führt dem noch als munterer Knabe spielenden Reichenbach entlang zur grünen Breitenmatte und der letzten Bergstufe des Scheideggweges, dem Zwirgi hin, zwei Standpunkten, die vermöge der Maler kaum mehr der Schweiz allein angehören. Dort aber, wo abermals das Haslithal dem Wanderer in seiner ganzen Ausdehnung vor Augen liegt und zur Linken schon die Fälle des Reichenbachs ihren Chor erheben, dort muss zum wonnigen Abschiede vom Berner Oberlande nochmals aus voller Kehle der Kuhreihen vernommen werden, mitten in der frohlockenden Natur, am wundersamsten mit einfallender Nacht, wenn gleichsam die Berge selbst die Laute der letzten Begrüssung elegisch verhallend wiederholen. —

Von Interlaken entführt die Bödelibahn in eleganten Waggons, die auf dem luftigen Verdeck noch einen reichen malerischen Rückblick auf das reizende Thal gestatten, zur Schiffswerfte des Thuner See's. In keinem Gesange des strophenreichen Berneridylls sind anmuthige Schönheit und ernste Grösse inniger vereinigt als an den Gestaden dieses Gewässers. Buchten, Krümmungen, Verschiebungen, Nah- und Fernsichten rufen stets neue malerische Bilder hervor. Eine Reihe von seitwärts ziehenden Thälern öffnen die Thore für den Anblick der Pracht und des Glanzes der Eisberge. An den Ufern und Hügeln breiten sich behagliche, lieblich gelagerte Dörfer, stolze Schlösser und mit Liebe gepflegte Landgüter aus. Obstbäume schmücken die Terrassen; Wiesen und Waldungen bilden die landwirthschaftliche Wohlfahrt und selbst die Weinrebe gedeiht, obschon der See fünfhundertundsechszig Meter ü. M. liegt. Bald wirft das Wasserspiel silberne, glatte Bänder über die spiegelnde Fläche, bald häuft es schalkhaft glanzloses mattes Gekräusel. Jetzt zittert das Licht über die unruhigen Wellen hin und ergänzt die Farbenfülle, welche vom Morgenlicht zwischen die jähen Felsen des Justithals einströmt, oder vom Abendhimmel auf den dunkelnden Niesen und den südlichen Mittelgrund des Alpengemäldes zurückglänzt, oder von der vollen Nachmittagssonne aus dem Frutigthal und Simmenthal in wundersamem Wiederscheine leuchtet.

An den südlichen Hang der Wandfluh lehnt der Beatenberg, mit seinem lieblichen, von hoher Bergterrasse auf den See niederschauenden Dörflein, einem der sonnigsten, wonnigsten und geschütztesten Kurorte der Schweiz, mit Prachtblick über das Wasser hin auf die grünen Vorberge und die Eisgebirge hinter der Lauterbrunner Pforte, im Vordergrunde Interlaken in der originellsten Vogelperspektive darbietend, vom Känzeli, dem Nieder-

horn und dem Gemmenalphorn den ganzen Gletscher- und Firnenkranz des Oberlandes bis zum Montblanc hin enthüllend. Ein steiler Weg führt vom Dorfe zur Höhle des St. Beatus hinab, zwei Grotten in jäher Kalkwand, die in der Einsamkeit einer grossen Natur jetzt der Wald-, Wasser- und Bergwelt geheiligt sind. Noch zeigt die obere Grotte die Vermauerung, welche das reformirte Bern zur Abwehr der Verehrung der Reliquien jenes englischen Missionärs errichten liess. Aus der untern mit Kalksinter dekorirten Höhle strömt wie aus einer Ehrenpforte der wasserreiche Beatenbach in malerischen Stürzen über die Felsstufen herab. Auch gegenüber nach Faulensee soll ein Britte (wie sie ja dies noch heute thun) die goldenen Lehren des Heils gebracht haben; dort ragt jetzt unter dem aussichtsreichen Aeschi, umdunkelt von einem prächtigen Buchen- und Fichtenwalde, ein neu hergestelltes Schwefelbad hervor; und in kurzer Entfernung lagert sich das vielbesuchte Heustrichbad in heureichen Wiesen. Südlich strahlt das Thal von Frutigen; in den Sennereien werden in althergebrachter Weise kleine fette Hartkäse bereitet, die mit fünf bis sechs Jahren ihre grösste Schmackhaftigkeit erreichen; dort weiden die sehr geschätzten milchreichen Kühe, eine ziemlich grosse Fleckviehrace, roth, falb und weiss, weniger schlank als im Simmenthal, mit tiefgewachsenem weitem Leibe auf niedern Gliedmassen und mit rundlichem Fleischwulste auf den hintern Schenkelmassen. — Bis zu den Füssen des gewaltigen Wildstrubels hin dehnt sich das von der wilden, in jugendfrischen Sprüngen herbeistürzenden Engstligen durchzogene Adelbodenthal.

Im Bergwalde.

In der Mitte des südlichen Gestades des Thuner Sees öffnet sich die liebliche Bucht mit dem mittelalterlichen Schlösschen und Städtchen Spiez auf der Landspitze. Einst im Besitze der Freiherren von Brandis, aber wegen deren Verwandtschaft mit einem der Mörder des Königs Albrecht an die Edlen von Strättlingen übertragen, kam es später an die Bubenberge und nach dem Aussterben des echten Stammes, 1506, von der verwandten Familie Diesbach durch Kauf an Rudolf von Erlach, der in den mailändischen Kriegen sich hervorthat; das Schloss blieb den Erlach bis 1877, und ihre Grabmäler zieren noch jetzt die alte romanische Pfeilerbasilika des Städtchens. Südlich von Spiez beginnt das vielbesungene Hirtenland des Niedersimmenthals, vor dessen Eingang das brunnenreiche, stattliche

Burgdorf.

Dorf Wimmis am Fusse der Burgfluh sich lagert, ehemals ein Städtchen mit dem freiherrlichen Schlosse der Weissenburg, dann der Brandis und der Scharnachthal, aber im Kriege der Berner gegen den umliegenden Adel seiner Mauern beraubt und zerstört. Ein kühn gewölbter Bogen setzt über die Simme, die sich grollend an die östliche Felswand des Stockhorns drängt. Dort stuft sich das Simmenthal als schmaler Streifen bis zum Retzligletscher an, umringt von hohen Bergen, die im Schmucke prachtvoller Tannenwälder und vortrefflicher Weiden prangen. Die Thalbewohner haben den Ruf grosser Geschicklichkeit in den mechanischen Künsten und in der Rede; die vieläugigen, anspruchsvollen Häuser deuten auf den festen Wohlstand. Das Rindvieh ist weithin berühmt; hier haben die grossen Falbscheckschläge ihre ursprüngliche Heimat; leichter, schöngebauter Kopf, lebhaftes freundliches Auge, entwickelte, nicht zu breite Stirn, weissliche, etwas vorwärts gerichtete leichte Hörner mit braunen Spitzen, grosses weissröthliches Flotzmaul, feiner Hals mit kräftiger Wamme, gerader breiter Rücken mit voller seitlicher Rundung, weites Becken, muskelkräftige Schultern, langer dünner Schweif, geschmeidige Haut, kurzes weiches Haar sind ihnen eigen. Jenseits Wimmis durch das kleine Thal Spissen und in scharfen Windungen bergan wird der schmale Kamm des Niesen erstiegen, dessen freie Kuppe den gesammten Hochgebirgskranz vom Titlis bis zu den Firnen über dem Simmenthal und zugleich das Innere der fächerförmig ausstrahlenden Hochthäler, das gesammte obere Aargebiet mit seinen sieben Thälern und die zum Jura ziehende Städteebene vor Augen legt.

Von Wimmis südöstlich zieht die prächtige Bergstrasse nahe am klimatisch bevorzugten Bade von Weissenburg vorbei. Tief im Walde, hinter dem wohnlichen Kurhause am Fusse des Ganterisch lehnt sich an die zerklüftete, vorgelegte Felswand der Schlucht das ältere

Badehaus an, in poetischer, schattiger Einsamkeit, umfächelt von wasserdampfreicher warmer Luft, umkränzt von buschiger Bergnatur. Hoch oben sprudelt die Gypstherme aus verborgener Felsspalte hervor, und wenn die Wasser schwellen, stürzen prächtige Fälle über die braunen Wände nieder. Drüben in duftiger Ferne verräth schon das an erhabenen Gebirgszügen und gewaltigen Gletschern mit den farbenfrischesten und formenreichsten Hochthälern der Schweiz wetteifernde Obersimmenthal seine welligen Linien, und an seinem Eingang spricht wieder eine alte Burg, Simmenegg, von den Bubenbergen, Greyerz, Brandis und Aarburg.

Jenseits eines wilden Engthals strömen beim ansehnlichsten Orte, Zweisimmen, unterhalb der Blankenburg die beiden Flüsse zusammen, und zur Linken bettet sich das romantische Thal »an der Lenk« hin, geschlossen durch tief zerklüftete Gletscher, die vom Wildstrubel bis zum Wildhorn ihre Zacken und Bänke hinbreiten. Gegenüber fällt der prächtige Retzligletscher zu Thal und sendet aus der Quelle der sieben Brunnen die Simme in die fruchtbare Niederung. Südwärts setzt der wilde Rawylpass der gewaltigen Firngruppe die Grenze; gegen Westen wechseln köstliche fruchtreiche Berggelände mit steilen waldigen Höhen. Auch in diesem an Naturschönheiten, seltener Alpenflora und Fauna reichen Thälchen laden gypshaltende Schwefelquellen und freundliche Kurgebäude zu Erneuerung der Gesundheit ein, um so viel versprechender, als die Bewohner zu den kräftigsten Schweizern gehören. Zuerst gleichlaufend, dann westlich abbiegend, schliesst sich das ländliche, von sehr hohen Bergen umgürtete Thal von Saanen und Chateau d'Oex an, wo noch Gerste und Sommerweizen, Roggen, Hanf und Flachs gedeihen, zahlreiche Fruchtbäume die Aecker schmücken, die Wiesen und Weiden vom üppigsten Wuchse sind und die auf den Höhen bereiteten Käse über Europa hinaus weitverbreiteten Ruf geniessen. Dass dieselben auch von der Bevölkerung einem hohen Adelsdiplom gleichgeschätzt werden, bezeugen die riesigen Familienkäse, die zuweilen das Alter von hundert Jahren überschreiten.

Nordöstlich von Wimmis erhebt sich in kühn aufgeworfenen Felszähnen die aus Sedimentgesteinen gethürmte Stockhornkette, ihre senkrechte Nordwand dem Tieflande zuwendend; fette Alpweiden bekleiden die Gehänge der durch Längenthäler getrennten Bergzüge, welche schon 1536 vom Zürcher Johann Müller in hundertunddreissig lateinischen Strophen (Stockhornias) besungen wurde; 1606 liess Rebmann das Stockhorn in deutschen Reimen dem Niesen den Gruss darbieten:

Nun bis gegrüsst Nachbawer Niesen
Ich bitt vast lass dich nicht verdriessen,
Dass wir zween so gar alte Fründ
Noch nie zusammen kommen sind.

Die nördlichste Kette ragt über dem Stahlbade Blumenstein auf; dort erblickt der Kundige in der Höhe von Thierachern und Ansoldingen die ausgesprochenste Moränenlandschaft der Schweiz, wie sie an den schrumpfenden Rändern jener alten ungeheuren Gletscher sich gestalteten. Hinter der zweiten Kette sondert sich der breite bewaldete Rücken des Gurnigel ab, an dessen nordwestlichem Gehänge das schon seit dreihundert Jahren benutzte, jetzt vortrefflich eingerichtete Gurniglbad mit seiner Rebhaushalle und geschmackvollen englischen Anlagen prangt; südlich bekleidet eine majestätische Nadelholzwaldung den Bergrücken. Der köstliche Blick auf die Emmenthaler Berge bis zum Neuenburger See vergrössert sich

Thun.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

auf dem Hochgurnigel zu einer farbenprächtigen Tiefschau auf den Thuner See und der ergreifendsten Hochschau auf die Berner Firnen. Unten wo die wilde Kander ihr Geschiebe dem Thuner See zuführt, ragt auf einem grünen Hügel der alte Burgthurm der Freiherren von Strättlingen auf, der wohl schon in die transjuranisch-burgundische Epoche hinaufreicht. Ja die Strättlinger Chronik lässt Rudolf von Strättlingen sogar 933 zum burgundischen Könige vorrücken und zwölf Pfarrkirchen zu beiden Seiten des Sees stiften. Ein Strättlinger Minnesänger besang in warmen Tönen das Liebeleid:

Mich hilfet nicht der vogel sank
noch diu vil grüene heide,
Mich twinget, daz mich e da twank,
und tuot mir aber leide;
Den abent, den morgen,
den sten ich mit sorgen
vor der vil minnetlichen:
und näme sie den den dienest nim, ich wolde an fronden richen.

Auch am rechten Seeufer blättern sich Wälder, Villen, Schlösser, Gärten, Dörfer und Berggehänge wie heitere farbige Skizzen eines landschaftlichen Albums auf, von der sonnigen Berggemeinde Sigriswyl unter dem scharfen Grate bis zu dem freundlichen Gunten, wo der Wildbach sich einen tiefen Einschnitt in die Nagelfluh aussägte, und bis zum pittoresken Oberhofen mit den blumenreichen Landhäusern und den Prachtblicken auf die Schneegefilde der Blümlisalp und des Doldenhorns. Das freiherrliche Haus Oberhofen, an welches das restaurirte mittelalterliche Schloss erinnert, war ein sehr altes Geschlecht, das auch am linken Ufer bis nach Interlaken hin, wo Seilger von Oberhofen das Augustinerstift errichtete, reich begütert war. Der letzte des Stammes, Werner, gab seine Tochter Itha dem Freiherrn Walther von Eschenbach zur Ehe, bei dessen Hause die sämmtlichen Oberhof'schen Güter blieben bis zum Untergang der Familie durch Walthers Betheiligung an dem, an Albrecht von Oesterreich begangenen Königsmorde. In noch stolzerer Lage prangt gegen Thun hin das moderne Schloss Hünegg. Wo die Aare dem See entströmt, tritt im elegantesten englisch-französischen Gewande Schloss Schadau an das Ufer, und wird in seinen geschmackvollen Blumenanlagen nur noch von der Nachbarflora der Chartreuse übertroffen; der Gartenpfad führt zur Schlucht, wo in zauberischer Lage die Waldeslust des Bächihölzli rauscht und in der romantisch wilden Kohleren die malerischen Fälle des Hünibachs niederstürzen, die in merkwürdiger Regelmässigkeit über eine lange Folge von Nagelfluhbänken bald in spiegelglatten Rinnen, bald in wilden Sprüngen sprudeln, stets wieder in Becken sich sammeln und eine höchst charakteristische Anschauung der im Laufe der Jahrhunderte tief eingreifenden Erosionsgewalt der Gewässer gewähren.

Am rechten Stromufer der Aare ragt auf abgesondertem Felshügel das einst den ritterlichen Edlen von Thun gehörige Schloss mit seinen vier schlanken Eckthürmchen über dem Städtchen auf, mit dem es durch eine gedeckte Treppe verbunden ist. Das Bestreben des am Morgarten geschlagenen Herzogs Leopold von Oesterreich, ein inneres Zerwürfniss im Hause Kyburg zur Ausdehnung seiner Hausmacht zu benutzen, war die Veranlassung, dass Bern 1323 zur ersten Erwerbung im Oberlande, Burg und Stadt Thun, gelangte. Schon hatte Leopold den Grafen Hartmann von Kyburg für seine Interessen gewonnen; aber Eberhard, der geschädigte Bruder, welcher auf die Hausgüter verzichten und Geistlicher werden sollte, fand Schutz bei Bern. Bei der Theilung der Güter auf dem Schlosse Thun kam es zwischen den Brüdern zu Thätlichkeiten; den schwer verwundeten

Auf der Alp.

Hartmann warf ein Diener des Bruders über die Thurmmauer hinab. Oesterreich fand nun in dem Brudermord den Vorwand zur Besitzergreifung der kyburgischen Güter, aber die Berner schützten Eberhard, den sie in's Burgrecht aufgenommen hatten, und schlossen für den Kriegsfall mit den drei Waldstätten das erste Bündniss. Eberhard verkaufte die Herrschaft Thun an Bern und erhielt sie von diesem als Lehen zurück; im Burgdorfer Krieg 1383 jedoch musste Thun an Bern gänzlich abgetreten werden. — Die Halle, über deren breiten Spitzbögen der alte achteckige Thurm aufragt, ist zwischen den Schildbögen des Kreuzgewölbes und den offenen Arkaden mit alterthümlichen naiven Kirchenbildern aus dem Anfang des XV. Jahrhunderts geschmückt. Auch in der Kirche liessen die Thuner drei Oelbilder durch Jörien Mettinger von Offenburg 1455 malen, und als solide Bürger verlangten sie dazu rein polirtes und geschlagenes Gold von festem, unabgerissenem Grunde und solide Oelfarbe, wohl bereitet und unabschälig; zugleich solle der Künstler sein Lebtag dafür währschaft sein. — Der alte Friedhof auf der Höhe des Felsens eröffnet einen Lebensblick von unsäglicher Naturfülle.

Unten drängte der Burghügel den rechtuferigen Stadttheil hart an die Aare, welche das Bälligquartier wie eine Insel umfluthet und den Ostarm der Altstadt zuwendet. Von der Brücke der Allmend zieht der »Graben« als Hauptstrasse den Westarm hinan und jenseits der Sinnebrücke wölben sich Arkaden als »Rosengarten« in die Stadt, in welcher der Corso ein höchst anziehendes Charakterbild darbietet, denn gegen die Fahrstrasse springen als Erdgeschosse die Magazine und Laden weit vor, und auf den niedrigen Vorbauten bilden die Dächer ebene, mit Steinplatten belegte und mit eisernen Geländern umzogene Terrassen, die namentlich der weiblichen Bevölkerung im Sommer zwischen Oleander und Orangen zur Schaulust, heitern Unterhaltung und scheinbar fleissigen Handarbeit dienen. Ein Trottoir für Fussgänger den Häuserfaçaden entlang erhöht den Reiz. Jenseits der Allmendbrücke dehnt sich das bedeutendste militärische Manövrirfeld der Schweiz aus, auf einer durch

das Geschiebe der Kander angeschwemmten Ebene, denn die Kander mündete früher bei Uttigen unterhalb Thun in die Aare und wurde erst 1714 mittels eines Durchstichs durch den Strättlingerhügel in einer vierzig Meter tiefen Schlucht in den See geleitet. Auf dem Plane, welchen der Geometer Bodmer für die Korrektion ausführte, steht in der Ecke der Bär (Bern) im Geldsack wühlend und spricht:

Durch diese meine grosse Sterke
Thue ich solche Wunderwerke,
Berg durchgraben, Ström' versetzen,
Meinem Volk und Land zum Besten.
Gott steure aller Nyderen Will
Und segne mich mit seiner Füll.

In einer Käsehütte.

Der Frutigerstrasse entlang zieht eine Reihe eleganter Landhäuser; und hier hat einen niedlichen Simmenthaler Bau Victor Scheffel mit den gemüthreichsten Sinnsprüchen geschmückt. Auf die Bergseite schrieb er:

Blick' aus, wie Mönch und Jungfrau strahlt,
Und wie die Sonne Landschaft malt;
Dann schaff' Dein Tagwerk schön und treu,
Dass auch Dein Thun die Welt erfreu'.
Wie Alpenfirnschnee blank und rein
Halt Leben und Gewissen Dein!
Selig, die reinen Herzens sind,
Sie schauen Gott als Gottes Kind.

Durch ein gleichsam zum Kunstwerke umgewandeltes Obstgartenland eilt die Bahn der Hauptstadt zu. Bei Gümlingen dringt eine Zweigbahn in das benachbarte, durch die Fülle seiner Heerden und Weiden berühmte Emmenthal ein. Von den Quellen der Emme bis gegen das stattliche Burgdorf hin lagern sich jene am Nordrande der Kalkalpen gebetteten Nagelfluhmassen, die hier zahme, nur selten von Felspartien unterbrochene grüne Hügel mit zahlreichen kleinen Seitenthälern bilden. Stark bevölkerte Ortschaften, sauber gehaltene Strassen, reinliche Brunnen, Ordnung um die Häuser, Blumentöpfe vor den Fenstern bezeugen den Wohlstand dieses auch den Getreidebau, Wiesen, Hanf- und Flachsfelder und die Waldungen sorgfältig pflegenden schönen Geländes. Von den 140.580 Jucharten des Landes sind mehr

als vier Fünftel nutzreiches Land. Die berühmten fetten Emmenthaler Käse werden in Langnau aufgestapelt und selbst die ähnlichen Käse der Nachbargebiete aufgehäuft, um von diesem Markte aus in alle Weltgegenden zu wandern. Die grössern Bauernhöfe mit ihren Gehöften sehen selbst wieder wie kleine Ortschaften aus; in den bedeutenderen Dörfern aber werden in altpatriarchalischer Weise die »Schächen« wie Vorstädte vom ärmeren Volke bewohnt.

Während des zähringischen Rektorats hatten hier zahlreiche adelige Geschlechter ihre Burgen und übten ihre grundherrlichen Rechte aus. Die Güter der Edeln von Lützelfluh erstreckten sich durch das ganze Emmenthal; ihre Herrschaft ging später an die Freiherren Brandis über und zuletzt an den savoyischen Grafen Montmajor, der sie 1607 an die Stadt Bern verkaufte. Die nächsten Nachbarn waren die Edlen von Sumiswald (d. h. Sanct Oswald); hier schenkte Lüthold dem deutschen Ritterorden 1225 die Kirchen von Sumiswald, Dürrenroth und Affoltern mit den Patronatsrechten und der Advokatie, sowie eine Reihe von Gütern, welche durch weitere Vergabungen des Adels vermehrt wurden. Das Deutschordenshaus stand seit 1371 in Burgrecht mit Bern, das dem Orden 1698 Sumiswald abkaufte und dieses in eine Landvogtei umwandelte. Im Chor der 1512 neu aufgerichteten Pfarrkirche zeigen jetzt noch über zwanzig vortrefflich gemalte Glasfenster die Wappenbilder von Deutschordenskomthuren und bern'schen Adelsgeschlechtern, und noch tragen die Thürme jener drei Ordenskirchen das ritterlich kriegerische Gepräge. — Höher im Thale beherrschten die Freiherren von Signau den rauhern (erst 1850 entsumpften), aber an Viehalpen reichern Theil der Landschaft; die Gräfin Anna von Kyburg verkaufte die Herrschaft 1398 an Bern, das sie aber wieder an den Adel verhandelte und erst 1529 ganz an sich zog. Schloss Trachselwald mit seinen Zinnen und alten Thürmen blieb bis heute ein mittelalterlicher Schmuck des Emmenthals, 1488 kam es mit Huttwyl an Bern, und wurde der Mittelpunkt der bernerischen Erwerbungen. Im obern Emmenthal hatten sich verschiedene Adelige in das Land getheilt, die Herrschaft Spitzenberg, deren Burg über dem Hof Urstalden stand, kam vom Kloster Trub an die Herzoge von Oesterreich, und man vernimmt aus dem habsburgischen Urbar von 1261, dass dort Roggen, Dinkel, Ackerbohnen und Erbsen gepflanzt wurden, der Herrschaft jährlich auch Flachs, Leinsamen, Leintuch, Schweine, Schinken, Hühner und Eier entrichtet werden mussten, Viehzucht und Käsebereitung schon damals bedeutend waren, die Güter sich in Schupposen und Huben theilten, auf jeder eine Haushaltung als Erblehner und Hörige sass, und der Zins wesentlich in Naturalien bestand. Im obersten Thale bewirthschaftet die Gemeinde Schangau, gegenüber dem aussichtsreichen Hochgant, noch treffliche Alpweiden.

Den Zusammenhang des Emmenthals mit dem Entlebuch legte schon jener Bund dar, der im Bauernkriege die ersten agrikol-socialen Anforderungen in der Schweiz stellte, und den Regierungen den alteidgenössischen Volksbund entgegenhielt. Weder Adel noch Bauernherrschaft vermochte je die Kraft der Emmenthaler zu schwächen. Nicht phantasiereich, aber sehr thätig, mehr ernst und innerlich als lärmend und gesprächig, haben sie doch Freude an heiteren Spielen. Völlig heimisch sind hier die Spinneten, Chilteten, Rebleten, Chilbenen, Nidleten und Schwingeten; doch sind Schiesset und Theatergesellschaften, Gesang- und Instrumentalvereine gegenwärtig in den Vordergrund des verfeinerten Vergnügens getreten.

Schweizer Truppen.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

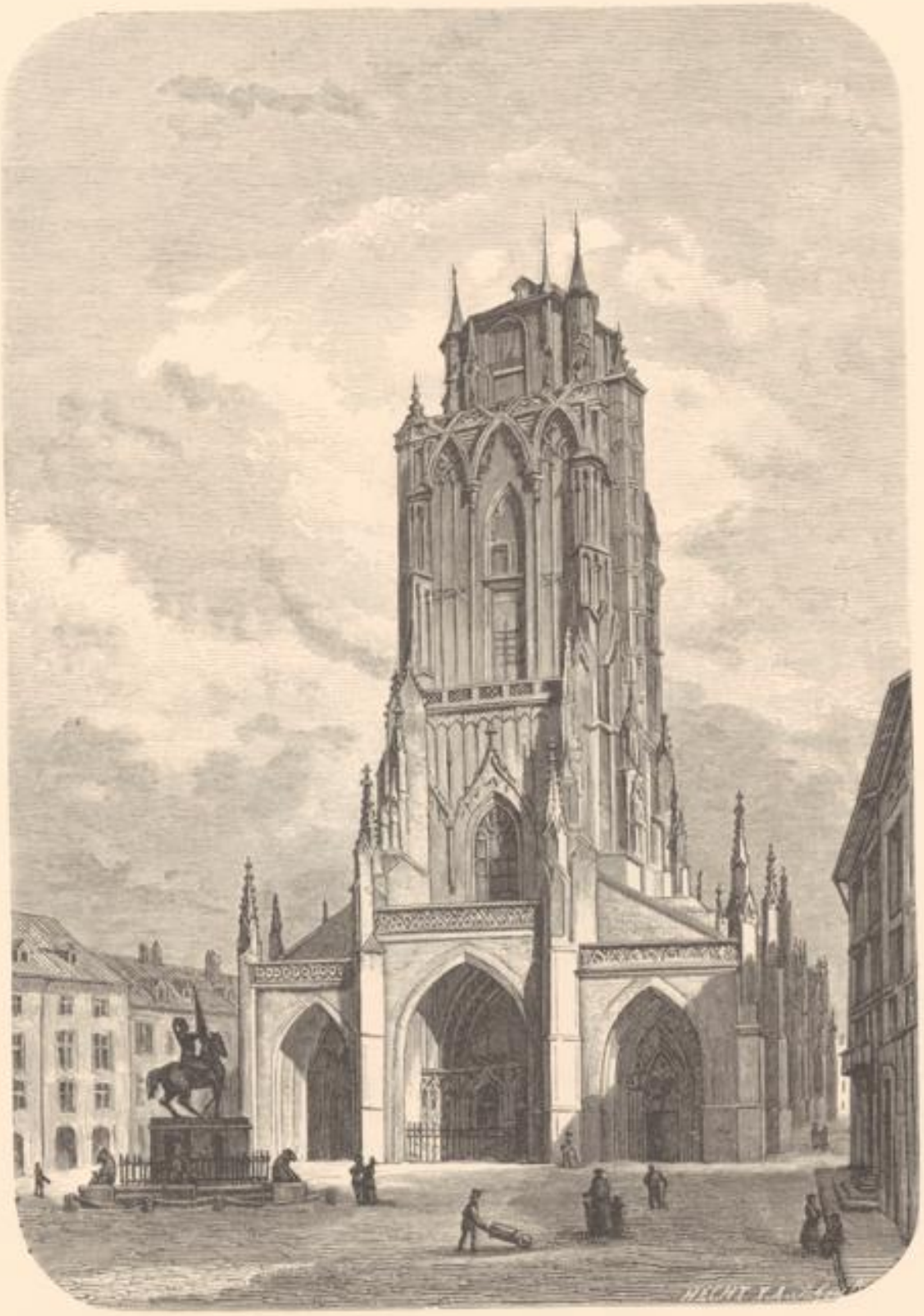
Der Ackerbauer, der jetzt bis in die obersten Gemeinden vorgedrungen ist, hält seine Ackerbaumahlzeit und trinkt Kaffee. Der Küher auf der Alpe, wenn er bei Tagesanbruch nach einer Tasse »Warmes« an die Arbeit gegangen ist, nimmt nach dem Melkgeschäfte zum Frühstück »Nidle«, und erst wenn die Kühe bald wieder »ausgelassen« werden, gegen vier Uhr Abends, nach der Käse- und Ziegerbereitung und der Scheuerung der Geräthe, setzt er sich zum Mittagessen, zu Kartoffeln, Käse, Brod und Ziegermilch. Dann, in der rosigen Abenddämmerung, schallt's in die Berge:

Es ist kei sölige Stamme
O weder der Chüyerstand!
We de Meie-n-isch vorhange,
So fahre die Chüyer z'Alp!

Haupterwerbszweig des Emmenthals war seit den frühesten Zeiten die Milchwirthschaft; die ersten Dorfkäsereien entstanden 1820; und 1870 hatte das Amt Signau schon 83 Käsereien und Sennereien mit einem Gesammtprodukt von 15,471 Centnern Käse, das Amt Trachselwald 48 Käsereien mit 14,940 Centnern, jeder im Durchschnittspreise zu 64 Franken. Gegenwärtig zählt der Bezirk Trachselwald 12,285 Rinder, darunter 8683 Kühe, und der Bezirk Signau noch etwas mehr.

Albert Bitzius.

Die geistige Weihe gab dem Emmenthale, diesem vorbildlichen Gelände der Berner »freiherrlichen« Bauernsame, Albert Bitzius, der volksthümlichste aller Schweizer Dichter, treffend ein »Stück von einem Shakespeare als bernischer Dorfpfarrer« genannt, in tiefer, grossartiger Einfachheit und Ursprünglichkeit unübertroffen. Er wirkte 1831—1854 in Lützelfluh als Pfarrer und liegt dort begraben. Schon in seiner ersten Schrift bezeichnet er mit dem Namen Jeremias Gotthelf, das heisst dem mühselig ringenden, über das Böse zürnenden Propheten, dem Gott hilft und ihn nie unterliegen lässt, den wahren Charakter seiner Schriften. Er lasse, sagt er von seiner zweiten Schrift, den »Schälpflug« durch einen Theil des Volkslebens gehen, die wilden Wurzeln aufwärts kehrend und nicht wieder zudeckend. Den Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn vergleicht er mit dem Ausbruch eines Bergsees in wilder Fluth, der freilich auch Schlamm und Steine mitführe, aber dann zum geläuterten Wässerchen werde; sie sei daher zunächst ein Umsichschlagen gewesen nach allen Seiten hin, woher der Druck gekommen, um freien Platz zu erhalten. Mit wahrster Naturtreue, dichterischer Farbenfrische und inniger Wärme zeichnet er das Berner Bauernleben vom ehrenhaften ernsten Hofbauer bis zum arbeitsamen, zähen, gottergebenen Tagweer, von der Sphäre des patriarchalischen grossen Bauernhauses bis in den Stall und die Gesindestube, vom Meister bis zum Knechte, vom Grundbesitzer bis zum Arbeiter, durch alle Abstufungen des Dorflebens hindurch, eine Stufenwelt, reich an den mannichfachsten Gegensätzen. Und welche Charaktere! Hier die Grossmutter Käthi, die im Häuschen an der Emme



Das Münster und das Reiterbild Rudolf's von Erlach in Bern.

so unscheinbar wirkt und doch im bittern Kampfe des ärmlichen Daseins Muth und Glauben nie verliert, dort der Bodenbauer Johannes oder der Ankenbenz mit dem ehrenfesten und gesetzten, klugen und massvollen Charakter, und seine Frau, welche Kartätschen im Munde führt, und deren Worte nicht bloss durch Mark und Bein, sondern durch Dorf und Gau gehen; hier der arme Knabe, der zu den Leiden und Freuden eines Schulmeisters berufen ist, und

schon frühe ausruft: wenn einmal das Eis der Selbstsucht sich über das Herz gelegt und es kalt geworden ist in demselben, wie in Lapplands unermesslichem Schnee, da weiss man nicht mehr, was ein Kind fühlt, wenn es keinen Aetti, keine Mutter, kein bekanntes Gesicht sieht, und es sich verlassen glaubt, allein fühlt; dort die seltsame Magd Elsi, an innerm Gehalt »Goethe's Dorothea« an die Seite zu stellen; hier die stets aufgedonnerte, anspruchsvolle Anna Lisi, das feldherrliche Vreneli, Sämelis bauernstolze Frau, und dann wieder Anneli, über dessen Herz das Weh der Verschmähung wie ein zermalmend Wagenrad geht, oder der Bauernknabe, der durch die Gütervererbung auf den jüngsten Sohn in Armuth gerathen und in Verwahrlosung und Unwissenheit aufwachsend, durch das Leben geschult wird. Wie sind sie alle aus dem Leben gegriffen, volle Menschen mit Fleisch und Blut. Wie wahr sind selbst die eigenthümlichen innern Gegensätze gezeichnet, wie sich in diesen Naturen oft Halsstarrigkeit und Härte doch mit warmer Empfindung und unentweglicher Geradheit einigen, Selbstsucht, Vorurtheile, schlauer Verstand, tyrannischer Hochmuth mit Aufopferung, Treue, rechtlicher Gesinnung wechseln; wie sind die Entwicklungsstufen und Irrgänge des Lebens, die Widersprüche selbst innerhalb der besten Ehe, die Verstockung, die Reue, die mit sich selbst kämpfenden Gedanken, das Trauerspiel des Wirthshauslebens, die Gemüthstiefe des Naturmenschen, die Uebergänge aus der Charakterunreife zur selbstbewussten sittlichen Grundlage, in plastischen Formen vorgeführt!

Am Ausgange des Thals ragt hoch über dem linken Ufer der Emme die freundliche Stadt Burgdorf auf, in malerischer Lage und Gewerbthätigkeit die höchste Blüthe des Emmenthals, im Bau der Arkaden und öffentlichen Anstalten eine Knospe der Hauptstadt. Schon im Mittelalter war Burgdorf so angesehen, dass Herzog Berchtold 1111 »daz tor stiftete, da man gat in den alten merit«, und schon 1384 wurde es bernerisch. Das starke Schloss, auf einem Sandsteinfelsen gegenüber der Kirche im VII. Jahrhundert erbaut, war Ende des XVIII. Jahrhunderts ein Wegweiser zur echten Volksbildung der Zukunft, wie sie der humanste Erzieher der Neuzeit, Pestalozzi, anstrebte. — Am Hofwyl vorüber, wo Emanuel Fellenberg das früher den Erlach gehörige beträchtliche Gut Wylhof in fünfundvierzigjähriger schöpferischer Thätigkeit zu einer Musteranstalt für kulturfördernde Landwirthschaft erhob, führt die Bahn über das Wylerfeld zum vollen Blicke auf das rings aufgethürmte urwüchsige Alpenrevier, dessen Mitte die Stadt mit dem Wappen des Bären (»Mutz«), das breitschulterige gedrungene Bern beherrscht.

In trotziger Lage auf sich selbst zurückgedrängt, breitet es sich über hohem Ufer aus, auf drei Seiten von der tiefgebetteten Aare umrauscht, und die riesigen Eisgipfel stehen so nahe, dass die Stadt wie ein kräftiger, stolzer Bewohner des Hochgebirges in das mittlere Thal sich vordrängt. In einer Zeit, wo hohe herrschaftliche Geschlechter die Löwen und Adler zu Symbolen ihrer Macht wählten, war jenes Wappen das bezeichnendste Sinnbild für das Aufstreben der Stadt; schon anfänglich führte ihr Panner, dem Stadtnamen entsprechend, den Bären mit offenem Rachen, rother Zunge und erhobener rechter Tatze. So erscheint der Bär auch, stets in anstrebendem Gange, auf dem ältesten Staatssigill (hier noch mit dem Adler der Reichsunmittelbarkeit) und auf den Münzen, welche die Stadt schon seit 1218 schlug. Den Bärenzwinger verlegte die Neuzeit an das Ostende der stattlichen Nydeckbrücke, auf jenen alten burgundischen Boden, wo der Sage nach vor der Stadt-

Kindlifresserbrunnen in Bern.

gründung der erste Bär gefangen wurde. Die Stiftung stammt aus der Zeit der italienischen Kriege, als die schweizerischen Waffen und die schweizerische Machtstellung nach Aussen am höchsten standen; damals wurde nach dem Sieg zu Novara ein zuvor von den Schweizern dem Marschall la Tremouille geschenkter »Mutz« nach Bern geschickt, und erhielt hier ein Häuschen im Dachnaglergraben. Gegenwärtig steigt aus der Mitte des Zwingers ein hoher Tannenbaum empor, den zu Zeiten, wie es in der Stadt der Gesandten sich ziemt, der würdige bevollmächtigte Geschäftsträger des Hochgebirgsstaates mit bewunderungswürdiger Gewandtheit, zierlichen Verbeugungen und Kratzfüssen ersteigt. Obst, Kuchen und Semmel sind die Auszeichnungen, mit denen das Volk den Repräsentanten beehrt.

Diesseits der Brücke erhebt sich, von der malerisch aufgestapelten Altstadt eingeleitet, die Häusermasse wie eine massive einheitliche feste Burg. Aehnliche Bauart und oft reihenweise gleiche Höhe der stattlichen, aus grünlich grauem Sandstein aufgeführten reinlichen

Häuser, breite gerade Strassen, die sich rechtwinkelig schneiden und gegen das Ende auspitzen, steinerne offene Kanäle für das die Stadt durchfliessende Wasser, verzierte sprudelnde Brunnen mitten in den Strassen, schwere steinerne Arkaden, »Lauben«, deren Bogen die Vorderseite der Häuser tragen, gruppiren sich zu einem so originellen Gesammtbilde, dass schon der erste Anblick der Stadt ihre kräftige Entwickelungsgeschichte ahnen lässt. Jene Lauben sind dem buntesten Verkehr geöffnet, wo die reizende Landestracht der Frauen,

Gerechtigkeitsbrunnen in Bern.

das einfach bürgerliche und das bäuerliche Gewand mit den verschiedenartigsten Kostümen der Fremden häufig in malerischen Kontrasten wechseln, das Schlendern durch die allgemeine Geschäftigkeit oft beeinträchtigt wird; an der Innenseite bieten die Magazine in den Schaufenstern ihr Bestes in gefälliger Anordnung dar, und führen auch jene bernerischen, künstlerischen Darstellungen der Holzschnitzerei in den mannichfachsten Formen vor, heimelige Landhäuschen, zierliche Blumen, lustige Vögel, die bald gravitätisch auf Uhrgehäusen stehen, bald auf prächtig ornamentirten Deckeln ihre Nester bauen oder flatternd die Nahrung theilen, Scenen der Jagd im Gebirge, naturgetreue Kleinbilder der Gemsen, Hunde, Hirsche, Füchse, Eichhörner und selbst das Leben der Sennen auf der Alp; vor Allem aber drängt sich hier nochmals der patriotische »Mutz« vor, der jetzt sogar die Familiengeschäfte und die Freuden der Häuslichkeit übernimmt. — An der Aussenseite der Gallerien ragen Fruchtkörbe und Kellerdeckel noch bis in die Strasse hinein.

Dem Wanderer durch das Innere der Stadt zerfällt ihre scheinbare Gleichartigkeit bald in zahlreiche Ballungen um sehr verschiedenartige Kerne, denn jenseits der malerisch gegen die Aare abgestuften Altstadt haben sich um das Rathhaus und das Münster, dann um die Universität und das Kornhaus, um das Zeughaus und das Bundesrathhaus bis zur kleinen Schanze, sowie um den stolzen Eingang der Laupenstrasse und um Neubauten der verschiedenen Vorstädte ebensoviele eigenthümliche Gruppen gebildet, die deutlich darlegen,

dass die Stadt nicht nur die kantonale Stellung des Mittelpunktes einer thätigen, reichen, agrikolen Landbevölkerung und der höheren Bildungsanstalten einnimmt, sondern auch ihrer hohen Bedeutung für die Entwickelung des schweizerischen Staatslebens wegen zur Stätte der eidgenössischen obersten Behörden wurde. Die Stammbevölkerung hat in Gestalt, Charakter und Sprache Manches aus der alten Zeit bewahrt: lange, gerade Gestalten mit gedrungenem, kräftigem Körperbau, gesundes, nicht leicht zu verblüffendes Urtheil mit Festhalten an dem einmal Erfassten, Muth und Beharrlichkeit mit vorsorglicher Behutsamkeit. Noch trifft anderseits bei Manchen die alte Vergleichung zu, die Berner seien zäh, kühl und körnig wie der Boden ihrer grossen Getreidefelder und Matten, gewichtig wie der Schlag ihrer Rinder und Pferde, von alter Beständigkeit wie die Formen ihrer Centnerkäse und Pflüge, behaglich wie ihre bequemen Häuser, solid wie ihre Kleider. — Die Sprache der Hauptstadt ist die Mitte zwischen Oberländisch und Emmenthalisch und klingt mit Ausnahme des rauhen K und Ch vor manchen andern Schweizermundarten geschmeidig und sanft, im Munde der Frauen naiv und kindlich. Das Hinneigen zur französischen Sprache ist eine Folge sowohl der Lage Berns, der letzten bedeutenden Stadt am Südwestende des deutschen Sprachgebiets, als der Verbindung mit romanischen Kantonstheilen. Nicht selten wandelt sich in demselben Satze das Deutsche ins Französische um.

Schon in der mittelalterlichen Vorzeit hatten die Gebiete von Bern, Freiburg, Neuenburg, Waadt und Genf zum alten Burgunderreiche gehört, das aus einer Vermischung der Burgunder mit der viel zahlreicheren kelto-germanischen Bevölkerung hervorgegangen war. Im spätern Zeitalter (bis 1032) fasste das transjuranisch-neuburgundische Reich hundertundvierundvierzig Jahre lang in gleicher Weise die Westschweiz bis zum linken Ufer der Aare zusammen. Kaiser Friedrich I. hatte 1156 die Rechte auf die Grafschaft Hochburgund durch Heirat an sich gebracht, wodurch die Herrschaft des Hauses Zähringen auf die diesseits des Jura gelegenen Theile Burgunds beschränkt wurde. Die Zähringer übten im Namen des Königs die fast selbständige Zwischengewalt des Rektorats aus; nur langsam gelang es ihnen, den widerstrebenden romanischen und deutschen Adel des zum Bisthum von Lausanne gehörenden linken Aarufergebietes, sowie das bernische Oberland zur Anerkennung ihrer Herrschaft zu zwingen. Gegen erneute Aufstände suchten sie neue befestigte oder an strategisch günstigen Lagen errichtete und durch Freiheiten begünstigte Städte zu wehrtüchtigen Waffenplätzen zu gestalten. Bei Payerne und Grindelwald schlug der Herzog den Adel, und einen Monat nach letzterm Siege gründete Berchtold V. auf der für mittelalterliche Anforderungen trefflich geeigneten felsigen Aarehalbinsel im Jahr 1191 die Stadt Bern zur Wahrung des Aarübergangs und als Hauptveste zwischen Freiburg, Laupen und der Heersammelstätte Burgdorf, zugleich als Markt für die Landesprodukte, Vereinigungsstätte für den Handel, das Handwerk und den grossen Grundbesitz. Auf der schattigen, schon durch die herrliche Alpenschau zum Danke auffordernden Plattform vor dem Münster ist dem Gründer der Stadt ein Erzbild nach dem Entwurf des Berner Bildhauers Tscharner errichtet worden; der Bär trägt den Helm. — Berchtold vertrat die Rechte des Reichs, denn der Boden der Stadt war Reichsland. Dem Herzog zu Kriegsdienst verpflichteter, oder für grössere Sicherheit sorgender Adel siedelte sich sammt Freien und Hörigen in der durch die gleichen Freiheiten wie Freiburg begünstigten Stadt an. Die Reichsburg, wo der

Burgvogt sass, stand wahrscheinlich an der Stelle der jetzigen Nydeckkirche. Die Stadtchronik Justingers von 1421 erzählt, dass:

»hertzog Berchtold sin jeger fragte, ob sie ein werlich gut hofstat wissetin? do seiten sie ime, dass die hofstat im sack, da Nideg sin Burg lag, die beste were von werlichkeit, dieselbe die Are beslüsse mit ir umbgang; es stunt da ein eichwalt. Also gedachte der herre der sach nach; am lesten (fährt die »anonyme« Chronick fort) hiess er einen graben machen an den enden da nun die crützgass ist, und bevalch das einem von bubenberg. Der befand da, dass die hofstet werlich waz, und der hals niene enger waz denn da der

Sitzungssaal im Bundesrathhaus zu Bern.

Zitgloggenturn stat, als der gerver grab und der steininbruggrab zesammen stiessend und ein smaler hals dazwüschend übergieng. Un da begreif man die stat und machtend da ein ringmure, und wurdend die ersten hüser gebuwen mit dem holz, das uf der hofstat stund, und ward da ein sprüchwort: holz lass dich houwen gern, die stat muss heissen bern.«

1218 starb Berchtold V. kinderlos und die zähringische Herrschaft erlosch mit ihm. Die jetzt verwaiste und auf ihre eigene Kraft beschränkte Stadt trat mit der Rüstigkeit eines Jünglings und der reifen Besonnenheit eines männlichen Charakters in das Erbe der Zähringer mit seinen schwierigen Ansprüchen ein. Sie schloss sich enger an die zähringischen Städte an, setzte den Kampf mit dem Adel der Nachbarschaft fort, suchte auch durch friedliche Aneignungen und »Abwandlungen« das Gebiet folgerecht zu erweitern und behielt die Vergrösserung nach Süden unverrückt im Auge. In der Stadt übte seit Kaiser Friedrich II. der Schultheiss die hoheitlichen Rechte im Namen des Königs aus, und die Vogtei fiel ihr selbst zu. So konnte sie sich frühzeitig der Rechtsungleichheit zwischen den Rittern und Bürgern erwehren, erhielt eine königliche Münzstätte und vermochte ihrem Maass und Gewicht weitumher Geltung zu verschaffen. Friedrich übertrug der Stadt auch den Schirm von Gotteshäusern, die später in dessen Bürgerrechte eintraten. Die Mutterkirche von Bern zu Köniz, früher eine Probstei der Augustiner, wurde sammt ihren Filialen 1226 zur Komthurei des

deutschen Ritterordens umgewandelt, welche das Recht erhielt, die erworbenen Reichslehen als freies Eigenthum zu besitzen. Der Ritterorden stand dem kirchlichen Regiment der Stadt vor und förderte die nach Erweiterung strebende Thatkraft Berns. Der Pflege der armen Kranken widmeten sich die Brüder zum heiligen Geist, welche schon 1233 ein Krankenhaus an der Stelle erbauten, wo jetzt das Bürgerspital ist. Die Franziskaner kamen 1255 nach Bern und errichteten im Südtheile ihr »Kloster«, das 1405 verbrannte. In den Neubau wurde nach der Reformation die höhere Schule verlegt; an die Stelle des Gottesackers hinter der 1536 abgebrochenen Kirche trat der botanische Garten. 1834 wurde die seit der Mediation zur Akademie erhobene Anstalt nun zur dritten schweizerischen Universität, die gegenwärtig das »Kloster« sogar den wissenschaftlichen Bestrebungen der Frauen eröffnet hat. — 1269 wanderten die Dominikaner ein, wurden sogleich ins Bürgerrecht aufgenommen und erhielten ihre Baustelle da, wo jetzt die französische Kirche steht. Der Ordensvorstand Humbert war ein trefflicher Baumeister und führte mit den Mönchen Kloster und Kirche auf, deren harmonischer kreuzgewölbter und dreiseitig abgeschlossener Chor leider verbaut ist; das dreischiffige Langhaus mit seinen Rundpfeilern stammt erst aus dem XIV. Jahrhundert, die Chorstühle wurden in edelem frühgothischem Styl von Rieder 1299 geschnitzt. 1280 baute Humbert auch »die steinin brugge vor den prediern, die ist für ein stuck der schönste bu gewesen der in der stat waz.« — Die noch erhaltenen Bundesbriefe der Stadt mit Freiburg 1243, Luzern 1251, Sitten 1252 legen dar, wie sehr Rath und That Berns zum Schutze des Rechts und Besitzstandes geschätzt wurden. Freiburg freilich, mit dem Geschicke des Adels völlig verflochten, trat trotz der geschwisterlichen Bande stets wieder in Streit mit Bern. Das alte Lied auf das Bündniss der beiden Städte singt:

Es sind zween alte farren
die freches mütes sind,
nieman getar mit in stossen,
die wil sie sind genossen
er düchte mich ein kind.

Got geb den ochsen beiden
einen steten sinn
und lass si nit gehören
das sie mög zerstören
es wer nit ir gewinn.

Der erste urkundliche Schultheiss von Bern war 1223 Rudolf von Krauchthal, der dritte Peter von Bubenberg; noch drei Söhne Bubenbergs wurden Schultheissen und begründeten die Grösse ihres Geschlechts, die mit der Grösse Berns wuchs. Der Kleine und der Grosse Rath wurden aus dem Ritterstande und den bürgerlichen Geschlechtern gewählt.

Wie das Erlöschen der Zähringer die grössere Selbständigkeit der Stadt begünstigte, so auch der Untergang des hohenstaufischen Kaiserhauses. Doch veranlasste der Streit zwischen dem eigenmächtig über das rechte Aarufer vorrückenden, Bern, Murten und Hasle bekriegenden Grafen von Kyburg und seinem ländersüchtigen Gegner, Peter von Savoyen, der seine Macht von Süden her schon bis ins Saanenland erweiterte, den schweren Entschluss Berns, sich des savoyischen Schutzes zu versichern, ein Schritt, der beinahe zur Bildung eines dritten Burgunderreiches geführt hätte. Die Boten Berns »gingen heimlich us, nachtes in grawen röcken dur daz sybental uf gar frömde wege«, und versprachen, Bern werde »im dienen mit lip und mit gut, und wurden im umb sölcher gelübden Brief und ingesigel geben.« — So trat Peter in die Stelle eines königlichen Reichsstatthalters und setzte den Gelüsten Kyburgs eine Schranke. Peter soll beim Brückenbau in Bern persönlich Hand

Der Zeitglockenthurm in Bern.

angelegt haben, er »leite den ersten ansboume (Balken) über die brugge, umb daz die stat dester manlicher wern und dest geneigter ir recht ze beschirmen. Do war gar vil lüten in die stat gezogen und waz den burgern wol im sinne, daz man die stat witrote, und der Herre von Safoy ging mit sin selbs person, mit reten und burgere, und begreif ein vorstat mit einem graben« (beim jetzigen Waisenhause). Die Strecke von dem schon 1260 erbauten Käfigthurm bis zum Zeitglockenthurm, der ein Thurm der Stadtgründung war und später seinen Namen noch durch ein Uhrenwerk mit tanzenden Bären, krächzendem Hahn und sitzendem Stundenschläger verstärkte, wurde nun zur Stadt gezogen. Nach acht Jahren erhielt Bern als Lohn der Rettung des Grafen durch Kriegshülfe die frühere Reichsunmittelbarkeit zurück; noch 1268 anerkannten Schultheiss, Rath und Gemeinde den Grafen Philipp von Savoyen als ihren Schirmherrn, aber nur auf Lebenszeit und an Stelle des römischen Reiches, auch nur so lange, bis ein römischer Kaiser Basel inne habe und Bern wieder zu des Reiches Handen aufnehme. Und dieser Kaiser erschien schon 1273 in der Person des neugewählten Rudolf von Habsburg, auf welchen auch die altkyburgische Herrschaft übergegangen war, und der nun die Grafschaften Elsass, Sundgau, Thurgau und Aargau vereinigte. Ungeachtet der Spannung der Habsburger gegen Bern bestätigte Rudolf alle Stadtrechte und verzichtete auch auf die Ansprüche der niedergerissenen Reichsburg in Bern. Aber zwischen dem König und Philipp von Savoyen, der die Reichsortschaften nicht herausgeben wollte, brach der Krieg aus. Rudolf leitete persönlich die Belagerung von Payerne, das erst nach sieben Monaten durch Hunger bezwungen wurde. Als drückende Steuererhöhungen mehrere deutsche Städte zur Auflehnung gegen den König trieben, schloss sich auch Bern, vom burgundischen Savoyen unterstützt, der Bewegung an. Rudolf lagerte 1288 vor der Stadt auf dem jetzigen Kirchfelde und begann den Sturm, doch die angegriffenen Werke waren »mit grentlen und getüllen umbgeben, mit geschütze und werlicher

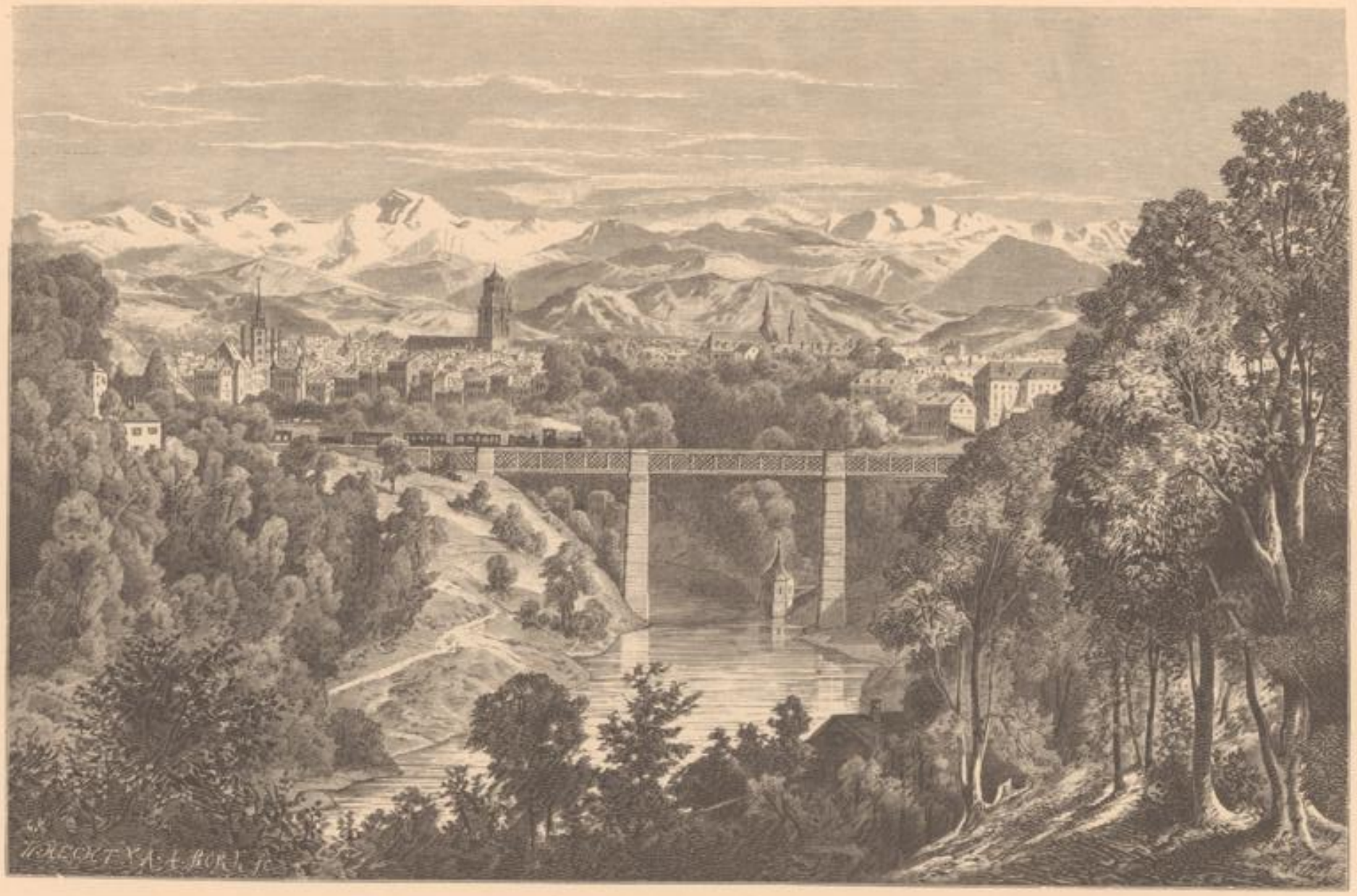
hand« beschirmt. Auch der zweite Angriff, drei Monate später, wurde abgeschlagen und der König sah sich genöthigt, die Belagerung abzubrechen. Aber sein jüngster Sohn rächte ihn, überfiel aus einem Verstecke bei der Schlosshalden die unordentlich herausgeströmten Haufen; kaum vermochte der »biderbe« von Greyerz das Berner Panner zu retten, und der junge Herzog nahm grosses Gut mit sich.

Die Bündnisse mit Freiburg und Solothurn 1292 sowohl gegen Oesterreich als gegen Savoyen liessen die Stadt wieder erstarken. Aber die erneute Spannung mit dem habsburgisch gewordenen Freiburg steigerte sich endlich bis zum völligen Bruche. Die Freiburger verbanden sich mit den Grafen von Nidau und Greyerz, dem Bischof von Lausanne, den Herren von Montenach, Turn und Weissenburg, rückten mit einem starken Heer vor Bern und besetzten den Hügel Dornbühl. Aber die gewarnten Berner traten ihnen mit den Solothurnern in geschlossener Ordnung entgegen, eilten den gegen den Rehhag bei Bümplitz Zurückweichenden nach mit »geschrey und mit böggen (Pauken) und nekerlinslachen (Trommeln) und griffen die vigende so manlich an in dem jamertal, daz sie sich ze flucht butten, wol zechen paner verluren, und wurden erslagen bi vierhundert mannen und gefangen bi drin hunderten.« — Die Berner brachen hierauf die Burgen Bomgarten, Belp und Gerenstein; die kräftige Betheiligung der Zünfte bewirkte die Einsetzung der aus den vier Quartieren gewählten Sechszehner zu Beiständen des Schultheissen und zu Wählern des Rathes der Zweihundert. — 1302 brannte der untere Theil der Stadt von der Kreuzgasse bis an den Stalden ab.

König Heinrich von Luxemburg bestätigte die Handveste Berns und hielt 1309 einen glänzenden Einzug in die Stadt; an seiner kriegerischen Romfahrt nahmen viele Adelige aus der Landschaft und Bürger der Stadt Theil. Damals erlangte Bern die Einverleibung des Hasle durch Bezahlung der Pfandschuld des Reiches; durch Kauf erhielt es 1323 den lehensherrlichen Besitz der wichtigen Stadt Thun, 1324 die verpfändete Burg Laupen. Dann brach es mit den Solothurnern die Veste Wildenstein, half dem Bischof von Basel gegen den Grafen von Neuenburg, verband sich in Luzern zum erstenmal mit den von Oesterreich bedrohten Waldstätten, schloss Bündnisse mit den rheinischen Städten Mainz, Worms, Speyer, Strassburg, Basel, sowie mit Zürich, Solothurn und dem Grafen Eberhard von Kyburg auf fünf Jahre, 1329 mit Strassburg, Konstanz, Ueberlingen, Lindau, sowie mit Basel, Zürich und St. Gallen, nahm 1330 den Grafen von Savoyen als Bürger auf, erstürmte 1331, als Graf Eberhard, die Dienstleistungen Berns vergessend, zu den Gegnern sich schlug, das Schloss Gümminen, das den mit dem Grafen verburgerten Freiburgern gehörte, und brach noch mehrere Kyburger Vesten, führte die Fehden mit den Herren von Greyerz, Weissenburg und Turn glücklich zu Ende und begründete die Erwerbung des gesammten Oberlandes.

Mutzli, ich weis starker hunden vil
die ich über dich hetzen wil.
Wie bald sich do der Bere rach!
buchse, lantzhut er zerbrach,
esche, halten, swanden, stretlingen,
schönenfels er zerzart,
nüt sich wor im erwart;
Güminen, burg und stat,
Mutzli gar zerbrochen hat. —

Diese rücksichtslose Jünglingskraft Berns drängte die Herren der südlichen und westlichen burgundischen Lande gemeinsam mit Freiburg zu einem Entscheidungskampfe, zu welchem auch die Herren von Kyburg, Nidau und Aarberg, der Bischof von Basel und der Herzog von Oesterreich Hülfstruppen schickten. Die Berner hielten sich an die Waldstätte,



Bern.

Landes- u. St
Bibliothek
Düsseldorf

Hasle und Solothurn. Durch die Verfügung über die österreichische Veste Spiez, welche Bubenberg dem Schwiegervater seines Sohnes abkaufte und durch Besitzergreifung der von den Herzogen von Oesterreich an die Herren von Weissenburg verpfändeten Veste Unterseen gelang es ihnen, die Verbindung mit den Waldstätten und Hasle sicher zu stellen. Ausgezeichnete Männer standen damals Bern vor; Schultheiss war Johann von Bubenberg, der siegreiche Anführer gegen Gümminen und Wimmis; der Leutpriester Diebold Baselwind rief zum Tode für das Vaterland auf. 1339 entbrannte der Krieg; der Graf von Valangin fiel sengend und plündernd in's bernische Gebiet ein, und Graf Peter von Aarberg öffnete den Beutebeladenen die von der Aare umflossene Burg, die von den Bernern vergeblich bestürmt wurde. Im Lager vor Laupen trafen die Feinde Berns zusammen, etwa zwanzigtausend Mann. Die Berner hatten eine Besatzung von sechshundert Mann unter dem ältesten Sohne Bubenbergs dorthin gelegt; am 10. Juni begann der Sturm der Verbündeten gegen die von einem mauerbeschützten Graben umzogene, durch Zugbrücke und Mauer mit dem Städtchen verbundene Burg auf dem Felsen. Tag und Nacht arbeiteten die Wurfmaschinen und die stets bedrängtere Lage der Belagerten mehrte den Uebermuth der Siegesgewissen, welche »richeit an kleinödern, gezierde, kleidern, schönen harnesch, grossen rossen und an vil ander kostlichkeit« zur Schau stellten. Es »warent auch in dem gesesse (Lager) spise, wein, aller rate (Vorräthe) waz man haben solt, und dabei grosse Hoffart.« Und die Herren hatten »gelopt bei hochen trüwen, daz si die burg und stat Louppen an alle gnade zerstören wolten und alle die lüte die darin werent ertöden und an helsing (Halsstricken) henken, und darnach die stat Bern entweders zerstören, oder aber jedermann ein hus darinne nemen sollte.« Auf Berns eindringliche Mahnung antworteten die Waldstätte: »lieben fründ von bern, niema spüret man fründ, denn in der not; und wen es üch an dernot lit, so sond ir fründ an uns finden und haben«; sie zogen rasch mit den Haslern und Simmenthalern herbei. Das, einen alten Volkssang erweiternde, 1536 gedruckte Laupenlied berichtet:

thettend den Herren senden
fünffzehenhundert wol gerüst
die wurdend schon empfangen,
meng schöne Frow klagts Jesu Christ
ach bhiet uns unsere Mannen!

Vor Tag der Mon gar heiter schein
Zur Kilchen ging die gantz Gemein
rustend zu Gott gemeinklichen,
darnach do zogend sy von Hus
sobald das Morgenbrod was us.

Mittags kamen die Eidgenossen jenseits des Forstes am Gehänge des Brombergs an. Die Feinde waren ihnen entgegengezogen, der Reiterei gegenüber standen die Waldstätte, dem Freiburger Fussvolk gegenüber die Berner. Um die Vesperzeit begannen die Freiburger den Angriff. Justinger erzählt:

»Do sprach der from ritter herr rudolf von erlach, houptman: wo sint nu die mit den guten reben und ir gesellen, die ze bern uf der gassen so mulich sint? die solten nu für die paner stan, darumb trettend herfür! Daz warent die metzger und die gerwer ze bern; die traten ouch ze stunt hinfür, also warent ouch die andren hantwerk und menglich da gehorsam, und tet jederman waz er tun solte.« Als der Hauptmann zur Sammlung für den Gewaltstoss die Angegriffenen bergan ziehen liess, flohen einige, die Wendung missverstehend, in den Forst; zeitlebens hiessen sie nun spottweise »die Förster«. Der Gewalthaufe der Berner stürmte nun hernieder, Steine, Stich- und Schlagwaffen brachten Tod und Verderben in die Feinde. »Zehant (sofort) sach man den houptman von erlach mit der von bern paner in die vigende tringen, und wege und strassen durch si machen, und die venre (Venner), so der vigende paner trugen, wurden erslagen und die von berne namen der vigende paner zu inen.«

Dann eilten die Berner den von der Reiterei bedrängten Waldstättern zu Hülfe und vollendeten den mühsam errungenen Sieg über die Ritter, deren Tapferkeit Namen und Zahl der Gefallenen bezeugte. Siebenundzwanzig Panner und achtzig gekrönte Helme wurden nach Bern geführt. Den Waldstätten gelobte Bern fortan mit Gut und Blut beizustehen. Mit ihnen hatte es ja den schwersten Kampf für die menschliche und bürgerliche Freiheit gegen die Unterdrücker derselben gekämpft, durch unaufhörliche Anstrengung und Aufopferung seine selbstständige Kraftentfaltung gesichert. Die von »bern warend nu erstarket, und wuchsend und merten sich von tag zu tag, ze ross, ze fuss, und hattend krieges und unruwen gewont, und richte alle ir sachen nach gelücke, das ein gemein sprichwort was: Gott der ist ze Bern burger.« — Zu Ehren Rudolfs von Erlach, als des von den spätern Chroniken verherrlichten Siegers von Laupen, wurde noch 1848 auf dem Münsterplatz ein ehernes Reiterbild nach dem Entwurfe des Berner Bildhauers Volmar errichtet; an den Ecken repräsentiren die Bären die Volkskraft.

Die Folgen dieses Sieges waren eine neue Annäherung Freiburgs an Bern, die hohe Machtstellung der stets kampfgerüsteten Bürgerschaft und der sichere Besitz der früheren Erwerbungen der Stadt, deren Befestigung nun vollendet wurde; 1345 wurde eine dritte Ringmauer vom neuerrichteten (erst 1861 abgebrochenen) Christoffelthurm aus gezogen. 1353 schloss nun das in der Vollkraft strotzende Bern ein ewiges Bündniss mit den Waldstätten, die schon 1351 durch das Bündniss mit Zürich (das erst 1423 auch mit Bern sich verbündete) gegen Nordosten hin ihre Kraft vermehrt hatten, und durch diese neue Verbindung mit einer sich entwickelnden burgundischen Eidgenossenschaft die Grundzüge zu einem einheitlichen schweizerischen Staatsorganismus legten, der für immer die Erneuerung der altburgundischen Verbindung abschnitt. Doch behielt sich Bern anfänglich noch das Recht zu anderweitigen politischen Bündnissen vor. Es war jetzt als der letzte der VIII Orte zugleich Nachbar der Waldstätte und sein Gebiet reichte der Aare entlang bis nach Wallis und bis zur Aarlinie am Jura. Die Verarmung des Adels half zu weiteren Käufen nordwärts und ostwärts. Durch einen Aufstand, den die lässige Kriegsführung gegen den Grafen von Kyburg veranlasste, errang die Gemeinde 1384 eine freisinnigere Verfassung, jährlichen Aemterwechsel und die Wahl der als Kriegshäupter wichtigen Venner aus den Handwerksgesellschaften. Die Bürger trugen die Lasten für das Gemeinwesen so willig, dass jeder dritthalb Procent seines Vermögens jährliche Steuern bezahlte, und in zehn Jahren damit sämmtliche bestehenden Schulden getilgt wurden. Die Stadt verschönerte sich, die Malerei fand öffentliche Pflege; Muttenzer malte eine Reihe von Bildern für die Leutkirche (an deren Stelle das Münster trat). 1399 wurden sämmtliche Gassen mit Steinen gepflastert. Doch zerstörte 1405 ein Brand fünfhundertundfünfzig Häuser, wobei die wichtigsten Dokumente zu Grunde gingen; mit dem Schutte wurde der Thiergarten beim jetzigen Kornhausplatze zugedeckt, die Solothurner sandten 400,000 Ziegel und Mauerstücke auf eigene Kosten, wozu sie einen Theil ihrer Ringmauern abdeckten, Freiburg schickte zwölf wohlausgerüstete Wagen und hundert Arbeiter auf einen Monat. Die Stadt erhielt dann im Laufe des XV. und XVI. Jahrhunderts das Gepräge, das sie grossentheils noch jetzt bewahrt hat, eine Mischung des deutschen und romanischen Charakters in schweizerischer Verarbeitung. 1406—16 führten Meister Heinrich von Gengenbach und Klaus Hetzel das Rathhaus an der jetzigen Stelle auf. Theilweise

unglücklich modernisirt, behielt es doch die Hauptanlage und die alte, doppelte »währschaftige« Freitreppe mit der stattlichen, durch figurirte Kapitäle belebten, gewölbten Säulenhalle. Justinger, der 1384—93 und 1411—26 Stadtschreiber war, erzählt: »hier stunt ein gross schön huse, waz gewesen des ritters cuonrat von burginstein, von dem erbte es die swester, hat ze eh rüfen von schüpfen, edelknecht. Nu fiel etwaz rede uf dieselben frouwen,

Der Bärengraben in Bern.

daz si sich misshüt hette mit briefen (sie unterschlagen habe), so daz die von berne zu dem selben huse griffen in buosseweise; also kam daz hus in der Stat hand.«

1414 besuchte König Sigmund mit Gefolge die neuerstandene Stadt, und als durch ihn von der höchsten Reichsgewalt das Gebot erfolgte, die Eidgenossen sollen an Herzog Friedrich von Oesterreich, der auch das nahe Aargau besass, die Reichsacht vollziehen helfen, da wuchs das Gebiet der Stadt über Zofingen hinaus bis nach Brugg und Königsfelden, und die freien Aemter, die Grafschaft Baden wurden gemeineidgenössisches Eigenthum. 1418 zog der Papst Martin V. in Bern ein und blieb zehn Tage.

Der Grundstein zum Bau des Münsters zu »St. Vincentzen« wurde 1420 gelegt; zum Werkmeister berief der Rath den Matthäus Ensinger, der damals am Bau des Strassburger Münsters arbeitete, von 1448 an jedoch seine Hauptthätigkeit dem Ulmer Münster zuwandte. Seine Söhne und Enkel setzten den Bau fort; den letzten löste der Bildhauer Küng aus Westphalen 1469 ab. Seine Dienste bei der Belagerung von Murten wurden durch die Uebertragung des Thurmbaus belohnt, den er aber »nit zum besten« anlegte (der Thurm blieb unvollendet, eine »unterbrochene Phrase«). Das Berner Münster gehört schon der letzten Blüthe der Gothik an, als an die Stelle der künstlerischen Begeisterung die Virtuosität der Technik getreten war, unter dem Aufwande prächtiger Details die organische Einheit litt, bei grossartiger Entwickelung der räumlichen Verhältnisse doch

unsichere Gegensätze die Wirkung schwächten. Dennoch offenbart der Bau noch die volle Würde und Grösse dieser letzten Ausbildung; er wurde das ganze XV. und XVI. Jahrhundert hindurch von weltlichen Baumeistern und weltlichen Stadtbehörden geleitet und zumeist durch die Kräfte eines seiner Ziele vollbewussten Bürgersinnes bestritten. Strebepfeiler, Balustraden, Bögen und Fialen sind aussen mit dem reichsten Blattwerk verziert, östlich vom Nordportal steht in der Höhe, vom Kopf bis zum Fuss in Eisenrüstung, der Baumeister mit dem Massstabe als Partisane, und unter dem Geländer stehen die stolzen Worte: »Mach's na!« — Am Hauptportal ist von jenem Erhard Küng in überreicher plastischer Fülle das Weltgericht dargestellt worden, wo selbst ein Papst noch von der Schwelle des Paradieses zurückgehalten wird, und die nackten Verdammten vom Papst bis zum Krüppel herab in abgestufter Qual von scheusslichen Unholden gepeinigt werden, während die Seligen das ganze reiche Empfindungsleben jener Zeit athmen. Der Bildner ist überall zum Maler geworden und die Klarheit der Gruppen der lebensvollen Charakteristik geopfert. Im Detail des Innern der Kirche, dessen Verhältnisse sehr grossartig entwickelt sind, herrscht die bürgerliche Einfachheit einer Pfarrkirche; das Querschiff fehlt, der Chor ist nur wenig erhöht, zeigt aber die gothischen Formen in reinerer Ausbildung; das Chorgewölbe mit seinem Figurenreichthum an den Schlusssteinen der Rippen wurde 1517 von Niklaus Manuel vollendet.

Die Gerber, Pfister (Bäcker) und Metzger hatten ihre besondern Kapellen, die sich den Seitenschiffen anschlossen, die damalige enge Verbindung der Kunst mit dem Städtewesen bezeugend. Vier Chorfenster tragen noch den ursprünglichen Glasgemäldeschmuck, im ersten, mit den Wappen der Scharnachthal, Oberhofen und Bubenberg, ist die Passion Christi mit dem poetischen Schwung des XV. Jahrhunderts vorgetragen, im zweiten, dem »Bibelfenster« von 1475, sind in zwanzig Medaillons Verheissung und Erfüllung in gedrängter Ueberfülle erzählt, im dritten, dem »Dreikönigsfenster«, entfaltet Architektur und Procession schon den vollen Glanz der Renaissance, im vierten, der »Hostienmühle« von 1517, ist in herkömmlich volksfasslicher Weise die Hostienverwandlung versinnlicht, oben erscheint das Mannabrod und die Mosesquelle wird in ihrem Fortströmen vom Papste durch eine Schleuse auf seine Mühle gelenkt. Aus der Mühle schauen die Evangelistenzeichen hervor als Korn für die Hostien, welche unten als Scheiben austreten; ein kleiner Christus schwebt als Himmelsbrod darüber; Papst, Cardinal, Erzbischof und Bischof halten ihm den Kelch entgegen, mit der Rechten das Altarssakrament spendend. Die zwei letzten Chorfenster stammen aus der modernen Anstalt des trefflichen Münsterforschers Stantz.

Die Eidgenossen hatten in jener Zeit der neuen Staatenbildungen ihre Stellung als Angegriffene in die der Angreifer umgewandelt, sie hatten im Auftrage des Kaisers und auf den Anstoss Berns 1450 Oesterreich den Aargau und 1460 den Thurgau genommen, und würden auch, wenn nicht die Engherzigkeit der östlichen Orte Bern verlassen hätte, den österreichischen Schwarzwald mit Waldshut als Rheinhüter erworben haben. Savoyen, Nachbar Berns, stand unter der Regentschaft der Schwester des Königs von Frankreich, der selbst danach gelüstete, während Bern stets ein Auge auf die Waadt hatte. Es stand damals mit Burgund noch in freundschaftlichem Verhältniss und einträglicher Handelsverbindung, obschon dieses offen nach Machtvergrösserung strebte und schon die Picardie, Franche comté,

Das Dorfschul-Examen.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Hennegau, Holland, Seeland, Friesland, Namur, Brabant, Luxemburg und Geldern vereinigte, jedoch noch dem Namen nach Vasall von Frankreich war. Karl von Burgund, dessen Hof der glänzendste in Europa war, sah sich durch jenen Waldshuter Krieg, den die höhnischen Aufreizungen des österreichischen Adels in Süddeutschland gegen die »Küher« hervorgerufen hatten, in der eigenthümlichen Lage, durch die Verbindung mit Oesterreich seine weitgreifenden ehrgeizigen Bestrebungen zu fördern, dabei aber doch die Eidgenossen, die er als tapfere Söldner zu verwenden gedachte, zu schonen und sich geneigt zu erhalten. Sigmund, Erzherzog von Oesterreich, trat völlig in das Verhältniss eines Vasallen Burgunds, verpfändete an Karl Säckingen, Rheinfelden, die Landgrafschaft Elsass und selbst den Schwarzwald und Waldshut, die er schon den Eidgenossen als Pfand zugesagt hatte. Als nun Oesterreich 1470 Burgund um wirksame Hülfe gegen die Eidgenossen anging, stellte zwar Karl allerlei Kriegspläne auf, schob aber jedes ernstliche Unternehmen bei Seite. 1473 trug Karl den Eidgenossen ein Bündniss und die Aussöhnung mit Oesterreich an, doch das zweideutige Spiel verdarb es mit beiden. In Bern versicherte zwar die Partei Bubenbergs, dass Karl nichts Feindliches gegen die Schweiz beabsichtige, aber Ludwig von Frankreich, der jeden Gegner des treubrüchigen Herzogs, der ihn einst gefangen gehalten, aufstachelte, sorgte emsig dafür, dass stets ungünstige Berichte über Karls Bewegungen verbreitet wurden. Dazu kam noch Karls Willkürregiment in den elsässischen Pfandlandschaften, wo der burgundische Vogt, Peter von Hagenbach, ein Zerrbild Karls, im Auftrage desselben die Machterweiterung durch absolutistische Verwaltung vorzubereiten suchte. Die Schweizer hatten schon 1453 ein Bündniss mit Frankreich geschlossen und 1470 den Vertrag eingegangen, dass kein Theil Burgund im Kampfe gegen den andern unterstütze. Nun schlossen die rheinisch-elsässischen Städte ein Schutz- und Trutzbündniss gegen das burgundische Joch, und die Eidgenossen traten dieser »niedrigen Vereinigung« bei. Gleichzeitig brach Karl plötzlich mit dem deutschen Reiche, da er selbst, der sich ja Alexander den Grossen zum Vorbild genommen, nach der Reichskrone strebte, aber wegen der Umgehung der Kurfürsten nun nicht einmal die Königskrone erlangte. Auch Oesterreich fiel von ihm ab, weil er in den verpfändeten Landschaften schon als Gewaltherrscher auftrat. Der König von Frankreich sagte Sigmund den Schutz zu, nahm ihn als Vasallen an, drang auf völligen Bruch mit Burgund und zugleich auf Aussöhnung mit der Schweiz. Der Berner Niklaus von Diesbach als eidgenössischer Gesandter, und der Urner Jost von Silenen, Probst von Beromünster, als Bote Frankreichs, arbeiteten das denkwürdige Friedensinstrument der »ewigen Richtung« aus, durch welches das Gebiet der Eidgenossenschaft nun von Oesterreich garantirt wurde, und die Eidgenossen fortan auf alle Angriffe gegen österreichische Lande verzichteten. Veit Weber sang:

Gelobet sei der ewig Got,
dass er den krieg verrichtet hat,
der lang zit hat geweret
zwischen dem hus von Oesterrich
und den eidgnossen allen glich
davon meng man ward beshweret.

Ir fromen eidgenossen all
dienent Got mit richem schall,
als ir bishar hand tone;
wann das tüt üwer land und lüt
so mag es üch zu keiner zit
niemer mer misgone.

Als Karl die elsässischen Städte auch nach Niederlegung der Pfandsumme nicht herausgeben wollte, erhob sich das Elsass und auch die Eidgenossen rüsteten sich. Hagenbach wurde mit Zuzug ihrer Boten zum Tode verurtheilt und Sigmund eignete sich die

Erblande mit eigenen Söldnern wieder zu. Karl, aufs höchste über die Eingriffe in burgundische Rechte aufgebracht, eröffnete den Krieg gegen die niedere Vereinigung. Am 24. Oktober 1474 ermächtigte die Tagsatzung zu Luzern die Stadt Bern, welche die Tragweite des Krieges für die Erweiterung der nationalen Grenze vorsah, im Namen der Eidgenossenschaft den Absagebrief auszufertigen. Karl hatte den von Frankreich aufgestachelten Herzog Renat von Lothringen überfallen; zehntausend Schweizer vereinigten sich darauf mit den Elsässern, schlugen die Burgunder bei Héricourt und kehrten beutebeladen zurück. Die Berner benutzten

Auf der Schänzli-Terrasse bei Bern.

die Anstiftung Ludwigs gegen den Grafen Jakob von Romont, der die Waadt inne hatte und Marschall des Herzogs von Burgund war, und fielen plündernd ein. Aber Karl söhnte sich mit dem Kaiser und selbst mit dem ränkevollen Ludwig aus, der nun die Eidgenossenschaft ihrem Schicksal überliess. Lothringen wurde von den Burgundern rasch wieder genommen, und ebenso vom Grafen Romont die Waadt. Karl rückte mit einem in Hochburgund gesammelten gewaltigen Heer vor das von fünfhundert Schweizern besetzte Schloss Grandson. Falsche Versprechungen verlockten dort die Erschöpften zur Uebergabe; Karl liess sie aufhängen oder im See ertränken. Als er aber schleunig am Neuenburger See hinzog, traten ihm plötzlich die schon vereinigten eidgenössischen Truppen entgegen, zuerst die Vorhut von neuntausend Mann unter dem Berner Schultheissen Niklaus von Scharnachthal und Ritter Hans von Hallwyl. Sechstausend Ritter stürzten auf den rechten Flügel der Schweizer ein, der Herzog trug selbst das Panner und führte das Fussvolk. Bis Mittag wurde gekämpft, da traf der eidgenössische Gewalthaufe mit schallender Musik ein. Das bunt zusammengesetzte burgundische Heer missdeutete eine rückgängige Bewegung des Herzogs und der plötzlichen Muthlosigkeit folgte eine allgemeine Flucht. Vier Tage erfreuten sich die Sieger an den Reichthümern des Lagers. Bern wollte den Sieg benutzen, aber die Eidgenossen waren eifersüchtig auf die eilfertige Machterweiterung der Stadt, die nur auf ihren Nutzen bedacht sei, und hielten die Niederlage Burgunds für entscheidend. Ludwig XI. hatte jedoch

auf die Siegesnachricht gesagt: »es ist gut, aber nicht genug!« Karl rüstete in Nozeroy und sammelte das Heer bei Lausanne, der König von Frankreich spielte den Neutralen, der Kaiser, der ohnehin die Verlobung seines Sohnes mit der Erbin von Burgund betrieb, sagte sich von den Eidgenossen los, zu denen nur noch die Städte der niedern Vereinigung, Erzherzog Sigmund und der Herzog von Lothringen hielten.

Bern ordnete nun von sich aus die Besetzung der wichtigsten Stellen der Grenzlinie an und sandte eintausendfünfhundert Mann Besatzung nach Murten unter Adrian von Bubenberg. Am 9. Juni 1476 stand Karl mit etwa fünfundzwanzigtausend Mann vor dieser Vormauer und schloss Murten bis zum See ein. Bern beschwor die zögernden Eidgenossen um Beistand. Als diese vernahmen, der Feind sei schon bis Laupen gedrungen, da plötzlich, nachdem die Tagsatzung noch am 6. April geschrieben, es wäre ihr viel lieber, wenn Bern auf guten Rath endlich hören und Murten nicht halten wollte, erschien die achtörtige Eidgenossenschaft wieder als ein geschlossenes Volk und überwand die kleinliche Alltagsgesinnung durch den grossen Sinn in grosser Gefahr. Schon nach vier Tagen rückte Unterwalden in Bern ein, dann Luzern, Uri und Schwyz. Zürich, das zuvor zweihundert Mann unter Hans Waldmann nach Freiburg geschickt hatte, erschien endlich mit zweitausend Kriegern in solcher Eile, dass diese nach täglichem Marsche von eilf Stunden sofort an der Schlacht Theil nahmen. Das Heer der Eidgenossen hatte jetzt dieselbe Stärke wie das burgundische. Feuerrohre, Handbüchsen, Karthaunen, Armbrust, Spiesse mit Eschenholzschaften, Hellbarten für Stich und Hieb, kurze Degen, axtförmige Mordbeile und Schwerter waren die Waffen. Die Rüstungen bestanden noch aus halbkugeligem Eisenhute oder der helmartigen Sturmhaube, dem drahteisernen Panzer oder eisengebänderten Kragen mit Krebs oder Brustharnisch, den Beintäschen zur Schützung der Schenkel und den hohlen Eisenstücken mit Ellbogengelenken und Blechhandschuhen zur Deckung von Arm und Hand. Die schwierige Anordnung hatte die Ankunft des eidgenössischen Heeres verzögert, die Burgunder, lange im Regen vergeblich in Schlachtordnung harrend, waren in die Quartiere zurückgekehrt. Die Vorhut der Schweizer führte Hans von Hallwyl, den Gewalthaufen Hans Waldmann, die Nachhut Hertenstein, Schultheiss von Luzern. Jenseits des Murtenwaldes, als die eidgenössische Armee die Höhe des Plateaus erreicht hatte, begann die burgundische Artillerie den Angriff. Bei den Eidgenossen, sagt der Berner Chronist Diebold Schilling, ein Mitkämpfer, »wart jedermann, je einer von dem andern, nach irem loblichen Harkommen und alten guten Gewohnheiten angerüft und ermant, dem heiligen bittern Leiden unseres Herren Jesu Christi, und auch den zehntausend Rittern (den Heiligen des Schlachttages) fünf Paternoster und Ave Maria mit

Albrecht von Haller.

zertanen Armen zu beten.« — Die vor der Verschanzung am Grünhag aufgestellten burgundischen Reisigen und Schützen wurden zuerst angegriffen und die Fliehenden von der Vorhut verfolgt; der eidgenössische Gewalthaufe stürzte nach, »die Rysigen hauwent mit unverzagtem Muth drin, und neben ihnen das Fussvolk als Helden, die Büchsenschützen und die langen Spiess und wurden all Ordnungen von Stund gebrochen.« Aber durch die Lücke beim Grünhag brachen die burgundischen Reiter auf die eidgenössischen ein und warfen sie; die englischen Bogenschützen hemmten das weitere Eindringen. Da war jedoch, wie der Augenzeuge Knebel berichtet, ein Führer von Schwyz (Landammann Kätzi), der den Rath gab, um einen Hügel herum den erneuten Angriff zu thun. Also seine Hellbarte ergreifend, stieg er vom Pferde, schritt seiner Schaar voran, führte sie in schräger Richtung gegen den Feind, drang muthig ein, und errang den Sieg. Zugleich mit diesem Seitenangriff durchbrach der Gewalthaufe die Verschanzung; die geschlossene Mauer der eidgenössischen Spiesse in einer Tiefe von fünfzig Mann warf die burgundische Reiterei; in die aufgelösten Reihen hieben die Eidgenossen ihre Hellbarten und Schwerter. Vergebens versuchte der Herzog auf der Ebene von Coussiberlé nochmals dem Ansturm zu begegnen; die Schweizer trieben die Schaaren bis zum Courgevaux hinab, wo am Bache noch ein Kampf mit der Nachhut sich erhob. Dann zog »jedermann mit freyem Muth gar manlichen wider des Herzogs Läger und in syn Wagenburg.« Das Fussvolk fand keinen Ausweg als den See. Die Zahl der erschlagenen Burgunder betrug nach der geringsten Schätzung zwölftausend. Graf Romont und seine Aufstellung schlugen sich durch. Der Luzerner Mathis Zoller singt:

Got vater in der ewigkeit
gelobt sigist in der gotheit
der wirden und grossen eren,
Dass du uns gibest macht und kraft
Dass wir sind worden sigenhaft
am Burgund Karlus dem herren,
der durch die ganze Christenheit
mit kriegen und mit reisen
wider all gotes billigkeit
machte witwen und weisen. —

Die glänzende fünfhundertjährige Gedenkfeier 1876 mit ihren historischen Zügen, patriotischen Reden und Schriftwerken war auch für Bern, das der Kraft eines politischen Gedankens schon seine Entstehung verdankte, ein ehrenvolles Freudenfest der ungebeugten Lebenskraft, die es sich aus Sturm, Gefahr, Irrgängen und Kämpfen auf Leben und Tod bewahrt, ein Fest stolzer Erinnerung, dass es am meisten dazu beigetragen, den damals mächtigsten Fürsten Europas zu überwinden, der Schweiz den Ruf der ersten militärischen Macht jener Zeit zu begründen, und ihre politische Selbständigkeit zu sichern. Vor Nancy, wo dem Herzog von Lothringen Schaaren freiwilliger Eidgenossen zuströmten, fand Karl im ungestümen Kampfe den Tod. In der Bibliothek Berns wird im Sommer noch jetzt eine Sammlung von burgundischen Kunstgewirken ausgestellt, deren Hauptstücke einst die Gemächer des grossen hölzernen Prunkzeltes schmückten, das sich Karl vor Murten auf einer Anhöhe über seinem Lager errichten liess. In mit Gold und Silber durchwirkter Wolle sind hier im Geiste jener Zeit die Anbetung der Könige, die Legende Trajans, die Geschichte Cäsars, Wappen und Orden dargestellt.

Savoyen musste für die Rückerstattung der Waadt schwere Summen bezahlen, und Bern erlangte am Jura, nach der Saane und der Rhone zu, wichtige Befestigungslinien, rückte durch die Abtretung der Herrschaft Aigle an den Genfer See vor und verband sich den

Bundes-Rathhaus in Bern.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Grafen von Greyerz, dessen Gebiet bis nach Saanen sich erstreckte, auf's innigste. Die Bemühungen Berns um die Freigrafschaft Burgund wurden jedoch durch die diplomatischen Künste Frankreichs und die abermalige Eifersucht der Länder vereitelt. Es lag jetzt in der Macht der Schweiz, einen grossen, kriegerischen, mitteleuropäischen Staat zu bilden und ihr Gebiet nach allen Seiten hin zu vergrössern, denn die bedeutendsten Mächte rings umher anvertrauten ihr die Geschicke. Aber es fehlte an den wesentlichsten innern Bedingungen; die Mittel waren karg, die Heerfolgepflicht beschränkt, der Krieger zur Selbstbewaffnung genöthigt, ein stehendes Heer verfassungswidrig, der Geschäftsgang mühselig und unorganisch, das Kleinleben in abgesonderten selbstherrlichen Gebieten die vorwiegende Lust. Der einheitlichen nationalen Entwickelung trat das Misstrauen und die Selbstsucht entgegen und die Isolirung erleichterte den auswärtigen Mächten die Zugänglichkeit. Der Fürstendienst galt dem kraftvollen Republikaner für eine kriegerische Ehre, denn er schädigte ihn nicht an der Freiheit, hob seinen Ruhm und sein Machtgefühl und knüpfte an die altehrwürdige vaterländische Wehrhaftigkeit an. Ja, der Solddienst ergriff Hoch und Niedrig wie eine ansteckende Krankheit, das Verbot von Geschenken und Dienstgeldern auswärtiger Mächte fand keine Beachtung mehr, »kein Geld, kein Schweizer« wurde zum Sprichwort; Luxus und Käuflichkeit, Sittenentartung und Willkür drangen verderblich in das öffentliche und häusliche Leben. Der gemeine Mann wurde durch hohen Sold zu Haufen in ausländische Kriege gezogen, Rathsherren und Beamte machten die Werber für Kaiser und Könige, Fürsten und Städte. Die Verträge wurden bald im Namen der Eidgenossenschaft, bald gesondert geschlossen, so dass zuweilen sogar Schweizer gegen Schweizer standen. Die sowohl gegen die politische als die kirchliche Entartung gerichteten Reformationsbestrebungen trieben vollends die Glieder der Schweiz auseinander. In den italienischen Kriegen hatte die Schweiz nach dem Rückzug von Marignano (1515) ihren eigenen Rückzug von der Grossmachtstellung besiegelt, und die folgenden kirchlichen Kämpfe gefährdeten selbst ihren innern Organismus.

Bern trachtete, als die innern Gegensätze der Kirche das Staatsleben durchbrachen, zunächst nach Vermittelung; der Uebergang war um so schwieriger, als seit den burgundischen Kriegen der Papst den handfesten, streitbaren Schweizern ein besonderes Wohlwollen im Interesse seiner eigenen Kämpfe zuwandte, das mit Ackerbau und Viehzucht vorwiegend beschäftigte Volk nur geringe Bildung genoss, die strenge Zucht des kriegerischen Gemeinwesens Reformen nicht zugänglich war, der Geistlichkeit die Kenntnisse gebrachen, die Deutschritter unbekümmert um Studium und Predigt ihre Zeit modern ritterlich in Jagd, Spiel und Wohlleben verbrachten, die Franziskaner und Dominikaner aber die Volksgunst für sich hatten. Die Dominikaner fanden Bern, wo »das Volk zwar einfältig, bäurisch und ungelehrt, doch streitbar und mächtig« sei, besonders günstig, um durch Wunderwerke einen Vorsprung vor den Franziskanern zu erreichen, denn sie hofften, »das Berner Volk werde diese Sache mit Gewalt helfen wahrmachen« und beschützen. Einem Schneidergesellen, Hans Jezer von Zurzach, der 1507 in den Orden getreten war, erschienen Abgeschiedene, und Maria brachte ihm eine Bestätigung der Ordensanschauungen über ihre Natur, dann wurde er zur Darstellung der Passion Jesu Christi vor dem Volke benutzt. Aber bei einer Erscheinung erkannte er den Prior, stach nach ihm und wurde nun ins Geheimniss gezogen, sollte jedoch, nachdem noch ein Marienbild vielbewunderte Thränen über die irrgläubigen

Die Schüler in den Bergen.

Franziskaner vergossen, zur Verherrlichung der Dominikaner sterben und heilig gesprochen werden. Er vernahm den Plan, überraschte die Mönche beim üppigen Mahle, entrann den Torturen und bekannte Alles dem Rathe. Vier Dominikaner wurden als Ketzer verbrannt; Jezer, von seiner Mutter aus der Gefangenschaft befreit, musste, als er wieder aufgegriffen worden, Urfehde schwören. In ganz Europa erweckte der Betrug die grösste Entrüstung. Schon wagte man in Bern zur Fastnachtzeit ein geistliches Fastenlied in eine Spottrede auf die Geistlichen umzuwandeln. Eine gereimte Beschreibung des Jezerhandels mit Holzschnitten wurde Niklaus Manuel zugeschrieben, jenem Maler und Volksdichter, der im kirchlichen Umschwunge auch als Staatsmann Grosses leistete. Seit 1515 malte er an dem figurenreichen Todtentanze der Kirchhofsmauer des Dominikanerklosters (wo jetzt das Zeughaus steht),

von dem das Kunstmuseum eine schöne Kopie von Stettler (1708) besitzt. In den Darstellungen bricht wiederholt die Satyre auf die kirchlichen Zustände durch; die Strophen bekunden den Patrioten und echten Volksdichter:

Todt zum Schultheissen:	Antwort:
Herr Schultheiss nun der todt ist hie	Min regieren ist nit ein gwalt
Besinnend üch wol was und wie	Ich wach und richt in Diener gestalt,
Vor Gott ir den zumal wand sagen,	Statt, land und burger lasst sich dran
Ob etwar über üch wurd klagen.	Noch mag ich dem todt nit entgan.

1518 schmückte er sein eigenes Haus mit Fresken, welche Salomo's Zeit mit der Reformationszeit verglichen. Vor seinem Hause (an der Ecke, welche die Kesslergasse mit dem Kirchplatze bildet) stand der Mosesbrunnen, welcher 1584 neu bemalt wurde. Der Gerechtigkeitsbrunnen erhielt das künstlerische Standbild der Richterin 1534. Der Läuferbrunnen mit dem Standbild des Stadtherolds stand schon im XIV. Jahrhundert vor dem alten ersten Rathhause unweit der Unterthorbrücke. Von der Kraftgestalt des Läufers Durs Lerber, welche jetzt den Brunnen krönt, heisst es, er habe 1563 den König Heinrich IV. von Frankreich, zu dem er als Herold geschickt wurde, deutsch angeredet, und als Heinrich sich verwunderte, dass ein Läufer von Bern nicht französisch sprechen könne, geantwortet, es sei noch viel verwunderlicher, dass ein König von Frankreich nicht deutsch gelernt habe. Der Kindlifresserbrunnen auf dem Kornhausplatze soll zur Erinnerung an den 1288 von Juden gemordeten Knaben Ruff errichtet worden sein, oder zur Abwehr der Kinder, die dort in der Tiefe des Thiergrabens das Wasser holten.

Die Reformation hatte durch die milde, freundliche Aufklärung des Leutpriesters Berchtold Haller, dessen ruhiges Wirken trefflich dem zähen, am Althergebrachten festhangenden Wesen der Berner entsprach, schon bedeutende Fortschritte gemacht. Von Manuels zwei Fastnachtspielen, die 1522 in Bern von patriotischen Jünglingen aufgeführt worden, schreibt der zeitgenössische Stadtarzt und Stadtschreiber Anshelm: »Es sind auch diss Jahrs zu grosser Fürdrung evangelischer Fryheit hie zu Bern zwei wohlgelehrte und in wyte Land usgeschreite Spil offentlich aa der Krützgassen gespilet worden. Eins namlich der Todtenfrässer, berührend alle Missbruch des ganzen Bapstthums, das ander von dem Gegensatz des Wesens Christi und sines genannten Statthalters, des römischen Bapsts. Hinzwischen uf der Eschen Mittwuchen ward der römisch Ablass mit dem Bonenlied durch alle Gassen getragen und verspottet. Es ist auch in dem evangelischen Handel kaum ein Büchle so dick gedruckt und so weit gebracht worden als diese Spiele.« — Der Rath schwankte zwar später wieder hin und her, dass es hiess: »in Bern sei man weder »luther (lauter) noch trüb«, ja es kam bis zu Strafen, Untersuchungen, Verweisungen und altkirchlichen Mandaten. Aber die einseitige Art, wie die Akten des Religionsgespräches zu Baden, wo die Altkirchlichen sich den Sieg zuschrieben, veröffentlicht wurden, und die Eigenmächtigkeit der sieben katholischen Orte verletzten die Berner. Eine Disputation, über deren Ausgang Regierung und Volk selbst urtheilen könnten, wurde am 17. November 1527 vom Grossen Rathe einstimmig angeordnet, die Bischöfe, die Gesandten und Gelehrten der Bundesgenossen eingeladen, sämmtliche bernische Geistliche zur Theilnahme verpflichtet. Die Bischöfe und sechs eidgenössische Orte lehnten ab, dagegen erschienen zahlreiche Gesandte und Geistliche

Die Drahtbrücke zu Freiburg.

aus den schweizerischen und süddeutschen Städten. Am 7. Januar 1528 eröffnete der Arzt Joachim von Watt, Bürgermeister von St. Gallen, die Disputation in der Franziskanerkirche. Ueber dreihundertundfünfzig Geistliche und zahlreiche Laien waren anwesend. Der Reformator Zwingli aus Zürich war mit einer Rathsbotschaft und etwa hundert Gelehrten und Geistlichen erschienen. Das Gespräch handelte vom Verhältniss der Kirche zum Worte Gottes, vom Altarsakrament, den Bildern, dem Eheverbot der Geistlichen, von den Werken, von Fürbitte, Fegfeuer und Todtendienst. Am 26. Januar schloss Haller die zwanzigtägigen Verhandlungen mit einer Ermahnung an die Obrigkeit, dass die durch die Disputation hinlänglich gerechtfertigte Reformation nun in's Werk zu setzen sei. Am 7. Februar erhielten sämmtliche »Schlussreden« die Gesetzeskraft, die Gewalt der Bischöfe hörte auf. Innerhalb acht Tagen wurden alle Bilder, Altäre und Tafeln aus den Kirchen entfernt, das Meiste zerstört, verbrannt, eingeschmolzen, verkauft, jedoch ohne weitere Ruhestörungen. 1532 legte die Obrigkeit in der Proklamation zu dem Synodus der Berner Landeskirche öffentlich das reformatorische Glaubensbekenntniss ab. Dem Charakter des Berner Regiments entsprechend wurde nun die von ihm als nothwendig und gut erkannte Neuerung von oben herab mit aller Strenge im ganzen Gebiete durchgeführt. Durch tägliche Lektionen im Münster zu Bern und durch besondere Kurse in Thun, Zofingen und Königsfelden erhielten Geistlichkeit und Volk

Unterricht in der neuen Lehre. Auch in die Waadt trugen die Berner die Reformation, als sie jenen folgenreichen Zug zu Gunsten Genfs 1536 unternahmen, der ihnen die ganze Landschaft zwischen der Rhone und dem Jura zuführte. Nach vergeblichen Versuchen der Wiedereroberung trat der Herzog von Savoyen die Waadt 1564 den Bernern ab. Freilich

In der Kathedrale St. Nicolas zu Freiburg.

schnitt das kurzsichtige Lausanner Schiedsgericht der elf Stände, beunruhigt durch das Anschwellen Berns, alles Land »enet dem Sew« und das die Waadt mit Genf verbindende Pays de Gex wieder weg, und nahm so der Schweiz die geeignetsten natürlichen Grenzen.

O wunder über wunder
wie ist gotts gnad so gross
das er den bären bsunder
mit Wysheit übergoss.

Dass er sich nit lasst füren
am fyndlich narrenseil
gott geb im vil der jungen!
ist nüt dann glück und heil.

Der Bauernkrieg war auch für Bern eine Mahnung, wie uneidgenössisch die Scheidung zwischen Regierenden und Regierten, allmächtigen Räthen, städtischen Bürgerschaften und in

ihren Rechten beschränkten Unterthanenschaften unter Landvögten sei. Das patrizische Regiment Berns erschien zwar während eines Jahrhunderts als höchstes Vorbild einer selbstbewussten, für das materielle Volksglück wohlbedachten Regierung, aber ein ernster Zwischenfall enthüllte in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts die verdeckten Gebrechen. Eine Denkschrift, von siebenundzwanzig Bürgern und Patriziern unterzeichnet, welche die Missbräuche besprach, wurde als offene Empörung behandelt, die Petenten mit Verbannung oder Gefängniss bestraft. Der talentreiche Samuel Henzi, der später die Erlaubniss zur Rückkehr erhalten, aber sich überall hintangesetzt sah, betrieb nun auf's Neue eine Umgestaltung des bisherigen Systems, und wusste für seinen Geheimbund selbst Hochgestellte zu gewinnen. Als es zum thatsächlichen Angriffe kommen sollte, wurde die Verschwörung verrathen. Henzi, vor die Richter gestellt, verschlang jedoch das Mitgliederverzeichniss des Bundes. Drei Haupttheilnehmer wurden des folgenden Tages vor dem obern Thor auf rohe Weise hingerichtet. Henzi rief nach dem Fehlstreiche des Henkers: »Du richtest, wie deine Herren urtheilen.« — Der Unwille der Bevölkerung nöthigte die Obrigkeit zu milderer Bestrafung der übrigen Aufgegriffenen. Henzi's Klage gegen die Regierung war, dass die Ausschliessung zahlreicher alter Burgergeschlechter vom Regimente, zumal durch jüngere Emporkömmlinge ein Unrecht sei, da ehedem die gesammte Burgerschaft die höchste Gewalt inne gehabt, und die Verfassung von 1384 die volle Freiheit gewährt habe. Später seien namentlich nach der Eroberung der Waadt die Räthe und die Zweihundert sehr eitel geworden, hätten sich illustres et souverains princes, dann illustres, hauts et souverains seigneurs tituliren lassen, das Richteramt sei zum adeligen Werkzeuge des Glücks, die Aemter zu Goldgruben des Müssiggangs, das Gut der Stadt Bern ein Eigenthum der Geschlechter geworden. Das Regiment habe stets an Familien abgenommen, die Geschlechter aber an Standesgliedern zugenommen; von zweihundert Familien seien noch siebenzig geblieben, von denen die meisten nur einen oder zwei in der Stuben haben, etwa zwanzig Geschlechter aber den übrigen Stand ausmachen; sechszehn Steiger, vierzehn Wattenwyl, zwölf Stürler, zehn Jenner, neun May, dreizehn Graffenried, sieben Thormann, zehn Fischer, acht Sinner, sieben Tscharner u. s. f. seien »ein Gesäm, das uns nichts anderes als eine traurige Oligarchie« vor Augen stelle. Die Ergänzung des Grossen Rathes sei eine völlig korrupte geworden und zum geschlossenen Familienregiment ausgeartet. Freie Volkswahlen und Gutheissung der Gesetze durch das Volk könne hier allein helfen. —

Die Vorsorglichkeit für den Wohlstand, das Festhalten an der alten bernischen Grundanschauung eines »innerlich geschlossenen, äusserlich grossartigen« Staatswesens, die gute vorsichtige Leitung der Geschäfte, die erträgliche Steuerlast trugen jedoch der Regierung stets noch grosses Lob ein, das patrizische Bern konnte sich rühmen, den staatlichen Schwerpunkt der Schweiz auch gegen aussen zu bilden. Die abhängige Landschaft schied sich in zweiundfünfzig, nach ihrem Ertrag geordnete Aemter, deren bedeutendere den auf je sechs Jahre vorgesetzten Vögten bedeutende Reichthümer zubrachten. Die überschüssigen Staatseinkünfte wurden in den Staatsgewölben Berns aufgehäuft. Die Hauptstadt erhielt während dieser Periode zahlreiche stattliche Gebäude. 1711—16 wurde das grosse Kornhaus mit der Pfeilerhalle von Düntz aus Quadern aufgeführt, 1718—20 das Inselspital von demselben, 1726—29 die stattliche Spitalkirche zum heil. Geist von Schiltknecht, 1735—39 das Bürgerspital.

Yverdon.

Das prächtige militärische Schüsselikrieg-Fest 1752 führte den patricischen Reichthum glänzend vor Augen, die Uhlanen allein trugen über eine Million an Gold und Edelsteinen an sich, und Junker Tscharner von Königsfelden für fünfmalhunderttausend Thaler Juwelen und Medaillen. 1756 fand die Durchführung der Gassenbeleuchtung statt; auf der Landschaft entstanden über dreihundert neue Pfarrhäuser, die Schlösser wurden hergestellt, 1756—64 der neue Strassenbau durch den ganzen Kanton vollendet, verheerende Wildbäche eingedämmt. 1759 stiftete Tschiffeli die ökonomische Gesellschaft, welche europäischen Ruf erlangte und in der Landwirthschaft der lässigen Ueberlieferung auf's wirksamste entgegentrat. Freilich, Schulen und geistige Kultur hielten nicht gleichen Schritt, der Regierung feindliche Bücher wurden noch durch den Scharfrichter verbrannt, die Censur auf's strengste angewandt. Die wichtigsten Aemter konnten durch Heirath mit den Erbtöchtern der Rathsherren erworben werden; die 1779 errichtete »Kunstschule«, eine Art Gewerbe- und Handelsschule, war Bauernsöhnen nicht zugänglich, Gymnasium und Akademie blieben in altüblichem Herkommen. Die vornehme Jugend betrachtete den fremden Dienst als geeignete Schule für die Staatsämter, die Regierungskunst bestand in der hergebrachten patricischen Geschäftsgewandtheit, die in der Gesellschaft des »äusseren Standes« erlernt wurde, das Ansehen und die Würde des Staatswesens wurde in die äussere aristokratische Form gelegt. Schon drang der treffliche Bonstetten auf Stiftung einer Hochschule, aber Bern begnügte sich mit einem »allgemein politischen« Institute. Die Künste hatten nicht unbedeutende Vertreter, Aberli, Rieter, Freuden-

Grandson.

berger, die Baumeister Sprüngli, Ritter u. a. genossen grossen Rufes. Aber die neuen Schulanstalten betitelte noch der grosse, gelehrte Albrecht von Haller als mächtige Vorgänger zur — Revolution. Er selbst trat mit dem schweren knappen Ernste seiner an England grossgezogenen Dichtung der Leerheit der Freigeister entgegen, hielt das idyllische Hirtenleben, das er mit den Farben eines Naturforschers darstellte, dem bunten Kolorit der verkünstelten Civilisation gegenüber, und stützte den Offenbarungsglauben wie ein Altberner. Die in seinem zwanzigsten Jahre mit Gessner unternommene Schweizerreise begeisterte ihn zu seinem berühmten Gedichte über die Alpen, das bahnbrechend für das Eindringen, Geniessen und Erforschen der Gebirgswelt der Schweiz wirkte. Haller selbst war eine Natur so eigenartig, so eine Riesenlast von erhabenen Gedanken bergend, wie die Alpen. Ungeachtet ihm seine bahnbrechenden Leistungen, namentlich in der Botanik und Physiologie, während seiner sechszehnjährigen Professur in Göttingen den höchsten Ruf der Gelehrsamkeit und königliche Anträge bedeutender Anstellungen gebracht, zog es ihn doch wieder in seine Vaterstadt Bern zurück, die ihn 1745 in den Rath der Zweihundert gewählt und 1753 mit dem Amt eines Rathhausammannes betraut hatte. Zur Leitung der Salzwerke in Bex und Roche berufen, widmete er seine Forschungen auf's Neue der Natur seiner Heimat und vermochte neben den ausgedehntesten wissenschaftlichen Arbeiten auch für die Pflege des öffentlichen Lebens unablässig zu wirken. In seinem philosophischen Roman Fabius und Cato hat er die aristokratische Verfassung Berns verherrlicht, das ihn 1769 mit einer besondern lebenslänglichen Stelle für

den allgemeinen Dienst des Staates beehrte. Sechs Monate vor seinem Tode besuchte den neunundsechszigjährigen, schon Erkrankten, Kaiser Joseph II. in seiner schlichten Wohnung im Inselspital und unterhielt sich lange mit »dem grössten Gelehrten« Europa's.

Als in England und dann allgemeiner und öffentlicher in Frankreich neue Bestrebungen für ein die Schranken durchbrechendes Völkerrecht, freiere, auf die ursprüngliche Natur des Menschen sich stützende staatsrechtliche Grundsätze, verdeckte und offene Angriffe gegen die Kirche und ihre Glaubenssatzungen schon den Umschwung der staatlichen und kirchlichen

In der Stadt Neuchâtel.

Anschauungen zu Tage legten, wurde auch die Schweiz von der täglich gereizteren Bewegung des eng mit ihr verbundenen Nachbarstaates ergriffen. Umsonst waren die Gewaltmittel Berns gegen die ihre Unterthanenschaft brechende Waadt. Durch den Staatsstreich am 18. Fructidor 1797 war in Frankreich die revolutionäre Kriegspartei an die Spitze gelangt; als nun die schweizerischen Demokraten in Paris die neue Behörde um Betheiligung am Sturze der aristokratischen Regierungen der Schweiz angingen, willfahrte ihnen diese um so begieriger, als für die völlig ausgeleerten französischen Kassen die Reichthümer, namentlich des Berner Staatsschatzes, in Aussicht standen; zudem galt jetzt für Frankreich der Grundsatz, zur Sicherung des neuen Freistaates einen Kranz dekorativer Republiken um denselben zu schlingen, und die Schweizer Demokraten in Paris sahen kein anderes Mittel mehr zur Beseitigung der scheinbar unauflöslichen, gewaltsamen Familienaristokratie als die republikanischen französischen Waffen, zumal die Franzosen nicht mehr als Franzosen, sondern als die freigewordene und der nach Freiheit ringenden Menschheit hülfreiche Menschheit galten. So wurde der Schweiz jene, der französischen Direktorialverfassung von 1795 entlehnte, einheitliche helvetische Verfassung gebracht, welche die kantonale Eidgenossenschaft und ihre Unterschiede von souveränen Gebieten, Unterthanenländern und schutzverwandten Orten aufhob,

einen unzertheilbaren Staat an ihre Stelle setzte, Gewissensfreiheit, Pressfreiheit, das Recht des Loskaufes aller Reallasten, die Aufhebung der Unveräusserlichkeit von liegenden Gütern, die gleichmässige Besteuerung des Vermögens und Einkommens zu Grundrechten des Schweizervolks erhob, Handel und Gewerbe frei erklärte, ein allgemeines Schweizer Bürgerrecht und freie Niederlassung einführte, die Gesammtheit der Bürger fortan als die alleinige souveräne Gewalt anerkannte, zu den Wahlen und den Verfassungsfragen in den Urversammlungen jeden Unbescholtenen von zwanzig Jahren als stimmberechtigt zuliess, die gesetzgebende Gewalt mit Senat und Gesetzesrath vom vollziehenden Direktorium mit vier Ministerien trennte, den Kantonen besondere Regierungsstatthalter und Verwaltungskammern vorsetzte.

Schon waren die Franzosen in die Waadt einmarschirt, schon war die letzte Tagsatzung auseinander gegangen und hatte in unglaublicher Verblendung an Bern geschrieben: »Wir nähren zu Eurer tiefen Einsicht und vaterländischen Sorgfalt das begründete Vertrauen, dass Ihr vereint mit den eidgenössischen Repräsentanten alles anwenden werdet, um durch schriftliche Vorstellungen an die französischen Militärpersonen oder durch persönliche Abordnungen noch grössere Gefahr vom Vaterlande abzuwehren.« So war also Bern auf sich selbt angewiesen und zu friedlichen Mitteln heimgeschickt. An diese glaubte noch der Seckelmeister von Frisching, der Schultheiss aber, der gestrenge ehrenfeste Friedrich Niklaus von Steiger, ein allgemein geachteter Greis von neunundsechszig Jahren, sowie der General Karl Ludwig von Erlach, kein erfahrener Feldherr, aber ein Mann von erprobter Biederkeit, spornten zur That. Der Rath kam insofern den Beschwerden zuvor, als er die Eintrittsberechtigung in den Grossen Rath erweiterte und zur Verbesserung der Staatsverfassung schritt. Aber die Franzosen rückten vor und Mengard verlangte gänzliche Aufhebung der bisherigen Regierungsform und die schleunigste Einführung demokratischer Institutionen; der Eidgenossenschaft schrieb er, die französischen Rüstungen gelten nur dem lasterhaften und verderbten Regiment von Bern. Die bernische Aristokratie, gegen welche somit der Angriff allein gerichtet schien, wurde von den Kantonen, welche schon die demokratische Umwälzung vollzogen hatten, oder wegen bevorstehender Reformen sich zu Hause bedroht sahen, ihrem Schicksal überlassen. Das deutsche Bernervolk war wie Ein Mann gegen die französischen Eingriffe in Wuth versetzt. Jetzt wollte Erlach als Oberbefehlshaber der Berner Armee einen raschen Angriffskrieg gegen die noch vereinzelten französischen Abtheilungen wagen. Er trat mit zahlreichen Offizieren vor den Rath und rief ihn auf, gegen die räuberischen Eingriffe mit raschem Entschlusse vorzugehen und das Vaterland nicht der Schande preiszugeben. Die tieferschütterte Versammlung ertheilte dem General die Vollmacht, nach zwecklosem Verlaufe des Waffenstillstandes sogleich nach Ermessen zu handeln. Doch einige Tage darauf nahm zur grossen Entrüstung der Berner Truppen der Grosse Rath die letzten Bedingungen des französischen Befehlshabers an. Zu spät; denn schon waren fünfzehntausend Franzosen unter Schauenburg in Solothurn und unter Pigeon in Freiburg eingerückt. Nur sechs Kantone schickten dem gefährdeten Bruderstaate zusammen 3620 Mann. Völlig widersprechende Befehle lähmten die Truppenaufstellung Erlachs; um Mitternacht schrieb er: »Von acht Bataillons, die ich in Hofwyl concentriren wollte, sind bis jetzt nur zwei angelangt; einige Kompagnien sind schon wieder nach Hause gezogen; seit gestern Morgen habe ich alles angewendet, um zu beweisen, dass ich meinen Posten nicht verlassen wolle, werde denselben aber mit

Der Temple du haut zu Neuchâtel.

meiner eignen Person bekleiden müssen; alles Volk schreit Zeter über die Offiziere und ist überzeugt, dass sie es verrathen und verkauft haben.« Tags darauf trat eine provisorische Regierung an die Stelle des Grossen Raths; der greise Schultheiss, dessen »Seele zu gross für einen kleinen Staat« war, verliess seinen Sitz und dem Anerbieten einer militärischen Begleitung antwortete er: im Bewustsein erfüllter Pflichten kenne ich keine Furcht! Kurz nachher begab er sich zu Erlach auf den Kriegsschauplatz. Das Volk hatte sich zum Landsturm erhoben. Den zehntausend regelmässigen Truppen bei Neueneck und im Grauholze, einem tannenbewachsenen Hügel, rückten von Norden und Süden fünfundzwanzigtausend Franzosen entgegen; zweitausenddreihundert Berner Truppen unter Oberst Graffenried warfen die anstürmenden Feinde noch zweimal in entsetzlichem Kampfe über die Sense zurück, und der Landsturm, durch Greise und Frauen verstärkt, stürzte sich mit dem Löwenmuthe der Verzweiflung auf die kriegsgeübten Gegner und trieb sie in die wildeste Flucht. Noch sind in Neueneck die Namen von hundertfünfzig für das Vaterland Gefallenen in eine Marmortafel gegraben. Im Grauholze warf eine vierfach stärkere Schaar Franzosen die tapfern Streiter. Erlach eilte zu frischer Vertheidigung nach dem Oberlande. Schon beim Neuhause von einem wüthenden Haufen Milizen, die sich von den Städtern an die Franzosen verrathen glaubten, vom Pferde gerissen und nur durch List gerettet, schmähen ihn bei Wichtrach nochmals tobende Landstürmer einen Verräther; ein Bajonnetstich durchbohrt ihm den Hals, Gewehrkolbenschläge stürzen ihn nieder, hunderte von Schüssen wurden noch auf seinen Leichnam abgefeuert. Schultheiss Steiger war im Grauholze, als eine Haubitze ein Berner Geschütz zusammenschoss und ein Pulverwagen in seiner Nähe in die Lüfte flog, furchtlos, doch als schwacher Greis von seinen Begleitern gestützt, auf einen gefällten Baumstamm getreten und hatte die Weichenden

auf's Neue angefeuert. Zuletzt wandte auch er sich dem Wege in's Oberland zu, und völlig erschöpft traf er jenseits Muri einen mit zwei Zugpferden sich Flüchtenden, der, als er vernahm, wen er in dem herbeigeschafften Wägelein führen solle, ausrief: das ist der bravste Schultheiss zu Thun gewesen, von dem ich je gehört, ich fahre ihn umsonst! Bei Münsingen von Milizen und Landstürmern angefallen, hielt Steiger den Bajoneten die offene Brust entgegen und rief, da sie seinen Namen nannten: ich bin's! macht, was ihr wollt! Das Volk ward besänftigt und der Schultheiss schlug sich endlich nach Thun durch, fuhr Nachts im offenen Schiffe über den See, und eilte durch die Ostschweiz nach Deutschland in stetem Bemühen für die Erhaltung der alten Schweiz; 1799 starb er in Augsburg, nachdem er bei Zürichs Unfall nochmals, aber für seine Zwecke vergeblich, in sein Vaterland gekommen war.

Die Schweiz wurde nach der Kapitulation Berns von Frankreich fast auf die Linie eines eroberten Landes gestellt, musste schon 1798 ein Schutz- und Trutzbündniss eingehen und sich eine Reihe der verletzendsten Eingriffe von den »Befreiern« gefallen lassen. Nach jenen schweren Kämpfen der helvetischen Periode sah sie sich zu der kläglichen Auskunft gedrängt, die Vermittelung des französischen Kaisers anzurufen. Napoleon sprach zur Deputation der Kantone in St. Cloud die denkwürdigen Worte:

»Je mehr ich über die Beschaffenheit eures Landes nachgedacht habe, desto schärfer trat mir aus der Verschiedenheit seiner Glieder die Unmöglichkeit entgegen, es einem völlig gleichmässigen Organismus unterzuordnen. Welcher Unterschied zwischen euern Bergbewohnern und Städtern! Wollt ihr die demokratischen Kantone nöthigen, wie die Städte regiert zu werden? Der Einheitstaat bedarf zudem des stehenden Militärs und dieses erfordert Besoldung; euer Volk aber, das nur ungern Abgaben erträgt, wird euch danach richten. Eure Berge könnt ihr nicht auf den Marsch mitnehmen und doch hat euer Militärwesen ausser diesen keine hohe Bedeutung. Als Frankreich in sechszig, Italien in vierzig Herrschaften zerfiel, vermochte eine schweizerische Stadt noch soviel als ein Herzog, die persönliche Tapferkeit der Schweizer wog halbe Heere auf. Jetzt aber besitzt Frankreich 500,000, Oesterreich 300,000, Preussen 200,000 wohl disciplinirte Soldaten und der Schweiz bleibt nur übrig, ihre innern Interessen recht tüchtig zu besorgen. Mich haben glückliche Ereignisse an die Spitze des französischen Staates gestellt, und doch hielte ich mich unfähig, die Schweiz zu regieren; wäre der erste Landammann der Schweiz von Zürich, so würden die Berner zürnen, wäre er ein Berner, so brächte das die Zürcher auf, ein Protestant oder Katholik würde wieder einer grossen Partei widerstreben. Fändet ihr aber den Einen, und er wollte mir etwas abschlagen, so würde ich ihn mit 20,000 Mann zum Gehorsam nöthigen. Muss ich mich dagegen an die einzelnen Kantone wenden, so schiebt eine Behörde der andern die Entscheidung zu, und ruft mich: komm, verspeise unsere Berge! Zuletzt wird die Tagsatzung einberufen, dazu bedarf es voller zwei Monate, und während dieser Verschleppung geht das drohende Gewitter vorüber. Darin liegt die wahre Politik der Schweiz! Nur keine Einheit, keine Truppen, keine Bundesfinanzen, keine Vertreter bei den auswärtigen Mächten! Damit erspart ihr gar viel; ich spreche zu euch als wäre ich ein Schweizer, denn ich selbst bin ein geborner Bergbewohner und kenne deren Geist. Die Schweiz soll ihre innern Angelegenheiten wohl verwalten, eine dreifache Gleichheit, die der Kantone, der Städtebewohner, und die der Städte zu den Landbewohnern geniessen und stets auf die französische Freundschaft fussen.«

Bonaparte soll bei dieser Rede recht heiter gewesen sein, woran kaum zu zweifeln ist. — Immerhin gestand er in der Mediationsverfassung von 1803 dem Bundesstaat manches Erhebliche zu und traf im Ganzen eine für jene innerlich zerrissene Zeit ziemlich glückliche Vermittelung. Bei der Bildung der Kantone wurden von Bern der Aargau und die Waadt abgetrennt, die übrigen XII Orte erhielten nahezu ihre alten Grenzen. Als sechs neue Kantone traten ein: Aargau, St. Gallen, Graubünden, Tessin, Thurgau, Waadt.

Die Landkantone erhielten ihre demokratischen Verfassungen mit den Landsgemeinden zurück; die übrigen Kantone wählten Repräsentativbehörden mit einschränkenden Bestimmungen, wobei die Städte noch bevorzugt wurden. Eine von den Kantonsregierungen abhängige Tagsatzung trat wieder an die Spitze, an welche jede

La Chaux de Fonds.

Gesandtschaft von ihrem Kanton eine besondere Instruktion erhielt. Nur die Tagsatzung war zu Truppenverträgen mit auswärtigen Mächten und zu Handelsverträgen mit denselben ermächtigt, ihr stand die Verfügung über die kantonalen Truppenkontingente zu und bei Streitigkeiten der Kantone unter sich war sie das Gericht. Der Sitz der Tagsatzung wechselte jährlich zwischen den Städten der Direktorialkantone Zürich, Bern, Luzern, Freiburg, Solothurn und Basel. Von den Errungenschaften der Revolution blieben die Aufhebung aller Vorrechte des Orts, der Geburt, der Familie und der Person, das freie Niederlassungsrecht und der (theilweise) freie Verkehr.

Die Mediationszeit von 1803—1814 wäre noch eine weit glücklichere gewesen, wenn nicht Napoleon die Schweiz in das Verhältniss eines von der Schirmhoheit Frankreichs völlig abhängigen Staates gebracht hätte. Nach dem Sturze Napoleons trat sogleich das Bestreben, mit vollen Segeln sich den alten Zuständen vor der Helvetik wieder zuzuwenden, anspruchsvoll in den Vordergrund, und begreiflich waren es die Aristokratien von Bern, Freiburg und Solothurn, sowie auch die kleinen innern Kantone, welche wieder die alte Eidgenossenschaft mit den Vogteien herbeiwünschten. Die alliirten Mächte anerkannten aber auf dem Wiener Kongresse 1814 nur eine Tagsatzung aller neunzehn Kantone als Bundesfundament; Genf, Wallis und Neuenburg wurden als neue Kantone der Schweiz wieder zugetheilt, das Bisthum Basel fast gänzlich dem Kanton Bern einverleibt, die schweizerische Neutralität völkerrechtlich garantirt und als ewige erklärt.

In der innern Ausbildung der Verfassung siegte die föderalistische Partei auf Grund der alten Stanzer Vorkommnisse, und die kantonale Unabhängigkeit, sowie die aristokratischen Tendenzen vor 1798 blühten wieder auf, doch blieben alle Bundesglieder dem Bunde gegenüber gleichberechtigt, der Schutz der Obrigkeiten trat wieder an die Stelle der Volksrechte, die Städte und die alten Länder erhielten Wahlvorrecht, das Niederlassungswesen wurde beschränkt, die Zölle erneut, die Klöster und ihr Vermögen garantirt. Doch wurde das

Militärwesen verbessert. Der Vorort, welcher in der Zwischenzeit der Tagsatzungen die Geschäfte leitete, wechselte je alle zwei Jahre zwischen Zürich, Bern und Luzern.

Dieser Bundesvertrag blieb dreiunddreissig Jahre in Kraft, aber schon nach der Julirevolution 1830 sprengte die wiedererwachte Volkssouveränetät die ohne den Volkswillen aufgestellten Kantonalverfassungen. Trennung der Gewalten, Gleichheit der Bürger vor dem Gesetze, Pressfreiheit, Vereinsfreiheit, aufgeklärtere Schulpflege, Verbesserung des Gemeinde-

Uhrenwerkstätte in La Chaux de Fonds.

wesens, der Justiz, des Armenwesens, der Landwirthschaft, der Industrie und des Handels wurden eifrigst erstrebt. Den Bundesvertrag nach denselben Prinzipien umzugestalten, hemmte noch lange der »Kantönligeist«. Endlich vermochte nach mannichfachen kirchlichen Kämpfen und nach blutiger Besiegung der Sonderbundskantone ein völlig neuer Entwurf der Bundesverfassung 1847 die Widersprüche insofern zu heben, als ungeachtet der widerstrebendsten Wünsche doch angesichts der revolutionären Stürme der Nachbarstaaten und in allseitiger Erkenntniss der Armseligkeit der frühern Bundesverhältnisse die grosse Mehrzahl der Bevölkerung denselben annahm. Nur die drei Waldstätte, Wallis, Tessin und die Miniaturstaaten Zug und Appenzell-Innerrhoden witterten Religionsgefahr. Die annehmenden Kantone zählten eine Bevölkerung von nahezu zwei Millionen, die verwerfenden weniger als den sechsten Theil. So war die Schweiz auf friedliche Weise und ohne Einsprache des Auslandes zum Bundesstaate geworden, nach Abstreifung der alten Formen des Staatenbundes und des bureaukratischen Einheitsstaates. Um dem kantonalen und nationalen Interesse gleicherweise gerecht zu werden, wurde das Zweikammersystem angenommen, in welchem auch die Prinzipien der

Einheitsregierung eine durchgreifende Bedeutung erhielten. Die Souveränetät des schweizerischen Staates beruht seitdem auf dem Volke und nicht mehr auf den Kantonen; die durch diesen Bund »vereinigten Völkerschaften der zweiundzwanzig Kantone bilden in ihrer Gesammtheit die schweizerische Eidgenossenschaft.«

Die Bundesversammlung ist nun ein im Nationalrath die Mehrheit der Bevölkerung, und im Ständerath die Stimme der Kantone repräsentirendes zweitheiliges Parlament, das auf völlig freier Berathung beruht; die vollziehende Gewalt ist in die Hände eines besondern siebengliederigen Bundesrathes gelegt. Das Post-, Telegraphen- und Münzwesen wurde centralisirt, das System der Maasse und Gewichte einheitlich, die Zwischenzölle aufgehoben, die Flusskorrektionen und Gebirgsstrassen in grossartiger Weise in die Hand genommen, ein von der Bundesversammlung gewähltes Bundesgericht aufgestellt. Die allgemeine Wehrpflicht wurde zur Thatsache, und die Organisation des Heerwesens der Bundesversammlung zugewiesen, doch blieb die Militärverwaltung noch eine dem Bunde und auch den Kantonen unterstellte; bei gestörter Ordnung im Innern kann die Bundeshülfe in Anspruch genommen werden, und wenn die Sicherheit der Schweiz gefährdet ist, soll die Bundesbehörde von sich aus einschreiten. Der Bund gewährleistet jedem Schweizer christlicher Confession das Recht der freien Niederlassung, doch wurde diese theilweise noch der Auslegung der Kantonalgesetze überlassen; jeder Kantonsbürger ist Schweizerbürger und hat das Recht in eidgenössischen und kantonalen Angelegenheiten die bürgerlichen Rechte in jedem Kanton auszuüben, wo er niedergelassen ist. Konfessionsfreiheit, Pressfreiheit, Postgeheimniss, Vereins-, Petitions- und Beschwerdenrecht sind gewährleistet. Für die höhere Bildung wurde ein eidgenössisches Polytechnikum errichtet.

Die Fortbildung der Bundesverfassung, die 1874 einen neuen Abschluss erhielt, kam dem Rufe nach Einem Rechte, Einer Armee, Einem Bürgerrechte in fortschrittlicher Ausgleichung der unitarischen und föderalistischer Richtung nach, gewährleistete die Glaubensfreiheit und die freie Niederlassung, führte eine grössere Centralisirung des Wehrwesens und den einheitlichen Militärunterricht ein, erweiterte die Kompetenzen des Bundesgerichts und sorgte für allgemeinen, obligatorischen und unentgeltlichen Primarunterricht ohne Glaubensbeeinträchtigung. Sie wies dem Bunde die Gesetzgebung über Freiheit des Handels und der Gewerbe, die Freizügigkeit wissenschaftlicher Berufsarten, den Bau und Betrieb von Eisenbahnen, den Wasserbau und die Forstpolizei im Hochgebirge zu, den Schutz der Arbeiter und des Eherechts. Die Bundesgesetze und Beschlüsse nicht dringlicher Natur werden, wenn acht Kantone oder dreissigtausend stimmberechtigte Schweizerbürger es verlangen (fakultatives Referendum), dem Volke zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt.

Schon 1854 war an der herrlichsten Lage in Bern, die Alpen vor Augen, der Palastbau des Bundesrathhauses nach dem Entwurf des Zürchers Stadler vollendet worden, im Ostflügel ist der Ständerathsaal, an der Westseite der Nationalrathsaal, in der Mitte der Bundesrathsaal, und zu beiden Seiten die Räume für die Departemente und Kanzleien. Im Vorhofe erhebt sich über der Säule des aus Jurakalk in eidgenössischer Kreuzesform errichteten Brunnenbeckens die schützende Berna, nach dem Modell des Malers Walch ausgeführt. Sie weist darauf hin, dass es der Geist der neuen Bundesverfassung ist, welcher dem jetzigen Bern die innere Grösse wahrt. Wie es einst die höchste Kraft der Eidgenossenschaft war, so soll jetzt die Eidgenossenschaft seine höchste Kraft sein. Den Mittelbau des Bundesrathhauses krönt eine hohe, freie Terrasse, mit dem prachtvollsten Blicke auf das grüne Land, die Eisgipfel und Firnen. Das dritte Geschoss dieses Baues birgt das kleine bernische Kunstmuseum, das eine Reihe von Berner Malern von Niklaus Manuel bis auf Heinz († 1604), Cauw († 1610), Werner († 1710), Düntz († 1730), Aberli († 1786), den Katzenmaler Mind, den Kenner des Oberlandes König († 1832), den Insekten- und Pflanzenmaler Bugner, drei Volmar, zwei Lory, Dietler, Walthard, Moritz, und den trefflichen Genremaler Albert Anker von Ins, meist mit heimischen Bildern vorführt. Auch Diday und Calame verklären hier das Berner Oberland, und der Urner Bildhauer Imhof hat in der Schönheit der Urmutter gleichsam das Ideal jener Frauenwelt vor Augen. Und wer wollte hier nicht malen und bilden? Ist ja vor dem Münster, dem Bundesrathhause und der Münze, vor den Anhöhen des Falkenplätzli und

Murten.

des Schänzli, und vollends von der Enge heimwärts ein Panorama aufgerollt, wie keine Stadt der Erde es bietet, stehen ja die nächsten Felsenstufen der Alpenkette kaum sechs Stunden vom Beschauer ab, und die Gebirgswand mit den »himmelstrebenden« Eisgipfeln kaum zweimal weiter, und ragen doch aus dem weiten Aarthale und den leichtgeschwungenen, mit Wäldern und Weiden bekleideten Vorwällen bis zur nahen Lieblingshöhe des Gurten schon vor jenen Riesen eine Schaar eigenartig geformter Felsschroffen hervor, die dem fernen Beschauer die jähen Schafweiden und Trümmerfelder zuwenden, von der Riesenmauer des Schratten bis zur kahlen Kuppe des Stockhorns. Und dahinter locken das aussichtsreiche Faulhorn, die gemsenbesuchte Schwalmeren und die weisse Kuppe des Schilthorns den fröhlichen, kühnen Bergsteiger zu jenen ewigen Schneegefilden hinan. Tritt der Wanderer hinaus vor die Stadt und wendet sich den Lichtpunkten der Geschichte Berns zu, so durchschreitet er in wenigen Stunden südwestwärts Bünglitz, Könitz, Neueneck, Laupen und Murten! Einige Schritte südlich vom Murtner See mahnen ihn die Ruinen der alten Hauptstadt der mit Rom verbündeten Helvetier, Aventicum, die ihren Namen von der keltischen Göttin Aventia hatte, an die Zeiten der Unfreiheit. Im Sechseck gezogene Ringmauern, Reste eines Theaters beim Forum, eines Amphitheaters beim alten Schlosse, elegante Bäder bei Conches dessus deuten auf die Grösse der Stadt. Schweizer klagen hier nicht, sondern wenden sich noch einmal dankbar gegen das mannliche Bern.

Der Saane sich zuwendend wird in noch kürzerer Strecke die mit Berns Geschicken ehemals so mannichfach verflochtene Stadt Freiburg im Uechtland (ödem Land) erreicht, wo zu beiden Seiten der Saane am Felsenufer die Häusergruppen sich zusammendrängen.

Freiburg im Uechtland.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Nicht nur die Gründungszeit der Stadt (1177) und die Umschlingung der Anhöhe durch den tief im Sandsteinfelsen eingefurchten Fluss, sondern selbst der Zweck ihres Aufbaus als Vertheidigungsveste gegen den wälschen Adel kennzeichnen sie als Schwester Berns; beide erhielten dieselbe Verfassung, wie sie die von Berchtold III. erbaute Stadt Freiburg im Breisgau hatte. Wie in Bern erwuchs die Einwohnerschaft aus kriegerischen Rittern, schutzbedürftigen Freiherren, bedrängten Freien und arbeitsamen Hörigen und Leibeigenen. Aber wie in alter Zeit der Adel, so trieb später die zähe Feindschaft gegen die Reformation die Schwestern in fortdauernden Streitigkeiten auseinander. Die Felsenschroffen, tiefen Thalfurchen, wo noch wie zur Zeit der Zähringer das »Volk« wohnt, die steilen engen Gassen zur Oberstadt, wo unten wälsch, oben deutsch gesprochen wird, die Schluchten, über welche jetzt die berühmten, 1832 und 1840 erbauten, in Drahtseilen gebetteten Brücken gespannt sind, die Thürme und Mauerzinnen erinnern an jene Zeit, in welcher Veit Weber sang:

Wer Friburg meint zu gewinnen
der hat ein tummen muot;
ir graben, muren, zinnen
sind vest und darzuo guot.

Man soll sich Friburg frowen,
wan es ist manheit vol,
es stat hart als die löwen
darumb ichs loben sol.

Die gesammte Entwickelungsgeschichte Freiburgs ist sechs Jahrhunderte hindurch mit der Heranbildung Berns auf's innigste verflochten. Der mehr als hundert Jahre vor Berns Münster begonnene Bau der Stiftskirche St. Nicolas entfaltet verschiedenartige Epochen des gothischen Styls; das dreischiffige Langhaus wurde im Laufe des XV. Jahrhunderts in seinen gegenwärtigen harmonischen Verhältnissen und edler Einfachheit vollendet; zwei Kapellenreihen durchbrachen später die Umfassungsmauern. Schlichte Kreuzgewölbe decken das fünfjochige Mittelschiff und die Abseiten; vier kräftige Bündelpfeiler tragen die Spitzbogen, über denen noch ein Triforium mit Bogen und Pfeilern läuft. Aber schon sind die Pfeiler schwerfällig, einförmig und ohne Hervorhebung der Glieder gebildet, und die Blätterkapitäle unorganisirte Kränze; nur die westlichen werden durch allerlei Monstren belebt. Während das Masswerk der Fenster schon spielend ist, hat das herrliche Südportal noch den vollen reizenden Schmuck des XIV. Jahrhunderts. Weich geschweifte, naive Bildwerke füllen das Bogenfeld (wie in Bern) mit dem jüngsten Gericht, das Pierro Girod 1493 aus Stücken der »Flue zu Altenryf (Hauterive)« meisselte, freilich mit weniger Schwung und Humor als Küng in Bern. Den Thurmbau, auf dessen Plan der Thurm zu Freiburg im Breisgau bestimmenden Einfluss hatte, leitete der von Genf berufene George du Jordil bis 1495; erst 1540 erhielt er den jetzigen Abschluss. Jäh und eintönig schiesst der Oberbau in die Höhe und gelangt nicht zu jener genialen Umwandlung vom Viereck zum Achteck, wie sie seinen Namensverwandten auszeichnet. Die berühmte Orgel, ein modernes Werk von Moser mit 7800 Pfeifen und 64 Registern ist die würdigste Weihe der für Kirchen und Klöster begeisterten Stadt, die den Jesuiten schon 1581 eine bleibende Ansiedelung erwirkte und sie 1818 nochmals zu einer für den Unterricht glänzenden Stellung erhob. Das auf Aktien gegründete Jesuitenpensionat erlangte europäischen Ruf, war namentlich von Söhnen französischer Legitimisten besucht und erwuchs zur Hauptburg für die Gesinnung der Mehrheit des Kantons. Die »Liberalen« in der Stadt, in Greyerz und Murten vermochten nichts gegen diese geschlossene Masse; sämmtliche Unterrichtsanstalten kamen unter ihre Oberleitung. Erst nach dem Sonder-

bundskriege, als den Jesuiten die Niederlassung in der Schweiz entzogen worden, lenkte der Kanton nach mehrfachen vergeblichen Umsturzversuchen der bischöflichen Partei, wieder in die eidgenössische Bahn, nicht ohne stetigen Widerspruch ein. — Vor das Stadthaus, wo ehemals die Zähringer Veste stand, wurde kurz nach der Murtner Schlacht den »Siegern« zu Ehren eine Linde gepflanzt. Dem Edeln, für freie Erziehung von innen heraus 1804—23 wirkenden, und auch um den Ackerbau verdienten Pater Girard setzten die Dankbaren

Die Petersinsel im Bieler See.

eine Bronzestatue. — Ueber das ganze Flachland ist die Strohflechterei ausgebreitet, in den höhern Gegenden ist der Viehstand ein ausgezeichneter, auch liefert Freiburg zahlreich gedrungene, derbe Fuhrpferde. Bei dem hübschen Bulle und malerischen Romont bezeugen die schweren Rinder auf den ausgedehnten prächtigen Weiden die Reinhaltung des stämmigen Schwarzscheggschlages. In den Bergen bereiten die Sennen jenen berühmten fetten Gruyèrekäse, der zu den gesuchtesten Fabrikaten der Schweiz gehört. Gruyère (Greyerz), der Hauptort schimmert noch in mittelalterlichem Gewande wie ein Gebilde alter Romanzen vom sonnigen Hügel hernieder, und die stattliche aus dicken Sandsteinquadern aufgeführte Burg hat angesichts der starren Berge ihren herrischen Trotz bewahrt. Ueber die ganze Kette ragt die mit dem Rigi wetteifernde Kuppe des Moléson auf, mit reichen Triften, Weiden und walddurchschnittenen Voralpen zu Füssen. Auf dem rechten Ufer der Saane wendet sich ein Zweig der Höhen mit der pflanzenreichen Dent de Brenlaire, der höchsten Spitze des Kantons, nach Westen.

Ueber Payerne, wo Kaiser Konrad II. zum Könige von Burgund gewählt worden, und die alte Stiftskirche der ehemaligen Cluniacenserabtei durch ihre seltene Grösse und merkwürdig unregelmässige Anlage auf die Zeit des XI. Jahrhunderts zurückweist, führt die Strasse an den schönen Neuenburger See, den drittgrössten der Schweiz, mit dessen

Wassermasse der grösste Kanton »mannshoch« bedeckt werden könnte. Noch zu Freiburg gehört das originelle Schloss Estavayer (Stäffis) am See, von dessen Bau aus dem XIV. Jahrhundert das malerische Vorwerk von der Modernisirung verschont blieb. Am südlichen Ende des Sees hatte das aus dem römischen Eburodunum hervorgegangene waadtländische Städtchen Yverdon schon 1135 durch Herzog Konrad von Zähringen eine Burg erhalten, die dann Peter von Savoyen 1260 zu einem mit vier starken, dicken Thürmen bewahrten Schlosse erweiterte. Auch in dieses Schloss zog der Geist der neuen Zeit mit dem Erziehungsinstitute Pestalozzi's ein. Fürsten und hohe Staatsbeamte kamen, um den Mann und sein Werk kennen zu lernen, dieses Nachahmen (wie er selbst sagt) des Thuns der hohen Natur, die jeden einzeln gebildeten Theil pflegt und schützt, und jeden neuen an das gesicherte Leben des alten anschliesst. Seine 193 Zöglinge waren ihm bis von Nordamerika her und aus allen Staaten Europas zugeströmt. Der Philosoph Fichte pries in seinen Reden an die deutsche Nation Yverdon als die Stätte, von der aus die Volkserziehung zur Nationalerziehung erwachsen werde, mit der Kraft, dem ganzen Menschengeschlechte emporzuhelfen. — Ganz nahe ragt am See das wehrhafte Schloss von Grandson auf, dessen Unglück jene Kraft stählte, die selbst in der scheinbar höchsten Gefahr ein gesundes einiges Volk zu den mächtigsten Thaten befähigt. — Dem Westufer entlang dehnt sich, vom Jura begleitet, das reiche Gebiet des Vignoble hin, das Land des feurigen Weines, der an Güte und Menge zu den bedeutendsten der Schweiz zählt, bei Cortaillod europäischen Ruf erlangte und die ringsum gesprochene französische Mundart durch Umwandlungsformen in Champagner erklärt.

Vom Seegelände stuft sich die Hauptstadt Neuchâtel (Neuenburg) vornehm, reinlich und einladend vom neuen Quai zur dunkelbelaubten aussichtsreichen Chaumonthöhe hinan. Linden, stolze Bauten und behagliche Ruhebänke schmücken den Uferplatz. Den Verkehr auf dem See, einst die bedeutendste Handelsverbindung zwischen Genf und Basel, Rhone und Rhein, hat die Eisenbahn durch regeres Leben überboten; das neue prächtige Gymnasium am See hat gleichsam dem alten Schlosse mit der imposanten Stirnseite, den hohen Kielbogenfenstern, den viereckigen Thürmen mit Mordgängen, den Rang streitig gemacht. Die alte Grafschaft war schon seit 1290 mit Freiburg, 1307 mit Bern, 1324 mit Solothurn, 1501 mit Luzern verbürgert, wesshalb 1512, als der damalige Inhaber der Grafschaft, Herzog Ludwig von Orléans-Longeville, gegen den Willen der Neuenburger dem Könige von Frankreich in den italienischen Kriegen diente, die vier Städte ihm die verburgrechtete Grafschaft wegnahmen, eine Erwerbung, welche bald an die XII Orte überging, wonach Neuenburg als gemeineidgenössische Herrschaft durch Landvögte regiert wurde. Selbst als der Wittwe des Herzogs das Land 1329 wieder zugestellt wurde, blieb es stets unter eidgenössischem, vornehmlich bernerischem Einflusse. Nach dem Aussterben des Hauses Longeville traten fünfzehn Bewerber auf; Neuenburg wählte den König Friedrich I. von Preussen, in Aussicht auf die grössten Vortheile. Der König setzte die alte Verbindung mit der Eidgenossenschaft unbeanstandet fort, ein Doppelverhältniss, das erst 1798 in Folge der »helvetischen Revolution« abgebrochen wurde. 1806 trat Preussen das Fürstenthum Neuenburg an Napoleon ab, der es dem Marschall Berthier übergab. 1814 kehrte es in jene Doppelstellung eines preussischen Fürstenthums und schweizerischen Kantons zurück, die nach wiederholten Kämpfen, in denen der Adel sich an Preussen hielt, die Mehrheit des Volkes aber den Anschluss an die Eid-

genossenschaft durchsetzte, welche die Unabhängigkeit des Kantons anerkannte, und am 26. Mai 1857 zur Verzichtleistung des Königs von Preussen für sich, seine Erben und Nachfolger auf den Besitz von Neuenburg führte.

Das Felsenthor Pierre Pertuis.

Neben dem alten Schlosse, jetzt dem Sitze der Regierung und des Grossen Rathes, erhebt sich die alte Collegiatkirche Notre-Dame, deren Chor noch den deutsch-romanischen Styl in seiner letzten Entwickelung zeigt und wahrscheinlich Graf Ulrich von Neuenburg (1147—90) zum Erbauer hatte; die später ausgebauten westlichen Theile erhielten 1276 die Weihe. Mit Halbsäulen umstellte, rechteckige Pfeiler, spitzbogige Gewölbe und unten mit Blendbogen geschmückte Emporen bilden eine harmonische Einheit; die Dekoration ist sehr einfach und sparsam. Das merkwürdige gothische Denkmal der Grafen von Neuenburg mit fünfzehn lebensgrossen Figuren liess Graf Ludwig laut gemalter Aufschrift 1372 errichten, aber die Standbilder gehören sehr verschiedenen Zeiträumen an, manche erst dem XV. Jahrhundert; in allen spiegelt sich noch der eigenthümliche Ernst und die naive Demuth, wie die männliche Derbheit und weibliche Geziertheit jener dramatischen Zeit; die durchgängige Bemalung ruft diese Kraftgestalten zu neuem Leben auf. — Die wissenschaftlichen Anstalten, das stolze Collège und die neue Akademie, sowie zahlreiche treffliche Privatinstitute für deutsche Schweizer, welche die hier sehr rein gesprochene französische Sprache erlernen wollen, weisen auf die hohe Bedeutung, welche Neuenburg im Reiche der Intelligenz erlangt hat. Hier haben Agassiz und Desor jene Forschungen über die Gletscher vorbereitet und die warme Liebe für die Naturwissenschaft in der Schweiz auf's regste angefeuert. — Im

Solothurn.

nahen See, wo schon frühzeitig die Fischer die alten Pfähle kannten, an denen sich hier und da ihre Netze verfingen, sind die ältesten Ansiedelungen in einer Reihe von Pfahlbauten, welche allen drei Epochen angehören, wieder in die Gegenwart gerückt worden. Die Ansiedelungen aus der Steinzeit bei Neuchâtel, Hauterive, Cortaillod, Bevaix, Chez le Bart, Corcelles, Estavayer, Chevroux, Cudrefin liegen dem Ufer näher und sind weniger tief als die späteren, die Pfähle sind viel dicker und von gleicher Höhe mit dem Seegrunde. Die hier aufgehäuften Thierknochen, von den Jagden und Mahlzeiten zeugend, gehören Bären, Wildschweinen, Hirschen, Rehen, Mardern, Dachsen, sowie Büffeln, zahmen Rindern, Hunden, Schweinen und Schafen an. In irdenen Geschirren aufgefundene Cerealien bezeugen, dass die Ansiedler neben der Jagd und Viehzucht auch den Landbau pflegten. Aus den Kreidegebieten des jetzigen Frankreichs erhielten sie die Feuersteine für ihre Lanzenspitzen. Die Stationen aus der Broncezeit liegen in grösserer Entfernung und Tiefe, die meist in Gruppen oder Reihen geordneten Pfähle sind viel zahlreicher, schwächer und dünner. Bei der Pfahlbaute la Tène bei Marin fand man auch Alterthümer von Eisen; die Pfähle aus dieser dritten Epoche ragen über einen Fuss aus dem Wasser hervor, unter den Geräthen sind ausser Mantelspangen, Spitzen von Pfeilen, Lanzen, Schifferstangen, besonders die bis einen Meter langen Schwerter mit Scheiden aus gehämmertem Eisenblech bemerkenswerth, deren Zierrathen schon auf ein geläutertes Kunstgefühl deuten.

Die vielen trefflichen, milden Stiftungen Neuenburgs zeugen von der Opferwilligkeit seiner reichen Bürger für das Wohl der Gemeinde. Eine Erzstatue, 1855, ehrt David de Pury, der 1786 viereinhalb Millionen Francs für Liebeswerke, öffentlichen Unterricht und die Verschönerung der Stadt testirte. Mit dem Glanze und Adel des privaten Lebens verbanden sich auch die Künste, in welchen einige Neuenburger hohen Ruf erwarben, vor Allen Leopold Robert aus La chaux de fonds (1794—1835), dessen sonnigwarmen und naiv wahren Schilderungen italienischen Volkslebens (jetzt zumeist in Paris) das Verständniss des Volkslebens der Heimat den Lebenshauch einathmete; Albert de Meuron, Gleyre's Schüler, der in seinen Gemsjägern auf dem Anstand und in den sterbenden Soldaten Typen von unvergänglicher Kraft und Wahrheit schuf; die Familie Girardet aus Locle, die schon an Abraham einen namhaften Kupferstecher (gest. 1823) hatte, und in Charles einen trefflichen Genre- und Landschaftsmaler erhielt, der vorzugsweise dem Brienzer See seine schönsten Idyllen ablauschte, wie auch sein Bruder Edouard köstliche Blicke in das Familienleben der Berner Landleute warf. Leopold Roberts Bruder Aurèle schwang sich als Architekturmaler zu höherer Bedeutung auf.

Das Observatorium Neuenburgs ist durch elektrische Drähte mit den grossen Uhrenmacher-Ortschaften La chaux de fonds und Locle in Verbindung, die in rauhem Längenthale, wo nur dunkle Tannenwälder, Hafer, Gerste und etwas Gemüse gedeihen, gegen die französische Grenze hin liegen, durch das industrielle Leben aber in die wohlhabendsten, fröhlichsten Dörfer verwandelt wurden, wo über 34,000 Bewohner ein fast städtisches Leben führen.

Da hinauf bis zur Höhe von 1040 Meter ü. M. zieht jetzt durch lange Tunnels ein Zweig der Jurabahn, die bestimmt ist, in das Netz der grossen internationalen Linie einzugreifen. Die rasche Umwandlung von La chaux de fonds ist ein Werk der Uhrenfabrikation; 1720 zählte das Dorf nur eintausendzweihundert Einwohner, 1794 zerstörte ein fürchterlicher Brand fast drei Viertheile des Ortes; jetzt wichen die alten Berghäuser den hellen, fensterreichen und freistehenden, mit Gärten umgebenen Neubauten, und die Strassen wurden breit und gerade gezogen. Heute zählt La chaux de fonds 21,000 Einwohner, mehr als irgend ein Flecken Europas in solcher Höhe. — In gleicher Weise entwickelte sich Locle. Die aufgeweckte, an romanischen Elementen überwiegende Uhrmacherbevölkerung hat für treffliche Schulen gesorgt, nimmt am öffentlichen Leben den regsten Antheil und hat in ihrem Mitleben mit der Schweiz auch den Gesang, das Turnen und Schützenwesen mit Vorliebe gepflegt. Tags über freilich ist der Uhrenmacher an die lautlose, ungetheilte Aufmerksamkeit, wie sie die Mechanik erheischt, gebunden. Die erste Einführung der Uhrenindustrie verdankt der Kanton einem vierzehnjährigen Goldschmiedarbeiter, Richard von Lasagne, der 1665 in Locle eine von einem englischen Pferdehändler hieher gebrachte Uhr auseinandernahm, die Theile abzeichnete, und dann ohne alle Anleitung mit selbstverfertigten Werkzeugen nachahmte. Er hinterliess den Jurathälern die Kunst als Gemeingut, während sie in Genf noch als Geheimniss betrieben wurde. Spätere Arbeiter brachten aus Paris weitere Förderung des Gewerbes. Bald war auch der Schmuggel gegen Frankreich hin so bedeutend, dass die Uhrenweste eines Schmugglers hundertundfünfzig Uhren fasste. Die Ersetzung der Händearbeit durch Maschinen schärfte das Bestreben, in den feinern Werken sich auszuzeichnen

Neuchâtel.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

und erweiterte den Handel; nothwendige Folge war die durchgreifende Theilung der Arbeit, so dass jetzt Tausende von männlichen und weiblichen Arbeitern nur je einen Bestandtheil bis zur höchsten Ausbildung verfertigen. Die Arbeit einer Uhr bedarf etwa sechszig Theilkräfte. Auch im waadtländischen und bernischen Jura ist diese Industrie heimisch geworden; im Ganzen wird die Zahl der schweizerischen Uhrenproducenten auf wenigstens 75,000, und der Werth der Jahreseinnahme auf mehr als 120 Millionen Franken berechnet.

Die innere Kurve des Jura bildet hier eine Stufenfolge hoher Terrassen, die durch längliche, düstere, einförmige und abgerissene Ketten verbunden sind. Die Stirnseite dieser Mauer, von wenig vorspringenden Kämmen und Kuppen bekrönt, bildet gleichsam den ersten Balkon zu dem grossen Naturtheater, dessen Parterre die schweizerische Ebene und dessen Bühne die Alpen sind. Nach Westen zieht der Doubs mit seinen wilderhabenen Uferklüften die Wassergrenze, und im Nordosten beherrschen der Chasseral, im Südosten der Chasseron wie zwei Bastionen die Ebene. — Die Bahn durch das St. Imierthal nach Biel durchzieht eine eigenthümlich melancholische und doch durch regen Verkehr sehr belebte Hochflächegegend längs der dunkeln Jurahöhen. Auch hier hat die Uhrenindustrie als reger, luxuriöser Baumeister gewirkt und Volkspaläste für die Erziehung hingestellt. Nach Sonceboz öffnet ein durch und durch dichterisches, an Felsschroffen reiches, von der Suze durchrauschtes Engthal seine Schlünde. Wie ein bunter Teppich liegt jenseits des Passes das wasserreiche, grüne, offene Vorland vor dem erhabenen, weithin glänzenden Alpenthrone; dort lagert sich, von der Suze durchströmt, die kleine rührige Stadt Biel am Fusse des Jura, in der Nähe eines lieblichen Sees. Wiesen, Obstbäume und Gärten, Eichen und Buchen schmücken die reizende Umgebung und stattliche Villen wählten sich die prächtigsten Standpunkte für den Blick auf das Wasser und die Eisberge. — Der Charakter und das geistige Leben der Stadt waren in alter Zeit durch ihre Lage an der Grenzscheide der burgundischen und alemannischen Herrschaft bedingt; noch sprechen die Leute des nahen Juradorfs Evilard französisch und den Volksdialekt nebeneinander, und noch ist in Biel fast Jedermann mit der französischen und deutschen Sprache gleich vertraut, wie auch französischer und deutscher Kultus gleichmässig vertreten sind. Als reichsunmittelbare Stadt gebot Biel zugleich über das Erguel, das bis nach St. Imier und in den Tessenberg sich erstreckte. Von einem geistlichen Herrn des Welsch-Neuenburgerstammes gelangte die Reichsvogtei Biels an das Bisthum von Basel, und die Stadt bedurfte nun der ganzen Kraft der tüchtigen Bürgerschaft, um ihre von Kaiser Rudolf bestätigten Freiheiten dem Bischof gegenüber zu behaupten. Sie schloss daher 1352 einen ewigen Bund mit Bern, und stand diesem in allen Kämpfen getreu zur Seite.

Die Pfarrkirche von 1452 enthält treffliche alte Glasmalereien, das Rathhaus ist ein stattlicher mittelalterlicher Bau. Mitten in dem von trefflichen Weinreben umgürteten Bieler See taucht die anmuthige, waldige Petersinsel aus dem bläulichen Wasserspiegel hervor.

Hier weilte 1762 Rousseau; er war, nachdem das Parlament zu Paris die Verbrennung des »Emile« und die Gefangensetzung des Verfassers beschlossen, auf Berner Gebiet geflohen, in der Meinung, in einem freien Lande zu sein. Aber der Hirtenbrief des Erzbischofs von Paris gegen ihn, und noch mehr die Verbrennung seines »Emile« in Genf durch Henkershand, bewogen die Patricier Berns, ihm die rasche Räumung ihres Gebietes anzuempfehlen. Er fand durch den Gouverneur von Neuenburg, Lord Keith, ein Asyl in Moitiers im Traversthale, erbitterte aber durch neue Schriften seine Gegner so, dass nun selbst die Landleute gegen ihn,

als den Antichristen, aufgestachelt wurden, nicht ahnend, dass der Grundgedanke seiner Werke die Verherrlichung des Volkes war. Nach dritthalbjährigem Aufenthalt entwich er, nach seiner Aussage von Steinwürfen verfolgt, (die Bridel eine Vision der gespannten Eigenliebe des ehrlichen Rousseau nennt) auf die Petersinsel, brachte hier zwei Monate mit Musiciren und Botanisiren zu, betrieb Landwirthschaft und legte eine Kolonie von Kaninchen an. Gegen überlästige Besucher bediente er sich einer Fallthüre über dem grossen Ofen. Er hoffte in dieser Einsamkeit das selige Eiland gefunden zu haben, wo man schläft, où l'on fait plus, où l'on fait nulle chose. So wie der Tag anbrach, eilte er auf die Terrasse, schaute über den See hin, in andächtigem, träumerischem Genusse die Gottheit ehrend, warf sich Nachmittags ganz allein in den Kahn, irrte umher, hie und da dem Ufer sich nahernd, aber nicht anlegend, überliess den Nachen dann der Luft und dem Wasser und ergab sich gegenstandslosen Phantasien. »O Natur! o meine Mutter! rief er, sich mich unter deinem allmächtigen Schutze, keine List der Menschen legt sich hier zwischen dich und mich! ach wäre der kleine See der Ocean!« — Jeder ausserhalb der Insel zugebrachte Tag schien ihm ein Abbruch an seinem Glücke, ja er wünschte, die Herren von Bern möchten ihn hieher verbannen. Plötzlich erhielt Rousseau einen Brief vom Amtmann von Nidau mit dem Befehle der Berner Regierung die Insel und den Staat zu verlassen. Schiller hat ihm den Nachruf geweiht: Sokrates ging unter durch Sophisten, Rousseau leidet, Rousseau fällt durch Christen, Rousseau, der aus Christen Menschen wirbt.

In einer Stunde durchläuft der Bahnzug das »milde« Land am Fusse des Jura von Biel nach der malerischen Hauptstadt des Nachbarkantons Solothurn, die nun vermöge des Einzuges der Schienen von Genf, Bern und Zürich durch ein neues »Verkommniss« wie einst zu Stanz, in den modernen Städtebund der Eidgenossenschaft aufgenommen ist. Schon 1832 fielen die Befestigungen, die alten Wälle, Quaderschanzen und Gräben. Der Kanton ist reich an altrömischen Erinnerungen; Reste der römischen Kunststrasse (des »Heidenwegs«), welche Aventicum mit Salodurum verband, blieben erhalten, römische Familienmünzen wurden aufgefunden, welche eine frühe Ansiedelung bezeugen; Apollo, Epona, Mercur wurden hier verehrt. Beim alten Kirchthurm kamen geschnittene Steine, Münzen, römische Lampen und Gefässe zum Vorschein; römische Grabschriften wurden in der Halle des Rathhauses, eines Barockbaues mit stumpfem Thurme, eingelassen. Die Römerstrasse lief dem Fusse des Jura entlang über Attiswyl, wo unter dem Freienstein Bruchstücke von römischen Gefässen und Ziegelbauten, ja sogar Scherben ältester keltischer Zeit ausgegraben wurden; zu Olten fand man römische Grabsteine; von Grenchen bis Bellach trifft man keltische Grabhügel aus römischer Zeit mit römischen Erzmünzen und Bronzegefässen, auch Opferstätten, Münzen von Augustus an und bronzene Votivtäfelchen.

Die Bekehrung Solothurns zum Christenthum wird zwei römischen Kriegern der bei St. Moritz erlegenen Thebanerlegion, Ursus und Victor, 302, zugeschrieben. Die den beiden Heiligen geweihte, an die Stelle des alten Gotteshauses getretene, gegenwärtige Kathedralkirche, ist ein seiner Zeit hochberühmtes, 1769 von Pisoni aus Locarno unter des Bauherrn Suri Leitung vollendetes Bauwerk. Das Innere ist im Kleinen der St. Peterskirche, das elegante Aeussere der Façade von San Giovanni de Fiorentini in Rom nachgebildet. In der alten romanischen Kirche lag auf der Südseite des Chors eine besondere Kapelle mit dem Altar Mariä, für den das berühmte, noch in Solothurn befindliche Bild der hl. Jungfrau mit dem priesterlichen St. Martin und dem ritterlichen St. Ursus von Holbein gemalt wurde. Schon 1295 mit dem jugendkräftigen Bern verbunden, half die Stadt diesem am Dornbühl (1298), und schloss dann 1308 einen ewigen Bund mit Bern.

Als der stets von Geldmangel bedrängte Graf Rudolf von Kyburg Pfandschaften von Solothurnern eigenmächtig an Oesterreich verkaufte, schützte die Stadt die Geschädigten

Die Stiftskirche St. Ursus zu Solothurn.

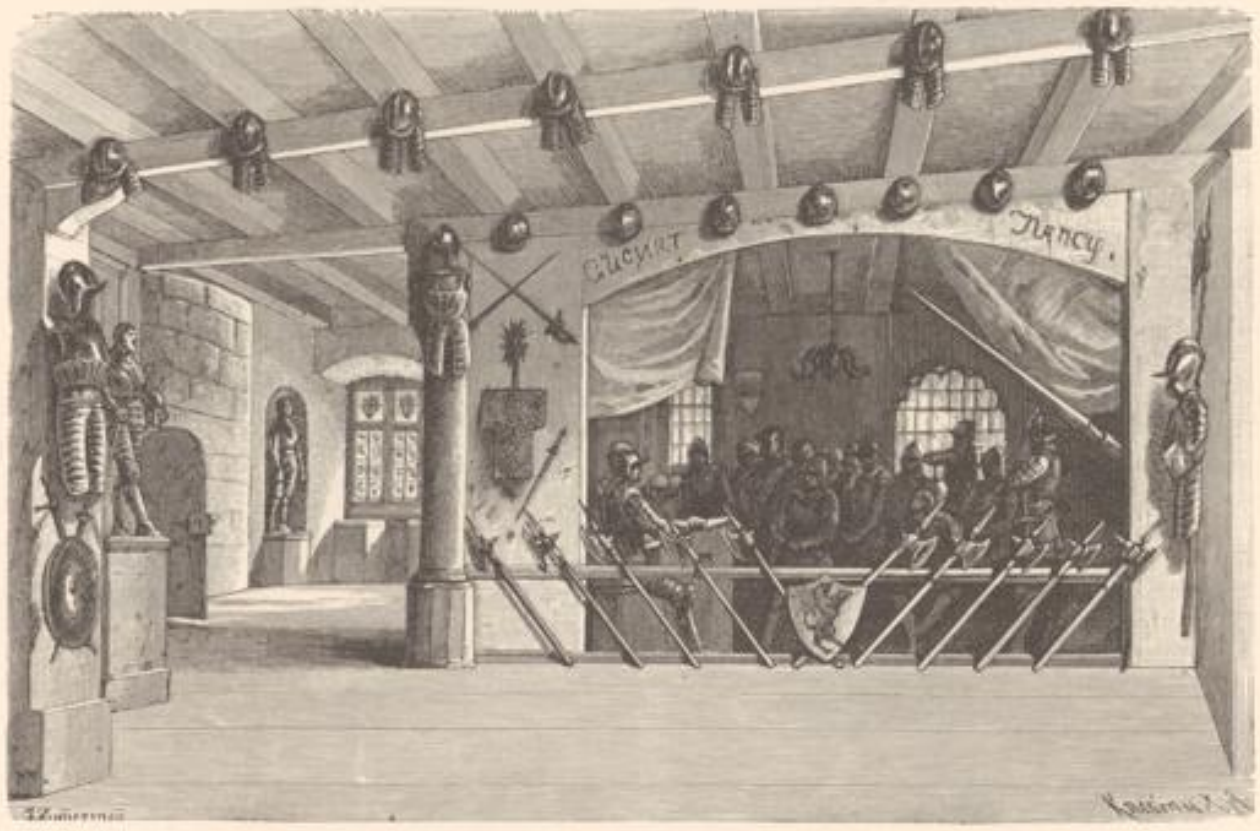
und verweigerte die Bezahlung der neu auferlegten Zölle. Da entschloss sich Rudolf (1382) in Gemeinschaft mit dem verwandten hochburgundischen Grafen Thiébaut von Neuchâtel, sie mit einer Kriegerschaar Nachts zu überfallen; Rudolfs Anhänger in der Stadt, zu denen die Chorherren des St. Ursusstiftes gehörten, legten die Glocken der St. Ursuskirche still und das Haus des Hans von Stein, dessen Hof einen Ausgang durch die Stadtmauer hatte, sollte als Einlass dienen. Aber ein Bauer, Hans Roth von Rumisberg, hatte den Plan der am 10. November anrückenden Schaar zufällig vernommen, »dass die frommen Burger in Solothurn also jämmerlich im ersten Schlaf in ihren Betten sollten erwürgt werden«, und eilte den Wächter am Eichthor zu warnen. Der Schultheiss befreite die Sturmglocken und die Bürger stürzten zur Mauerwehr. Der Feind begnügte sich mit Zerstörung der Landhäuser, die Solothurner aber eilten aus der Stadt und schlugen die Unternehmer der Mordnacht. Die Kyburger mussten schliesslich verzichten, ohne die Bewilligung von Bern und Solothurn einen Krieg anzufangen, und traten jene Pfandschaften, die Edelsitze Balm und Altrau, an Solothurn ab. Von den Nachkommen Roths erhielt je der älteste ein roth und weisses Ehrenkleid. 1481 wurde Solothurn nach seiner ruhmvollen Mitwirkung in den Burgunderkriegen auf jener

denkwürdigen Tagsatzung zu Stanz in die Eidgenossenschaft aufgenommen. — Als Kaiser Friedrich gegen die nach Selbstständigkeit trachtenden Grossen den schwäbischen Bund unter der Leitung Oesterreichs geschlossen, die Schweiz aber im Interesse ihrer Freiheit, da sie nur den Lasten des Reichs sich hätte unterziehen sollen, dem Bunde nicht beitreten wollte, und die Umwandlung des heiligen römischen Weltreichs in den Anschluss an ein bloss deutsches Königreich ihr widerstrebte, da entbrannte der Zorn der Herren von Schwaben und Elsass gegen die »Küher«, und sie häuften Schimpf- und Spottlieder auf die Schweizer und drohten mit Wegnahme der Städte.

Dem 1498 geschlossenen Freundschaftsvertrag der rhätischen Bünde mit den Eidgenossen antworteten die Gegner mit der Besetzung des Münsterthals, und der Krieg entbrannte von Tyrol bis zum Sundgau; die Schweizer überschritten den Rhein und erkämpften glänzende Siege bei Fussach und im Hegau; die schwäbischen Städte schoben den Krieg immer mehr auf Oesterreich und die Fürsten. Noch siegten die Schwaben bei Schwaderloo und im Thurgau, aber die Eidgenossen, in dreimal schwächerer Zahl den Feind angreifend, rächten sich, erschlugen mehr als tausend, und bewährten dann im Kleggau, am Roienberg und an der Calven ihre altbekannte glänzende Tapferkeit. Auch im Jura war der Kampf entbrannt; sechshundert Eidgenossen hatten im Bruderholz viertausend Angreifer abgewehrt. Durch das Birsthal über Münster konnte von hier die Westschweiz bedroht werden, voran Solothurn. Im Elsass führte Graf Heinrich von Fürstenberg als königlicher Feldherr den Oberbefehl, fiel in's Birsthal ein und besetzte rasch oberhalb des bei der Schartenfluh auf einem Felsen gelagerten Solothurn'schen Schlosses Dornach die von Laufen niederziehenden Strassen. Schon zogen fünfzehntausend Mann gegen das Schloss und schlugen unten das Lager auf. Die Solothurner, obgleich in sehr geringer Zahl, eilten schleunigst herbei und drangen unbemerkt bis zur Lichtung des Waldes bei Gempen vor, wo sie den Feind überschauten. Rasch folgten die Zürcher, und als auch die Berner kamen, wagten die zu dreitausend Angewachsenen gegen Abend den ungestümen Angriff auf die sorglosen Gegner. Die Verwirrung war fürchterlich, doch vermochten die feindlichen Reiter den Kampf nochmals zu ordnen und die umzingelten Schweizer in die grösste Gefahr zu bringen. Da trafen im Wendepunkte zwölfhundert Mann von Luzern und Zug ein und halfen zum abermaligen blutigen Siege. — Der Schwabenkrieg hatte die völlige Lösung der Schweiz vom Reiche zur Folge; im Basler Frieden 1499 wurde sie frei von der Reichskreiseintheilung, den Reichsgerichten und der Reichswehrpflicht erklärt.

Im Arsenal Solothurns bezeugt die bedeutende Waffensammlung, gewölbte, zugespitzte, flache Brustpanzer, Aermel, Beinschienen mit reichen Verzierungen, verschiebbare oder mit Hacken befestigte Visire mit runden, senkrechten oder kreuzförmigen Oeffnungen, oft mit den zierlichsten Ornamenten, die Lanzen, Hellbarten und Morgensterne, vor Allem aber die eroberten Fahnen und Büchsen aus den Burgunderkriegen, ein Banner aus Murten, eines aus Nancy, zwei Banner aus Dornach, die grosse, ernste Heldenzeit Solothurns. In der Mitte des XVI. Jahrhunderts erhielt die Stadt massive Befestigungsthürme und gut gebaute Thore. Am Rathhause, einem unregelmässigen Bau mit mehreren Thürmen, wurde erst 1634 die sehr kunstreiche Wendeltreppe errichtet. Der viereckige aus der Burgunderzeit stammende Zeitglockenthurm auf dem Markte, aus Kalksteinquadern rauh bossirt, schwarz-

grau und fensterlos, erhielt 1545 ein künstliches Uhrwerk mit Krieger und Tod, und 1564 den Helm. — In der Reformationszeit waren in Solothurn den sich mehrenden »Neugläubigen« schon einige Kirchen eingeräumt worden, und die Stadt sandte auf die Mahnung Berns Truppen gegen die V katholischen Orte, aber nach der entscheidenden Niederlage der Reformirten bei Kappel hielt die Mehrheit der Räthe und Bürger wieder am alten Glauben fest, zumal die V Orte die Kriegsschuld zu schenken versprachen, wenn Solothurn die neue



Im Zeughaus von Solothurn.

Lehre in seinem Gebiete unterdrücke. Umsonst versuchten jetzt die Reformirten mit Hülfe des Landvolks (1532) einen Gewaltstreich; er wurde verrathen und sie mussten sich in die Vorstadt zurückziehen. Das Abwerfen der Brücke deuteten die Katholiken als Kriegserklärung und schon sammelten sie sich im grossen Kirchhof der Stiftskirche und führten Kanonen an das Ufer der Aare. Da trat, als der erste Schuss das Bürgerblutbad beginnen sollte, der hochherzige katholische Schultheiss Niklaus Wengi muthvoll vor den Lauf der Kanone und rief: »liebe, fromme Bürger, so ihr willens sin hinüber zu schiessen, will ich der erste Mann sin, der umbkommen muss, betrachtet und erdauret die Sachen bass!« — Niemand wagte zu schiessen. Die Eidgenossen vermittelten, dreissig Gemeinden hatten aber zum katholischen Glauben zurückzukehren. Auf der Kreuzhöhe wurde 1813 dem Schultheiss Wengi der vierzehn Fuss hohe Wengigranit durch eine Inschrift geweiht.

Eine eigenthümliche Umwandlung der Sitten Solothurns, das durch den regen Antheil an den fremden Kriegsdiensten, in welchen sich manche Solothurner durch Muth und Tüchtigkeit auszeichneten, schon die Einfachheit des Lebens verloren hatte, verursachte die Verlegung

des Sitzes der französischen Gesandtschaft hierher. Wie es damals mit dem Kriegsbündniss mit Frankreich stand, zeichnet auf's deutlichste der Bericht des Botschafters Harold von S. Romain an Ludwig XIV., 1676:

Der kleinste Kanton, der dem König nur zweihundert Soldaten stellt, glaubt sie so theuer als möglich und unter den anmassendsten Bedingungen verkaufen zu müssen. Wer es hierin auf's höchste treibt und auf die unmässigsten Forderungen anträgt, der gefällt dem grossen Haufen und gilt im Rathe für den eifrigsten Patrioten. Die Jahrgelder und Gnadengeschenke, die man zu allen Zeiten den Privatpersonen gegeben hat, hemmen oft den Gang unserer Geschäfte; denn alle diese Leute, die man die Freunde in jedem Kanton nennt, suchen immer nur neue Hindernisse zu erregen, damit man ihnen für die Beseitigung derselben wieder Geld gebe. Diese Politik herrscht besonders in den sechs katholischen Kantonen, die seit 1587 mit Spanien verbündet sind, und dieses sehr lieben und gut bedienen, obschon ich unablässig den Schweizern vorstellte, dass nur ihr Bündniss mit Frankreich der ganzen Eidgenossenschaft Hülfe verspreche und folglich die Erhaltung des helvetischen Bundes zu erhalten strebe, das Bündniss mit Spanien dagegen die Schweizer zu trennen suche. In manchen Kantonen, z. B. Bern, geschieht es zuweilen, dass der ganze Kleine Rath, der aus den ersten Männern des Kantons besteht, einstimmig sich für Frankreich ausspricht, der Grosse Rath aber, der eigentliche Souverän, gerade das Gegentheil verfügt. Die Schweizer merken wohl, dass wir bloss wegen ihrer Truppen in unsern Diensten an ihnen hängen, und dass der Vortheil, den wir während eines wichtigen Krieges daraus ziehen, uns sehr am Herzen liegt; das macht sie kühn und in vielen Dingen hart gegen uns; dagegen behandeln sie das Haus Oesterreich, das ihres Dienstes nicht bedarf, mit der grössten Schonung; sie fürchten immer eine Beleidigung von dorther, und wollen sich weder der Schmach, so etwas geduldig aufzunehmen, noch der Gefahr eines Krieges aussetzen, denn man kann zuverlässig behaupten, dass jetzt die Schweizer mit Niemandem Krieg führen wollen, auch keine stehenden Heere unterhalten mögen, sondern stets in Zeiten des Krieges strenge Neutralität beobachten. Freiburg und Solothurn betragen sich unter allen Kantonen am besten gegen uns. Beide lassen ihre Truppen in unserm Solde, je zehn bis zwölf Compagnien, überall dienen, wo wir wollen.

Der französische Botschafter hielt in Solothurn einen förmlichen Hof, beim Antritt der Botschaft gingen die Abgeordneten der eidgenössischen Orte jedesmal dorthin und erhielten dann nach der Beglaubigung der Gesandtschaft jene Gelder und Verheissungen. Ja 1729 lud der Graf von Bonnac eine Tagsatzung nach Solothurn und liess 376 Personen und 324 Pferde auf seine Kosten unterhalten, die Gesandten mit »fabelhaft prächtigen« Mahlzeiten, Bällen, Feuerwerken und Geschenken überraschen. Die Staatsverträge über die Soldtruppen hatten sich in Militärkapitulationen umgewandelt, doch standen zur Zeit des Aachener Friedens 1748 noch 76,740 Schweizer in Diensten Frankreichs, Sardiniens, Spaniens, Oesterreichs, Neapels, Hollands und des Papstes. Noch 1777 fand ein Bundesvertrag mit Frankreich statt, angesichts der von Osten drohenden Gefahr. Doch Genf, Neuenburg und das Bisthum Basel wollte man nicht in das Bündniss aufnehmen. Die Sonderung hatte sich gleichsam auszuleben, bis mit Sturm die Einheit über das Land kam, die Mediationsverfassung dann die Kantonalsouveränetät in freierer Weise durchführte und die veralteten Zustände durch die Stürme des Jahres 1830 und die neue Bundesverfassung von 1848 für immer abgeschnitten wurden.

Die neue Organisation des Bisthums Basel erhob Solothurn 1828 zum Sitz des Bisthums, aber der Versuch des Bischofs, die theokratischen Ziele den national-politischen wieder voranzusetzen, fand an der weltlichen Macht den kräftigsten Widerstand; die Basler Diöcesanvorstände setzten den ihren Verordnungen sich widersetzenden Bischof ab (1873), und die Verkündigung der Unfehlbarkeit des Papstes zog eine Trennung der Altkatholiken der Schweiz von den Neukatholiken nach sich, welche zur Errichtung eines eigenen, vom Staate anerkannten nationalen Bisthums führte. Der Bischof von Basel verliess Solothurn und zog sich nach Luzern zurück.

Weissenstein.

Der Volksschlag des Kantons ist ein noch ziemlich scharf unterschiedener; die Bucheggberger und Kriegstetter sind gedrungener, die Leberberger und Thalbewohner grösser, aufgeräumter, die Schwarzbuben schlanker, gewandter, mit sprechenderen Zügen. Die Solothurner Frauentracht ist auf dem Lande dem kleidsamen Berner Schnitte nachgebildet; noch sieht man die weissen Hauben und die farbigen Jüppen mit langer, dunkler Gestalt, noch das silberne Kränzchen der Mädchen und das rothseidene, durch die Haare geschlungene Band. Der Arbeitsamkeit der Landleute gilt das Solothurner Lied:

Rüehret, rüehret eure Glieder
Lömm mer d' Zit nit lär vergoh
Kei Minute chunt ech wieder
Bruchet se, jetzt isch si do.

Schaffä muess, wer recht will läba,
Schaffä muess er, denn vergäba
Git is dä dört oba nüt;
Schaffet, schaffet, liebi Lüt! —

Das Obst wird sorgfältig gepflegt, Getreide gedeiht über Bedarf, der Feldbau ist kaum irgendwo blühender, aber das Klima erlaubt nicht die freie Pflanzung der Rebe; mannichfach greifen die Berge der Umgebung in die Industrie ein. In der Nähe der Stadt, wo der schöne »Solothurner Marmor« gebrochen wird, liegt in enger »Kluse« die berühmte Verena-Einsiedelei, zu welcher an Grotten, Höhlen und Felsschlünden hin ein von Gehölz beschatteter Pfad an den Ufern des Bachs emporgeleitet. Granit- und Gneisblöcke (»Geissberger«) melden von den Naturwundern. Zwischen zwei hochhängenden Felsschroffen liegt die Kapelle, wo Verena ihre Legende durchlebte. Zahlreiche verwitterte oder moderne Schlösser bekrönen die von Engpässen und Schluchten durchsetzten Jurahöhen. Der Passwang mit seinen steilen Waldgehängen, und der Gempenstollen mit seinem herrlichen Blick über den Rhein dringen schon in den Kanton Basel vor. Am freiesten und die Alpen weithin beherrschend ragen die Hasenmatte, eine im Sommer oft bei Mondlicht bestiegene romantisch waldige Anhöhe, und der Weissenstein auf, wo aus den Fenstern der hochgelegenen Molkenkuranstalt über das reichbebaute Aarthal und die malerische Westschweiz hin die gesammte Schweizer Alpenkette wie ein erleuchtetes Diorama hervortritt,

während auf der Terrasse am Fuss der Alp Burg, von kräftigen Wäldern und Wiesen umgürtet, das Bad Lostorf mehr die Anmuth, auf der vom gewaltigen Hauensteintunnel durchsetzten Höhe die Frohburg die Lichtwunder der Alpenwelt vorführt. Oberhalb der geräuschvollen Station der schweizerischen Eisenbahnen, bei dem wohlhabenden, alten Städtchen Olten bietet die Zinne des auf hohem Kegel aufragenden Sälischlössleins wohl den wonnigsten Blick über alle Nachbargaue und die Ketten der Schneewipfel, während den Mittelgrund Rothtannen, Weisstannen, Eichen und Buchen durchziehen.

Ostwärts von Solothurn führt die Bahn wieder in den Kanton Bern nach dem stattlichen Pfarrdorfe Herzogenbuchsee, dessen Gotteshaus (1108) von Agnes von Rheinfelden, Gemahlin Berchtolds II. von Zähringen, an die Abtei St. Peter im Schwarzwalde vergabt, und erst 1577 von dieser an die Stadt Bern verkauft wurde. Westwärts über Biel zurück mündet die Bahn in den Nordast der Jurazüge. Ein viertelstündiger Tunnel durchsezt den Berg und verbindet Sonceboz mit Tavannes; dort öffnete sich schon zur Römerzeit die berühmte Petra pertusa (Pierre pertuis) als mächtige Naturpforte für die grosse Strasse. Noch erzählt die ergänzte Inschrift, dass hier der kaiserlichen Hoheit zu Ehren der Weg durch Marcus Dunnius Paternus, Duumvir (Verwaltungsvorstand) von Aventicum, ausgeführt worden. Das Thor bildete die Grenze der helvetischen und rauracischen Provinz. Ungestüm stürzt hier die Birs aus bemoosten Felsen hervor und greift sogleich in die nahen Mühlenräder ein. Aus dem Bogen der Pforte leuchtet gegenüber das anmuthige Kleinbild von Tavannes hinter Tannen und reichen Feldern hervor. Eine malerische Felsschlucht von kühnstem Aufbau der einschliessenden Wände, deren Schichten wohl siebenmal bis zur Krönung wechseln, führt nach dem stattlichen Flecken Münster (Montier Grandval), dessen Benediktinerabtei schon in der Mitte des VII. Jahrhunderts gegründet, 1100 durch Bischof Burkhard von Basel in ein weltliches Chorherrenstift umgewandelt wurde. Nordwärts schliesst das Engthal seine hochgethürmten waldbekrönten Felsmassen hart an die Birs an, die über Felsblöcke und Hänge niederrauscht und erst bei dem Eisenwerke von Courendelin wieder durch sonnige Ebene zieht.

In dem fruchtbaren, gut angebauten Thale von Délémont ist reges Leben; über 150,000 Centner Eisen werden hier jährlich ausgebeutet, Undervelier bearbeitet Schmiedeisen, Rondez und Choindez Gusswaaren zu Gas- und Brunnenleitungen und Eisenbahnmaterial, Lucelle Doppelguss für Maschinenbau. Der weitläufige Schlossbau der kleinen Stadt Délémont (Delsberg), die sich über dem Sonceflüsschen mit breiten Strassen und reinlichen Häusern lagert, diente einst den Bischöfen von Basel, abwechselnd mit dem benachbarten Pruntrut, zum höfischen Sitze, denn das Bisthum bestand aus zwei Landestheilen, deren nördlicher Theil mit Delsberg, Pruntrut, St. Ursitz, Zwingen, Pfeffingen und Birseck ein Glied des deutschen Reiches war und dann im Frieden von Campoformio einige Zeit an Frankreich kam. Jetzt ist der bischöfliche Palast schweizerische Schulresidenz. — Nördlich von Pruntrut liegt der Hafnerort Bonfol, der darlegt, wie das Pruntruter Material zwar schwer, plump und von Bauernform ist, aber durch Feuerbeständigkeit sich auszeichnet. Von Delsberg führt die Bahn nordwärts durch das ehemalige Bisthum Basel, wo noch gegenwärtig auf Felsen, Waldhügeln und Bergspitzen die Burgen thronen; hier die Ruine der trotzigen Vorburg, des Stammhauses gepanzerter Bischöfe und gefürchteter Raubritter,

mit dem Kirchlein darüber, das Papst Leo IX., der in der Baseler Diöcese geboren, 1015 stiftete, dort das stolze Schloss Saugern (Soyhière) mit zerspaltener Stirn, jetzt im Besitz des um die Landeskunde viel verdienten August Quiquerez; dann wo die Berge auf's Neue zusammenrücken, die Birs schäumend ihr Bett tiefer legt, die Gehänge bald rauh, bald in Stufen und mit lieblichen Matten bekleidet sich thürmen, die Kalksteinmassen zu phantastischen Formen sich gestalten, tritt plötzlich Schloss Angenstein vor den Bahnzug und versperrt mit seinem von Moos und Epheu umschlungenen Burgthurm den Ausgang, aber ein weites Bogenthor durchbricht die Vorhut des Engpasses, dessen Wände Tannendunkel und graubraune Felsen bilden, wo einst auf den Burgen der Vorsprünge die mächtigen Grafen von Thierstein befahlen. Mit den Ruinen Pfeffingens schliessen die schluchtigen Pässe. Jetzt stossen Bern, Solothurn und Baselland in dem romantischen Burglande zusammen, und von dem Dornachschlosse singt die Heldenmuse das Epos der letzten Schlacht der alten Befreiungskriege von Oesterreich. Links krönen die Ruinen der Landskron, einst im Besitze der Freiherren von Mönch, den aussichtsreichen Hügel, und links klagen noch Trümmer der Ritterzeit über die aufrührerische Volksfreiheit. An die Burg Birseck lehnt sich gegen das anmuthige Arlesheim hin ein zum englischen Garten umgewandeltes felsen- und höhlenreiches Gehänge mit Klausen, Grotten, Denkmälern, Strohhütten und Wasserfall. Von Reichenstein steht nur noch der Thurm, der eine herrliche Landschaft beherrscht, Mönchenstein hat jetzt statt trotziger Freiherren im Innern häusliche Bauern zu Füssen. Eine weite, reiche Ebene entfaltet ihre Fruchtfülle.

Die Galluspforte am Baseler Münster.

Am Eingange der Schweiz nordwärts von der höchsten Jurakette, zwischen dem Schwarzwalde und den Vogesen breitet sich, von dem mächtigen, gegen zweihundert Meter breiten Rheine durchströmt, die alte Stadt Basel in malerischer Entfaltung an beiden Ufern aus. Auf dem linken erhöhten Plateau lagert sich in weitem Halbmondbogen Grossbasel auf zwei Anhöhen und deren Ausläufern aus, am rechten Gestade bettet sich auf ebener Fläche Kleinbasel in kleinerem Rechtecke an den Strom. Wie hinter zwei grossen Villen ziehen reichgepflegte Gärten, ergiebige Rebgelände, Pflanzungen mit den zartesten Gemüsen und lockende Laubholzhaine zu den dunkelbewaldeten, umkränzenden Höhen hin. Den schönsten

Anblick bietet die Stadt vom Uferspaziergange von Grosshüningen her, und von der Rheinschanze beim St. Johannthor. Der Kleinbaseler geschlossenen Häuserreihe gegenüber, die ein imposanter, aus einem Kloster zur Kaserne umgewandelter Bau einleitet, ragt über dem bewegten Strome in sicherer Ruhe das rothbraune, aus Riehener Sandsteinquadern erbaute Münster mit seinen hohen gothischen Doppelthürmen an der höchsten Stelle auf, und der bunte Kranz der Bürgerhäuser, anfänglich nur seine alten, ärmlichen, vielfensterigen Holzgallerien dem Flusse zuwendend, sendet weiterhin, von alten Kirchthürmen unterbrochen, unter reichern Neubauten grüne Gehänge und malerische Baumgruppen zum Wasser nieder. Die Höhen von St. Margarethen und Bruderholz führen die Stadt in ihrer ganzen Längenausbreitung und im Reichthum der harmonischen Farben und Linien vor Augen. Der Dichter Mähli (von Basel) singt:

Kei schöner Plätzli wit und breit
Kei schättigers ka's ge
Und wer sich in der Seel nit frait
E Sonderling isch dä.

E so en Ussicht gibts nit bald
Und zhinderst lauft der Rhi
Nu wie ne schmale Silberspalt
Wie wit mags ebbe si?

Vor den rechtsuferigen, aussichtsreichen Höhen des Grenzacherhorns, vor Chrischona und Tüllingen (St. Ottilien) liegen die reichen Weinhügel von Grenzach, Riehen, Weil und Haltingen, zwischen die sich das Wiesenthal mit seinen Laubwäldern lagert. Den Hintergrund schliesst die Gebirgskette des dunkeln romantischen Schwarzwaldes mit den duftblauen Kuppen des Feldbergs und Blauens. Das reiche, weite Thal durchfluthend, biegt hier der Rhein nach Norden ab und eröffnet die alte grosse »Güterstrasse zum Ocean.« Jetzt ist die Friedensmission des Handels aus dem unsichern Element auf die eisernen Schienen verlegt. Mehr als die Hälfte der schweizerischen Einfuhr zieht durch Basel, und Industrie und Handel haben die gegenwärtige Blüthe der Stadt gezeitigt. Namentlich der Fabrikation von Seidenbändern, die bereits im XVIII. Jahrhundert in Aufnahme kam, verdankt sie eine der reichlichsten Quellen ihres sprichwörtlich gewordenen Wohlstandes. Schon 1586 hiess es: Besonders wird auf alle Weis Seiden und Sammt gemacht mit Fleiss. Italienische Seide wurde sowohl in Zürich als in Basel seit dem XIII. Jahrhundert auch für das Ausland verarbeitet. Die Zunft der Posamenter hatte hiezu einschiffige Stühle und der Weber warf die Schifflein hin und her. Als Ende des XVIII. Jahrhunderts in Frankreich und den Niederlanden die mehrschiffigen Webstühle Eingang fanden, widersetzte sich die Zunft umsonst gegen die »Bändelmühlen«, und das Verbot des Raths, bei Strafe der Wegnahme der Bandstühle für jemand andern, als für die Fabrikanten des Kantons zu arbeiten, vermochte die Forderungen der Neuzeit nicht mehr zu hemmen. 1837 wurden in Basel 46 Bandfabriken mit 1550 Fabrikarbeitern gezählt; später arbeiteten in der Stadt gegen 1500, auf dem Lande gegen 5000 Bandstühle. Palastartige Gebäude, einige sogar mit 900 Stühlen, erhoben sich, und Kleinbasel erhielt nicht nur durch seine Erweiterung gegen die badische Bahn hin, sondern auch durch diese Bauten und die vor denselben gepflegten Anlagen neue Züge in seine Physiognomie; das Hauptabsatzgebiet ist gegenwärtig England. In der Bandfabrikation ist die Floretseide immer mehr an die Stelle der Seide getreten, für die Faillebänder allein kommen in Basel gegen 300.000 Kilos Floretseide zur Verwendung. Die Produktion der sieben Spinnereien der Stadt beträgt jährlich etwa 700,000 Kilos.

Dass der tüchtige, bedächtige und vorsichtige Bürgersinn der Stadt ihre Selbstständigkeit wahrte und den Reichthum brachte, ist der Kern ihrer Geschichte. Noch jetzt lebt der reiche Familienvater einfach und haushälterisch, der Luxus beschränkt sich wesentlich auf den gediegenen Glanz des Hauses und allfällig auf edle Pferde und schöne Wagen. Standesgeist, Stammbaum und Vermögensgrad bedingen zum Theil noch die politische und die kirchliche Stellung, aber der schroffen Ansicht fehlt selten eine milde Form und das Interesse für das öffentliche Leben ist ein allgemeines, der Fortschritt ein allmähliger, aber steter. Bis zu den letzten Berufen hinab ist der Sinn für geistige Unterhaltung und Interessen rege, wenn auch der Basler meist dem Neuen eine kühle, behutsame, gemessene Haltung entgegenbringt, und die geistige Entwickelung vorwiegend von aussen und von unten herauf ihre Hauptbewegung erhält. Der streng kirchliche Sinn, der namentlich bei den Reichen herrscht, äussert sich nicht nur in grossen Geschenken an das Missionshaus, die separatistischen Vereinshäuser und andere kirchliche Anstalten, sondern auch in grossartiger, liebevoller Wohlthätigkeit. An eidgenössischen Festen zeigt der Bürger nicht nur seine Zuvorkommenheit, sondern auch seinen sinnigen Geschmack, seine Freude am Schönen, denn Wissenschaft und Kunst, auch von den Kaufleuten geschätzt und gepflegt, bilden gleichsam den Revers der Handelsmünze. Die Musik steht in keiner Stadt der Schweiz auf höherer Stufe als in Basel. Ein eigenthümlicher Zug in der Geschichte der wissenschaftlichen Begabung der Bürger ist, dass in einer Anzahl von Familien gewisse Zweige des menschlichen Wissens gleichsam als »Familienangelegenheiten« gepflegt worden sind. So glänzten die Buxtorf in den orientalischen Sprachen, die Bauhin in der Naturgeschichte, die Zwinger in der Heilkunde, vor allen aber zeichnete sich die Familie der Bernoulli durch eine ganze Reihe trefflicher Mathematiker aus. Ihnen zu Ehren hat auch die neue Anstalt für die Pflege der Naturwissenschaften den Namen Bernoullianum erhalten. Unter den acht bedeutenden Mathematikern ihres Namens zählen sie drei ersten Ranges; ja der mathematische Lehrstuhl war während hundertundfünf Jahren stets von einem Bernoulli besetzt. Die Familie stammte aus Antwerpen, wurde bei den Religionsverfolgungen unter Herzog Alba nach Frankfurt getrieben und Jakob Bernoulli erwarb sich 1622 in Basel das Bürgerrecht.

Auch andere bedeutende Basler Familien, von denen einige zu den zahlreichsten zählen, kamen erst im XVI. und XVII. Jahrhundert nach Basel, die Burckhardt aus St. Truttpert im Breisgau wurden 1523 in's Bürgerrecht aufgenommen, die Merian aus dem Delsbergischen 1529, die Bischof aus Burgund 1520, die Socin aus Bellinzona 1555, die Laroche (ursprünglich Hebdenstreit) aus Thüringen 1591, die Vondermühl aus dem Nassauischen 1681, die Sarasin aus Lothringen 1628, die Vischer aus Kolmar 1649, die Paravicini aus Bünden 1677 u. s. f. Die Einwohnerschaft hat in den letzten Jahrzehnten bedeutend zugenommen; von 1575 bis 1815 zählte die Stadt gegen 16,000 Seelen, 1837 dagegen 22,314 und im Landbezirk 2117; 1877 zusammen 53,000. Der Basler Chronist Andreas Ryff berichtet, dass unter den neun Bisthümern am Rheinstrom, »so man pflegt die Pfaffengasse zu nennen, da an keinem Fluss von Europa sonst so viel Bisthumb gelegen sind, Basel von den Welterkundigern »das lustigste« (wegen seiner Gelegenheit) genannt wurde, während Chur das höchste (gebirgshalber), Constanz das grösste (begriffshalber) hiess.« Diesen Ruf der Lustigkeit geniesst Basel nicht mehr, aber in der Freude am geistigen Vergnügen wird es wohl

von keiner Schweizerstadt übertroffen. Doch ist dem Basler die Vorliebe für gutes Essen und Trinken geblieben und die Zunftessen haben sich sogar als Leistungsmassstab der schweizerischen Verdauungskraft einen Namen gemacht. Als ein Hauptleckerbissen gilt der Lachs, der schmackhafteste Fisch der Schweiz, der im April und Mai unter dem Namen Salm in geordneten Schaaren aus dem nordischen Meer in den Rhein zieht, um zu laichen. An

Klein-Basel.

der Stadt vorüber setzt er seine Reise stromaufwärts bis gegen die Stromschnellen hin fort, während Gitterkasten, Fallen und Netze seiner harren. Einen noch verbreiteteren Ruf haben sich die Basler Leckerli gemacht, ein in alle Welt versandter feiner, in kleine Tafeln zerschnittener Lebkuchen mit starkem Zusatze von Mandeln, Citronat und Gewürzen. Das allgemeine jährliche Volksfest der Stadt ist die Fastnachtfeier; sie beginnt am Aschermittwoch mit Mahlzeiten auf den Zünften, dann folgen am Montag und Mittwoch die Maskenumzüge. Morgens vier Uhr schlagen die Trommler, durch tägliche Uebungen vor den Thoren vorbereitet, die Tagwacht, und gesellen sich auf den Sammelplätzen zu den Maskenzügen. Die Basler sind als die grössten Trommelkünstler der ganzen Schweiz berühmt, und nirgends wird der Tambourmajorstock höher und gewandter geschwungen und wieder aufgefangen. Jeder grössern Maskenabtheilung gehen vier Mann mit einer Bahre voran, auf welcher eine transparente Laterne mit Inschriften auf die Ereignisse der Zeit und Karrikaturbildern ruht. Die Pfeifer spielen den alten Schweizermarsch, die Trommeln wirbeln unaufhörlich, bis plötzlich Schlag sieben Uhr aller Lärm verstummt. Aber nach Tisch zieht abermals stundenlang eine bunte Reihe von Maskenzügen und vereinzelten Masken, die menschlichen Schwächen, die

pikantesten Vorfälle des Jahres und die politischen und kirchlichen Begebenheiten parodirend, durch alle begangenen Strassen, oft zu Pferde oder in bunt geschmückten Wagen, vom drängenden und bedrängten Publikum verlacht, verspottet, gepriesen, beklatscht. Bricht die Nacht an, so erscheinen die transparenten Laternen erleuchtet. Tanz und Mahl schliessen die Feier. Die Basler Mundart hält die Mitte zwischen den oberdeutschen und schweizerischen Dialekten; die Dehnung der Vokale gibt ihr eine heimelige, singende Breite und einen gemüthlichen Klang, wie z. B. Meyer-Merian's Lied vom »vollen Herzen« bezeugen mag:

Witt aber singe und weisch de nit was,
Lueg nu durchs Fenster: Wie grün isch nit 's Gras
D' Baimli voll Blätter und d' Bliemli voll Pracht
Thiend der's scho sage, und d' Sunne wo lacht

Schynt aber d' Sunne nit, lyt dusse Schnee
Siehsch e kei Läubli, kei Bliemli meh;
He, so mach d' Auge zu, juchze druf zuo,
Für e voll Herz isch e Juchzer scho gnuo!

Die Stadt hat in ihrem Kerne noch gar manches Alterthümliche behalten, zumal in ihrer Anlage und in den zahlreichen Kirchen. An den Häusern wurde schon seit alter Zeit die Sauberkeit und Nettigkeit gepriesen und eine Reihe von Bauten in späterm Renaissancestyl erfreut durch Originalität und hübsche Ornamente. Freilich da wo der Birsig durch den Südtheil von Grossbasel fliesst, erfreut bei seinem Durchzuge durch das Steinenquartier die Kehrseite der schönen Stadt nur den Maler. — An die Stelle der alten Schanzen traten Promenaden und vom Ende der St. Elisabethenstrasse bis zum gothischen Thorthurm von St. Alban ziehen mit Bäumen, Gebüschen und Blumen geschmackvoll verzierte Anlagen, in deren Mitte am Ausgang der Aeschenstrasse ein zierlicher Springbrunnen das aus dem Kanton Bern hergeleitete Grellingerwasser in auf und ab fluthenden farbenprächtigen Springsäulen emportreibt. Schmucke Häuser und höchst elegante Villen zieren die Plätze und die Parallelstrassen. An der Südseite folgt zwischen dem schmucken Centralbahnhofe und dem alten Stadtkreise eine blanke Neustadt mit langen Reihen meist nur von einer Familie im Eigenbesitze bewohnter Häuser.

Den Mittelpunkt der Stadt bildet die Pfalz, eine anmuthige Terrasse hinter dem Münster mit prächtigem Ausblick über den Rheinstrom hin. Ihr Name stammt von der ehemaligen nahen Wohnung des Bischofs (Palatium); die gegenwärtige, durch feste Werkstücke geschützte Gestalt erhielt sie erst 1503.

Den Hintergrund der Pfalz bildet der Chor des in hartem rothem Sandstein erbauten (und dunkler bemalten) Münsters, eines der bedeutendsten Werke jener Uebergangsperiode aus dem romanischen in den gothischen Styl, welche sich durch Ernst, Würde und einfache Schönheit auszeichneten. Die Grundformen sind romanisch und die Gothik hat hier meist noch eine neue dekorative Bedeutung. Ueber den ältesten Bau liegen keine geschichtlichen Nachrichten vor. Die erste sichere geschichtliche Erwähnung spricht von einem grossen Brande 1185, und der Styl der ältern Theile weist auf keine frühere Zeit zurück (der Neubau durch Kaiser Heinrich II. ist völlig unbeglaubigt). Das fürchterliche Erdbeben von 1356, von welchem der Verweser des Bisthums von Konstanz unmittelbar nachher berichtet, dass es weder die Mauern, noch die Ecksteine des Münsters, weder die Glocken, noch die Bilder und Priesterornamente verschont habe, veranlasste eine durchgreifende Restauration des alten Baues und den Neubau der Hochtheile, den der thatkräftige Bischof, Freiherr Johannes Senn von Münsingen, durch zahlreiche Spenden unterstützt, durch Meister Johann (Arles) von Gmünd

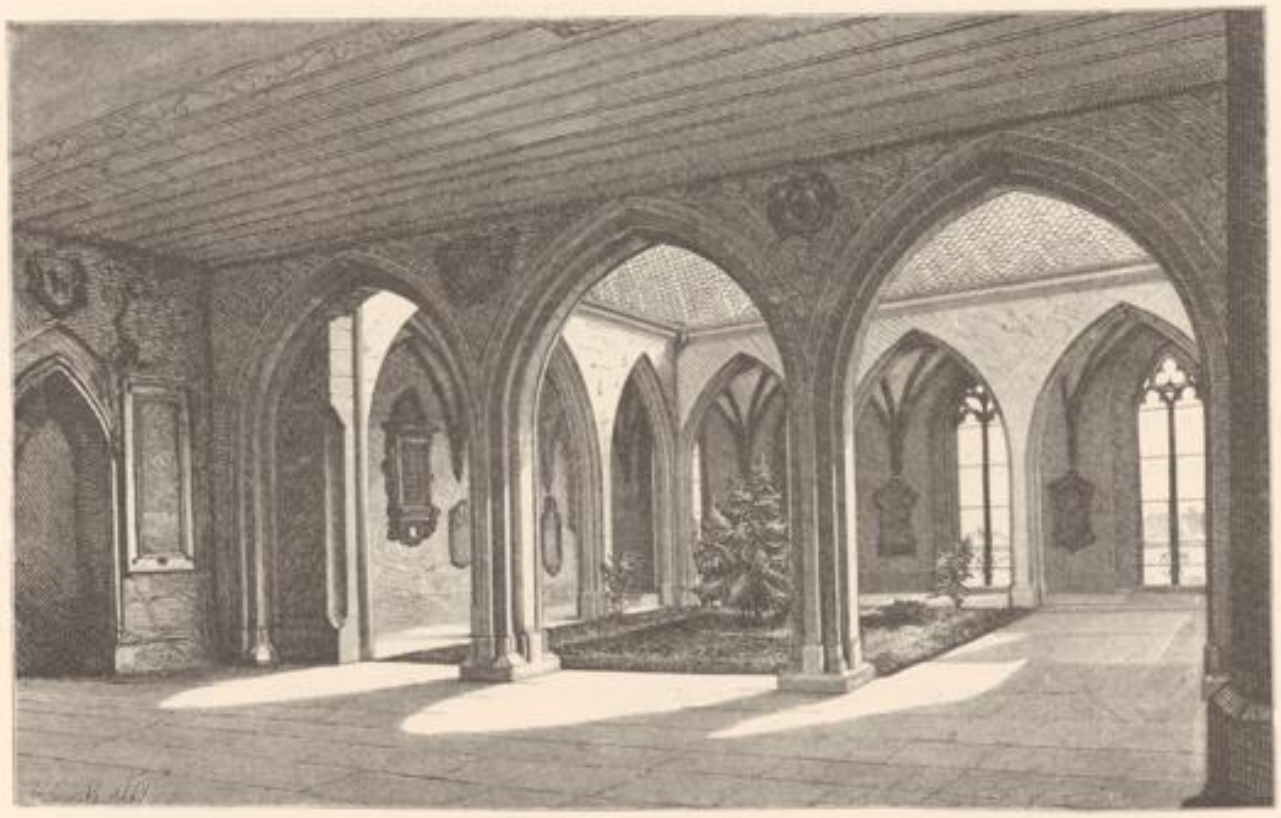
Das Münster und die Pfalz zu Basel.

beginnen liess. Schon 1363 konnte die Kirche (in Gegenwart des Königs von Cypern und des Weihbischofs von Konstanz) auf's Neue geweiht werden, und der prächtige Hochbau, eine der bedeutendsten Gewölbebauten der Schweiz, blieb seitdem unbeeinträchtigt. Die beiden eleganten, vom Boden an ohne Strebepfeiler beginnenden, fast schmucklosen, aber auf's klarste gegliederten Thürme, die einzigen vollendeten gothischen der Schweiz, sind durch die Westfaçade verbunden. Im nördlichen, dem St. Georgsthurm, lösen sich die vier Ecken als Säulengruppen mit Baldachinen ab, worauf das Viereck sich in ein Achteck umwandelt; mit leichter Schweifung nach einwärts schwingt sich der Helm, dessen Stäbe mit zierlichen Krabben bekleidet und durch Quersprossen verbunden sind, harmonisch verjüngt nach oben. Der südliche, dem St. Martin geweihte Thurm erhielt erst 1500 durch Hans von Nussdorf seine letzte Bekrönung; schon nach dem zweiten Geschosse beginnt hier die

Verwandlung des Vierecks, und die Ecken gestalten sich im dritten Stockwerke (dem »Tanzboden«) zu spitzen reichverzierten Thürmchen. Den Haupteingang zur Kirche bildet ein verhältnissreines Portal mit Halbsäulen in der Abschrägung und zahlreichen Königen, Propheten und himmlischen Heerschaaren im Spitzbogen. Zur Seiten stehen auf Strebepfeilern links ein demüthiger König mit der Kirche, und neben ihm seine Gattin; rechts ein gekrönter Jüngling, an dessen Rücken der Satan schon die Strafen der Lust, Kröten, Schlangen, Würmer und Flammen setzte, während neben ihm Satans Braut, die Weltlust, dem Versuchten den Lohn darreicht. An der Wand unter den Thürmen sitzt links St. Georg zu Ross in der Rittertracht des XIV. Jahrhunderts, das »Haupt mit Camail und Beckenhaube, den Leib mit knapp anliegendem Lendner« geschmückt, rechts St. Martin mit bedeutungsvollem Dichterkopfe. Die Schlaguhr erhielt schon 1475 ihren jetzigen Standort am St. Georgenthurm; den Unterschied der Zeitangabe der Basler Uhren, die bis 1798 eine Stunde früher als anderwärts gingen, leitet der Basler Chronist Wurstisen vom Wunsche der Geistlichen des Concils ab, ihre Füsse eine Stunde früher unter den Tisch zu bringen; eher mag die Unerfahrenheit der Handwerker und dann die süsse Gewohnheit die Schuld tragen; 1774—78 schied sogar der Antrag auf Abänderung die Bürger in die »Lallebrüder« und die »Neumodler«, und die Freunde des Herkommens siegten, wohl weil sich der Basler Bürger eine Stunde früher als solcher fühlen wollte.

Das Innere der im lateinischen Kreuze angelegten, später zu fünf Schiffen erweiterten Kirche überrascht durch seine grossartigen und edlen Verhältnisse, die durch das mächtige Ueberwiegen der Breite des hohen Mittelschiffs über die schmälern Abseiten eine überaus erhabene räumliche Wirkung hervorrufen. Zweiundzwanzig grosse Pfeiler, meist mit einfachen Würfelkapitälen, sind durch spitzbogige, mit zierlichen Rundstäben geschmückte Arkaden verbunden; einfache Halbsäulen legen sich vor den viereckigen Pfeilerkern und nach je zwei Bögen steigen über den Säulen dreifache Dienste hoch zu den Kreuzgewölben hinan. Ueber den Arkaden wird die Wand durch je zwei rundbogige Triforien mit eleganter dreitheiliger Fenstergruppe auf's lebendigste gegliedert, und oben senden je zwei Rundbogenfenster das Oberlicht auf die verhältnissschönen Räume nieder. Die kunstreiche, mit symbolischen Gestalten und zierlichen Ornamenten umrankte Kanzel, 1486 errichtet, entwickelt sich aus reich verziertem Stamme wie eine Blume, rings von Bändern durchschlungen mit den Mahnworten: Rufe ohne Unterlass, strafe die Sünder, ihr Tauben hört, ihr Blinden sehet, denn nahe ist der Tag des Herrn! —

Die köstlichen Schnitzereien an den »Häupterstühlen«, d. h. an den Sitzen für die Häupter der Stadt, sind von Conrad Geiger, Hans Walter und Franz Pergo 1598 verfertigt, mit manchem noch frischem Muthwillen in den Ornamenten. Der Chor, dessen ungewöhnlich reiche Anlage auf französische Vorbilder weist, schliesst als halbes Zehneck und mit einem die Seitenschiffe fortsetzenden vollständigen, niedrigen Umgange; überaus malerisch durchbrechen die zweigeschossigen Arkaden das Vieleck und öffnen sich gegen die Empore und den Umgang. An den Säulen, welche den Umgang vom innern Chor scheiden, ergötzt der grosse Reichthum plastischer Darstellungen an den Kapitälen, die vom Sündenfalle, von Abrahams Prüfung wie von Pyramus und Thisbe, von alten Heldenkämpfen und von Sirenen erzählen. Das Licht fällt durch farbenprächtige moderne Glasgemälde ein, welche die Schweizer



Der Kreuzgang neben dem Baseler Münster.

Julius Gsell aus St. Gallen (jetzt in Paris) und Rottinger aus Zürich ausführten. In der Unterkirche, die einst bis unter die Vierung vordrang, und durch Arkaden nach allen Seiten des Umgangs offen stand, sind noch einige naive Deckenbilder aus dem XIV. Jahrhundert erhalten. Den nördlichen Arm des Querbaues schmückt die berühmte Galluspforte, die ehemals zur Kapelle des St. Gallus führte und kurz nach dem Brande von 1185 errichtet wurde. In lichten, schlanken Verhältnissen baut sich der Triumphbogen auf, jederseits von fünf luftigen Säulentabernakeln in pfeilerartiger Vorragung begleitet, unten mit den sechs Werken der Barmherzigkeit, oben mit den beiden Johannes und zwei die Posaune des jüngsten Gerichts blasenden Engeln; neben diesen beginnen sich schon die Auferstandenen in zwei Gruppen zu rüsten. Den Thürbogen schmückt der Weltenrichter zwischen den Apostelfürsten, und darunter wird die Mathäusschilderung der letzten Dinge durch die klugen und thörichten Jungfrauen geschlossen; aus den Zwischenräumen der Säulen, welche den dreigliederigen Portalbogen tragen, schauen fast lebensgross die vier Evangelisten hervor, oben durch ihre Symbole bezeichnet. Ueber der Pforte schwingt ein sechszehnspeichiges Glücksrad die Glücklichen zur Höhe hinan und führt die Andern jählings zur Tiefe nieder, die Worte des Basler Dichters Conrad von Wirzburg (gest. 1287), der in der Augustinergasse rheinwärts im Hause Wirzburg wohnte, vergegenwärtigend: »wer heute sitzet ufem rade, der sitzet morgen drunder.«

Nach Umschreitung des Chors tritt man in den kleinern der beiden gothischen Kreuzgänge ein, die im XIV. und XV. Jahrhundert auf Grundstücken des bischöflichen Gartens erbaut wurden. Im westlichen Gange des grössern haben drei Förderer der Reformation ihre Grabstätten und Inschriften erhalten: Oecolampad, Simon Grynaeus und Bürgermeister

Jakob Meyer. Zahlreiche Grabschriften, zierlich ornamentirte Arkaden, vielfarbige Schlusssteine mit Wappen, harmonische gerippte Gewölbe und die wonnigsten Durchblicke auf die Kirche und den Rheinstrom gestalten diesen Kreuzgang zum schönsten der Schweiz. Auch innerhalb der Kirche sind beachtenswerthe Grabmäler, im Chorumgang lag die testamentlich Basel vermachte Leiche der Kaiserin Anna, Gemahlin Rudolfs von Habsburg (gest. 1281), die erst 1817 wieder nach Wien kam; auf dem noch erhaltenen Sarkophagdeckel sind in trefflichem Relief die betende Königin und ihr auf einem Löwen stehender Sohn dargestellt. Auch Erasmus, Walther von Klingen und Heinrich von Neuenburg haben hier ihre Grabsteine. Am Ausgang nach der Pfalz führt eine Flügelthür in die St. Nicolaus-Kapelle, jetzt mit der mittelalterlichen Sammlung bereichert, mit Leichensteinen, Holzschnitzereien, Friesen, Schlusssteinen, Säulenfragmenten, Siegeln, romanischem und gothischem Detail des Münsters und anderer Kirchen, dem Modell der alten Rheinbrücke mit den zwei Brückenthoren, deren südliches den gegen Kleinbasel züngelnden »Lällenkönig« trug, der noch im Original vorhanden ist. Eine Wendeltreppe führt zum Conciliensaal hinan, wo die Congregationen des Concils ihre Sitzungen hielten, während die allgemeinen Sitzungen im Chor des Münsters, der Predigerkirche, bei den Barfüssern und in St. Leonhard statt fanden. Jenen Saal schmücken jetzt Erzgüsse, bemalte Stuckfragmente, Fresken, reich geschnitzte Truhen, Schränke mit Elfenbeinschnitzereien, Reste des Todtentanzes, Glasmalereien, der Abguss jener berühmten, durch die Landschaft nach Paris verkauften goldenen Altartafel aus dem XI. Jahrhundert; zwei kleine Nebensäle beherbergen Waffen, Rüstungen, Schlosserarbeiten und Goldschmiedewerke, Stickereien, Schmuckkästchen, Krüge, Leuchter, Monstranzen und Messglocken, eine — Kulturgeschichte Basels im Kleinen.

Der Holbeinbrunnen zu Basel.

An den Kreuzgang schloss sich der Bischofshof an, und weiterhin folgte die Kapelle und das Haus der Deutschritter, das diese schon 1268 besassen, wonach die Strasse den Namen »Rittergasse« erhielt. Der grosse, länglich viereckige Platz, an dessen Südostende das Münster steht, ist der älteste Stadtkern, die Burg (Castrum), in deren Umgebung wiederholt Ueberreste der römischen Zeit ausgegraben wurden, denn neben dem zwei Stunden entfernten Augst, einer im Todesjahr Cäsars durch seinen ehemaligen Legaten, den »stets in die Zeit sich schickenden« Munatius Plancus gegründeten Colonie Raurica, bestand schon frühzeitig Basel als zunächst noch unbedeutender Ort, der erst 374 n. Chr. in der Geschichte erscheint. Damals baute Kaiser Valentinian im alamannischen Kriege bei der von der keltischen Bevölkerung Robur genannten Stadt, die durch sein längeres Verweilen den Namen Basilia (Residenz) erhielt, eine feste Verschanzung, wahrscheinlich

oberhalb Kleinbasels, wo sich noch im XIV. Jahrhundert Reste einer bedeutenden Befestigung vorfanden. Augst lag für die Abwehr noch günstiger, denn es beherrschte die Stelle, wo ein letzter Zweig des Jura in der Nähe des Rheins jäh abfällt und gegenüber die Böschungen des Schwarzwaldes sich gegen das Ufer senken. Geschützt war es durch eine Burg auf der Osthöhe und durch starke Ringmauern; noch sind Reste eines zwölftausend Personen fassenden Theaters (die sogenannten Neunthürme zwischen dem Violenbach und der Ergolz), eines unterirdischen Aquäducts, einiger Tempelunterbauten nebst Säulen, eines Privathauses dem Theater gegenüber, Mosaikböden und Spuren einer Rheinbrücke vorhanden. Zu Baselaugst, westlich von der Ergolz, grub man beim Tempel auf dem Schönbühl einige hundert Familienmünzen aus, welche bezeugen, dass die Kolonie schon bestand, ehe sie Augusta genannt werden konnte. Nach der Zerstörung von Augst durch die Germanen wurde der dortige Bischofssitz nach Basel verlegt, das in Folge der germanischen Eroberungen Eigenthum der alamannischen und später der fränkischen Könige und zur königlichen Pfalz geworden war, die frühzeitig auf den Bischof überging. Allmählig erwarb das Stift zu Basel die umliegenden Güter der Freien, indem der kirchliche Sinn der Umwohner in reichen Schenkungen von Gütern an die Kathedrale wetteiferte. Der Chronist Andreas Ryff sagt: »die Statt ist am Bisthumb aufgewachsen wie das Ephäuw an einer Mauren.« Freilich zerfiel die Mauer unter dem lebensvollen Baume, indem die Bürgerschaft ihre Stadtverfassung Zoll um Zoll durch Festhalten des Eigenlebens gegenüber der bischöflichen Herrschaft gewinnen musste. Unter dem Bischof Adalbero wurde in Folge des Erbvertrags zwischen Rudolf von Burgund und König Heinrich II. Basel im Jahr 1006 dem Reiche einverleibt.

Unter Bischof Burkhard von Hasenburg (1072—1116), einer »edeln Gestalt aus alter Zeit, als es unter dem Krummstabe noch gut wohnen war«, erhielt die Stadt in der Fehdezeit zwischen Berchtold von Zähringen und dem Kaiser Mauern, Gräben und Thürme; der Bischof hielt treu zum Kaiser, war sogar mit ihm auf dem demüthigenden Gange nach Canossa. Er stiftete 1103 das St. Albankloster vor den Thoren der Stadt und unterstellte ihm die Kirchen zu St. Martin diesseits, und St. Theodor jenseits des Rheines. Adalbero von Frohburg erhob 1135 die St. Leonhardskirche zu einem Collegiatstifte regulirter Chorherren des Augustinerordens, das 150 Juchart Ackerlandes bis gegen Allschwyl hinaus vom Bischof zum Geschenk erhielt, und im XII. und XIII. Jahrhundert Eigenthümer fast des ganzen St. Leonhardberges und der Gerber- und Sutergasse wurde.

Basel war nie eine Bischofsstadt, in welcher sich der Reichsherr allen Einflusses begeben hätte, die bischöfliche Vogtei wurde nie zur bischöflichen Landeshoheit. Die bischöflichen Rechte erstreckten sich zwar in der ältern Zeit über die Aemter und den Haushalt der Stadt, über Markt, Münzen, Mass und Gewicht, aber die Vogtei, die bis Ende des XII. Jahrhunderts die Grafen von Honberg (wahrscheinlich die alten Gaugrafen) inne hatten, blieb auch unter den bischöflichen Vögten eine Stellvertretung des Königs. Der bischöfliche Zinseinzug am St. Martinstag, ursprünglich ein Grundzins, später eine blosse Vogteiabgabe, fand noch bis zu Ende des Bisthums in folgender Weise statt: die vier hohen Amtleute der Stadt, Marschalk, Schenk, Truchsess und Kämmerer schickten jeder in den Bischofshof ein Pferd; ebenda versammelten sich Vogt und Schultheiss, der Freiamtmann und die drei Amtsleute des weltlichen Gerichts, die Beamten am geistlichen Gerichte, alle Wachtmeister und Stadtknechte der Stadt Basel, nahmen dann eine Mahlzeit im Bischofshof und ritten hierauf in der inwendigen Stadt zwischen dem innern Kreuzthor (St. Johann), dem innern Spalenthor, dem Eselsthürli, dem innern Aeschenthor und Cunothor (St. Albanschwibbogen) um. Von jedem Hofe, Wirthshause, Kochhause, Gremplerladen und jeder Badestube erhoben sie vier »Stebler«, von jedem Hause zwei. — Der Schultheiss, ursprünglich Verwaltungsbeamter unter dem Vogt, schwang sich im XIII. Jahrhundert zum Stadtrichter auf,

Das Rathhaus und die St. Martinskirche zu Basel.

sass neben dem Vogt zu Gericht und stand der niedern Gerichtsbarkeit über alle Einwohner vor. Frühzeitig hatte sich durch Erwerbung von Grundeigenthum ein Kern freier, sesshafter Bürger gebildet, und der weltliche Rath des Bischofs, den dieser zum Kapitel seiner Domkirche hinzuzog, entwickelte sich, gestützt auf das (königliche) Einspruchsrecht gegen beliebige Steuererhebungen des Bischofs, nach und nach zum besondern städtischen Rathe, der schon 1225 ein eigenes Stadtsiegel führte, und im XIV. Jahrhundert völlig vom bischöflichen getrennt war. Von dem Quartier der freien sesshaften Geschlechter hat wahrscheinlich die Hauptstrasse der Stadt, die »freie Strasse« (unterhalb der Burg) ihren Namen.

Die früher hörigen, im Dienste des Bischofs stehenden Handwerker hatten durch den Kleinhandel auf dem Markte die erste freiere Bewegung gewonnen, allmählig ging die Handwerkspolizei auf die Genossenschaften selbst über, welche nun eine Ordnung über den Betrieb ihres Handwerks setzten. So entstanden zwischen 1160 und 1260 die Zünfte, deren älteste noch vorhandene Urkunde, die der Kürschner (von 1226) von Bischof Heinrich von Thun, dem Erbauer der Rheinbrücke und Hersteller des Marktplatzes (Kornmarkt) durch Ueberbrückung des Birsigs, erlassen wurde. Unter ihm siedelten sich die neuen Bettelorden der Dominikaner (1233) und Franziskaner (Barfüsser, 1234) in Basel an.

Der Kürschnerzunft waren schon die der Kaufleute (Schlüssel), Hausgenossen (Bären), Weinleute (Gelten) und Krämer (Safran) vorangegangen, welche die vier Herrenzünfte bildeten. Auch die Bäckerzunft und Wollweberzunft sind sehr alt; ihnen folgten die Schmiede, Gerber und Schuhmacher, und nach diesen die Kürschner; unter Bischof Lütold (1238—49) die Zünfte der Metzger, Zimmerleute, Maurer (Spinnwetternzunft, ein Name, der vom Hauseigner Spichweter herrührt), 1260 die Schneiderzunft und Gartnerzunft, 1268 die Leinwatter- und Weberzunft, dann die Scherer, Maler und Sattler, die Fischer und Schiffleute, im Ganzen fünfzehn Zünfte, elf ganze und vier gespaltene. Die Erlernung des Handwerks nur durch die Mittel der Zunft hatte den Zunftzwang zur Folge, nur der Zunftgenoss konnte ein Handwerk betreiben. Später setzte der Bischof über

sämmtliche Zünfte einen von ihm aus den Geschlechtern gewählten Oberzunftmeister. Die Schaler und die Mönch von Basel gehörten damals zu den bedeutendsten Rittergeschlechtern, sie hatten mit den ältern Dienstmannengeschlechtern ihre Trinkstube in der Nähe des Bischofshofes in der Mücke (jetzt Realschule), führten das Abzeichen eines grünen Papageis (Psittich) und hiessen desshalb Psitticher. Ihre Gegner, die erst später in die Dienstmannschaft getretenen Freien trugen das Zeichen des Sterns, und diese Sterner hatten ihre

Aufgang zum Rathssaale zu Basel.

Trinkstube zum Seufzen im Birsigstadttheile. Auch die Grafen rings umher schieden sich in zwei Lager, und es kam bis zu Angriffen auf das Hochstift, so dass der Bischof nun, als das Domkapitel ihm auch noch die Gerichtsbarkeit entwinden wollte, als kräftigstes Gegengewicht die Hebung der Bürger und Zünfte erachtete, diese ihre Meister und Sechserräthe selbst wählen liess, und Patriciat und Zünfte unter gleiche Pflichten zu verketten trachtete. Die Verfassung und Art der Rathswahl, welche seine Handveste der Bürgerschaft gab, bildeten dritthalb Jahrhunderte die Grundlage. Der abtretende Rath wählte zwei Stiftsdienstleute und vier Bürger, diese Sechs nahmen noch zwei Domherren zu sich, und alle acht wählten einen Rath von Rittern und Bürgern (später auch Handwerkern) und einen Bürgermeister aus dem Ritterstande. Den Bürgern versprach

der Bischof Rath und Hilfe gegen Jedermann, der sie beschweren würde, und verhiess kein Gewerf (Steuer) zu fordern ohne des Raths Willen; die Bürger versprachen dem Bischof und seinem Stifte helfen zu wollen gegen Jeden, und keine Verbindung unter sich zu errichten ohne Wissen und Willen des Bischofs, des Vogts, des Raths und der Gemeinde.

In seinem Bestreben, auch nach aussen an Macht zu wachsen, traf der damalige Bischof, Heinrich von Neuenburg, mit demselben Streben des mächtigen Grafen Rudolf von Habsburg zusammen, der das kyburgische Erbe angetreten hatte. Es kam zum Kampfe, der den Bischof, da Rudolf die Sterner für sich gewonnen hatte, zum Anschluss an die Psitticher nöthigte. Rudolf streifte bis an die Thore Basels, steckte 1272 die Kreuzvorstadt in Brand und zerstörte ein Kloster, lagerte 1273 im Bruderholz auf dem Hügel von St. Margaretha, schloss aber plötzlich Waffenstillstand, als er von seiner Wahl zum deutschen Könige vernahm. Nach seiner Krönung bestätigte er die Freiheiten Basels, hielt am 13. Januar 1274 seinen feierlichen Einzug durch das Herthor (Steinen) in die Stadt und nahm sein Absteigquartier in dem jetzigen Seidenhofe (beim Todtentanze), wo ein wahrscheinlich nach dem Erdbeben erneutes Standbild an ihn erinnert. Die Art des Reichthums damaliger Handwerker Basels bezeichnet charakteristisch Vitodurans Schilderung von der Einkehr des Königs bei einem Gerber, welcher der Baseler Kirchenhistoriker Hagenbach die Strophen widmete:

In Purpurseide und Damast
Stolzirt des Hauses Ehre,
Es trügt der Glanz, als ob der Gast
Bei seines Gleichen wäre.

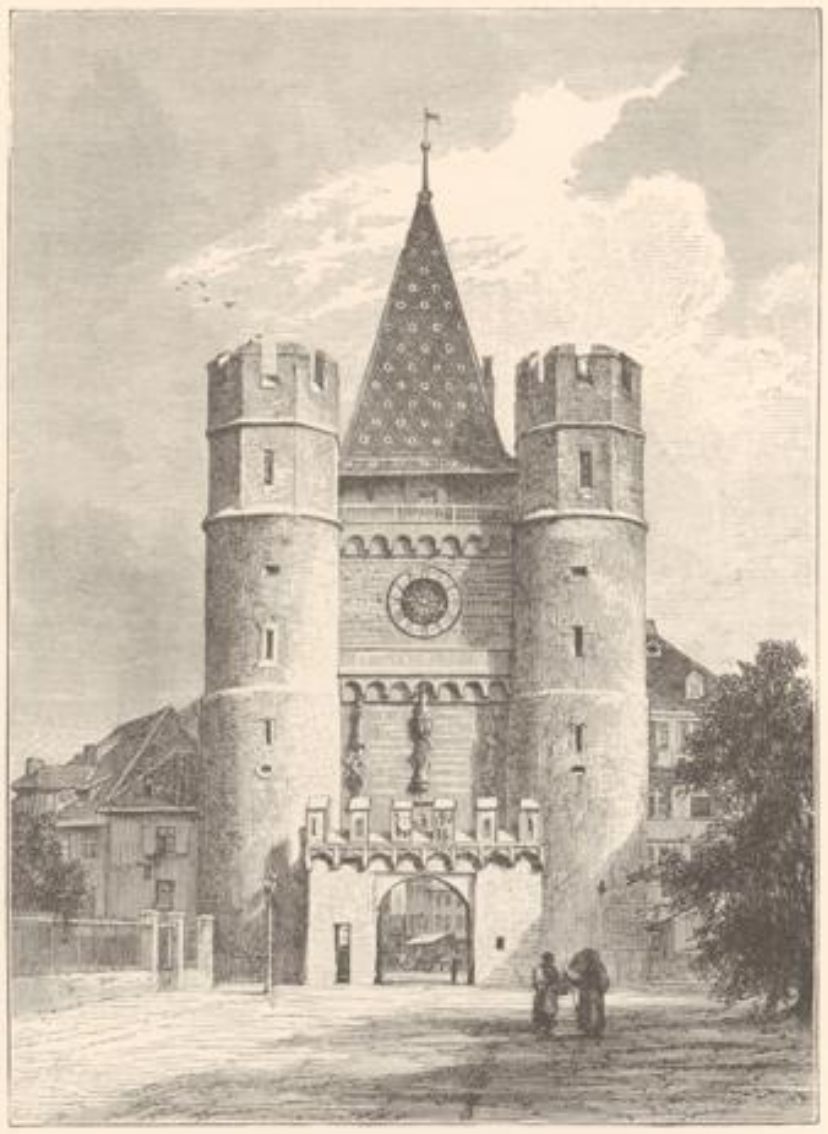
Drum launig er zum Wirth begann:
Was mögt ihr noch erwerben?
Könnt ihr dereinst als reicher Mann
Auf weichem Polster sterben!

Auf fauler Haut? das bleibe fern!
Ich fahre fort zu gerben,
Und will, gefällt es Gott dem Herrn
Als Gerber selig sterben.

Die Stadt war nun wirkliche Freistadt, indem sie aus der bischöflichen Vogtei heraus wieder in direkte Verbindung zum Reiche trat, aber im Unterschiede zu den Reichsstädten, welche den Kaisern zu allen Diensten verpflichtet waren, nur Steuer oder Dienst für den Römischen Kaiserkrönungszug und für die kaiserlichen Heerzüge gegen die Feinde der Christenheit zu leisten hatte. Unter Bischof Senn traten 1337 die Zünfte durch eigene Zunftrathsherren als beständige Mitglieder in den Rath ein. Das Domstift verschloss dagegen allen, die nicht vom Vater her aus dem Ritterstande waren, den Eintritt zu seinen Kanonikaten und wurde so zur »Versorgungsanstalt« der jüngern Söhne des Ritterstandes. Die »Stuben«, ursprünglich gesellschaftliche Vergnügungsorte, erlangten politische Bedeutung, die Stube zur Mücke diente den Rittern, die zum Brunnen den Bürgern (höhern Patriciern), die zum Seufzen den weniger angesehenen Bürgern zum Versammlungsorte; alle drei Stuben zusammen hiessen die »hohe Stube« (das Patriciat), und hatten das Vorrecht, zwölf Rathsglieder dem Rathe zu geben. Die »Achtburger« erhielten ihren Namen durch die jährliche Wahl von acht Bürgern in den Rath.

Eine fast völlige Neugestaltung erhielt die Stadt durch das grösste Unglück, das sie während ihrer ganzen Entwickelung traf. Schon 1347—1350 hatte das »grosse Sterbent«, das die Bewohner fast aller bekannten Erdtheile in verheerendster Weise heimsuchte, auch in Basel entsetzlich gehaust; Wurstisen schreibt, dass vom Aeschenthor bis zum Rheinthor beiderseits nur drei Ehen ganz blieben, und in der Stadt bei vierzehntausend Menschen starben.

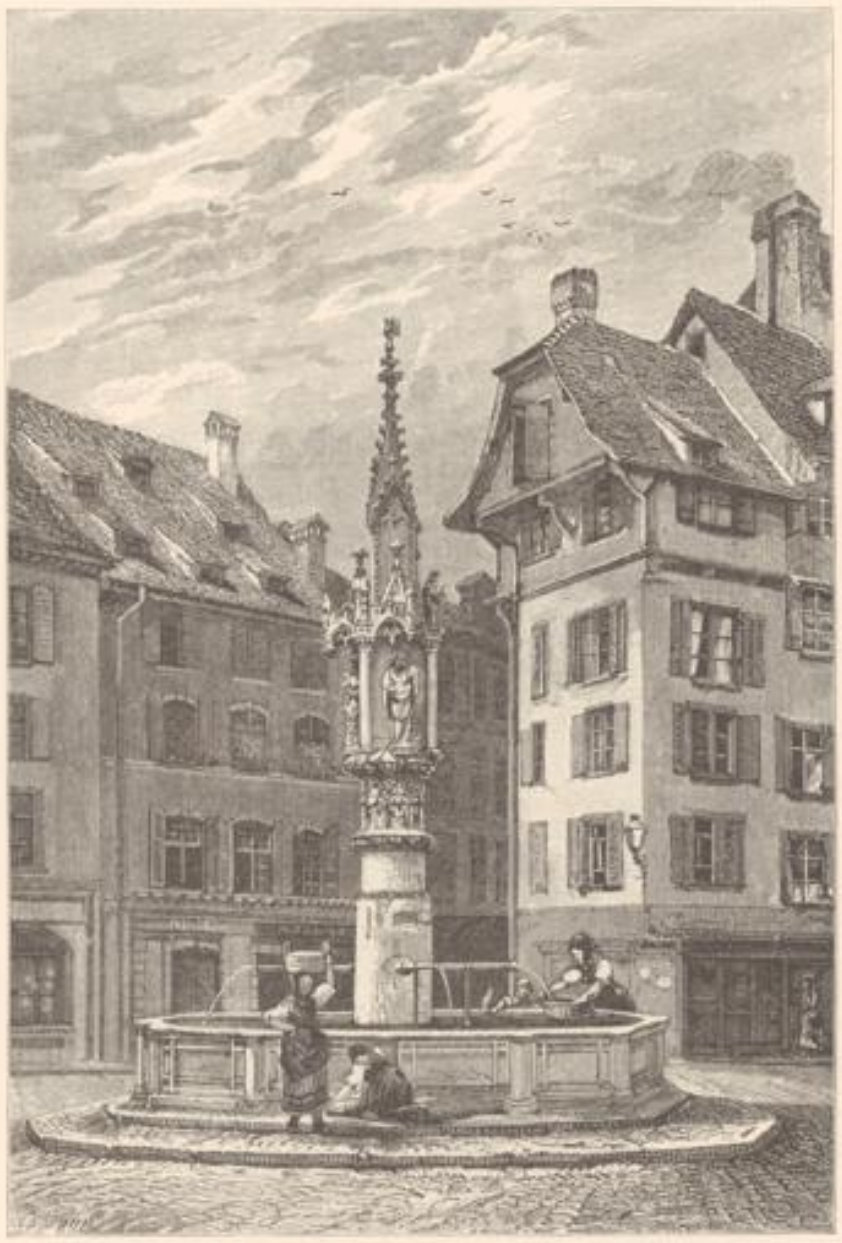
Aber im Jahr 1356 erfasste selbst die Gebäude der Stadt das Verderben. Ein fürchterliches Erdbeben legte sie fast gänzlich darnieder.



Das Spalenthor zu Basel.

Das rothe Rathsbuch, unmittelbar nach dem Erdbeben begonnen, berichtet: »diss buch ist angefangen 1357 umb sant Martinstage, als der Ertiboden da vor eyn jare uff sant lucastag (18. October) gewesen und die Stat Basel verfallen, verbrennt und umb alle jr bucher und briefe komen was. Und beleib enhein kilche, turne, noch steinin hus, weder in der stat noch in den vorstetten gantz und wurdent grässeclich zerstöret! Auch fiel der Burggrabe an vil stellen ein. Und fing der Ertpidem an dem Cinstag am sant Lucastag an und wert dur daz jar hin dann und kam underweilen gros und underwilent klein; und desselben Cinstags, als er anfing, da ging Für an in der nacht, und wert daz wol acht tag, daz ime nieman getorste noch möchte vor dem Ertpidem widerstan, und verbran die stat niret der Ringmure, fiel nahe allensament. Von demselben Ertpidem wurdent auch bei allen kilchen, burgen und vestinen, die umb dise stat bei vier milen gelegen warent, zerstöret und zerfielen und bleib wenig daheim gantz.« — Der berühmte Dichter Petrarca, welcher 1386 einige Zeit in Basel weilte, erzählt: »Das ganze Rheinthal erbebte, durch welches Erzittern Basel zusammenstürzte, nicht so sehr eine grosse Stadt als eine schöne und wie es schien stabile. Von dort war ich wenige Tage zuvor abgereist, nachdem ich daselbst auf unsern Kaiser einen Monat vergeblich gewartet hatte. An jenem Tage sollen an den Ufern des Rheins auf beiden Seiten mehr als achtzig Burgen gefallen sein.« — Der Jahrestag des Erdbebens pflegte durch ein Hochamt und eine Procession gefeiert zu werden, wobei alle angesehenen Bürger in grauen Röcken erschienen, die nachher meist den Armen geschenkt wurden. Diese Sitte hatte eine Stiftung für die Bekleidung der Armen zur Folge, und seit dem XVII. Jahrhundert die noch jetzt bestehende Vertheilung von Schülertuch am Luxentage.

Basel wurde nun zu einer gleichmässigeren Neustadt. Einfachheit der Anlage und Nüchternheit bildeten die gemeinsamen Merkmale der wiedererstandenen Kirchen, die meist dreischiffig und flach gedeckt, während der Chor und oft auch die Nebenkapellen gewölbt sind. Die Bildung der Pfeiler ist nüchtern; Eilfertigkeit und Sparsamkeit liessen es nicht zur Gliederung des Aeussern kommen. St. Alban zeigt zierliche Details, die Barfüsserkirche, eine bei aller Einfachheit imposante Façade; am meisten litt durch das Erdbeben das Langhaus. An der Predigerkirche, die ein ähnliches Langhaus hat, blieb der von Albert dem Grossen 1269 eingeweihte Chor erhalten; das elegante steinerne Glockenthürmchen



Der Fischmarktbrunnen in Basel.

wurde erst 1423 aufgesetzt. Von den übrigen Gotteshäusern Grossbasels ist die Martinskirche das älteste, schon 1287 umgebaut; der jetzige Chor wurde erst 1398 vollendet. Der gegenwärtige Bau der stattlicheren Peterskirche stammt erst aus dem XV. Jahrhundert. — Weit schmuckvoller ist die Leonhardskirche, schon 1296 umgebaut, und nochmals nach dem Erdbeben; die jetzige Kirche, 1480 begonnen, bildet einen Hallenbau mit sehr künstlich gebildeten Stützen und Gewölben. Kleinbasel, das bis zu Ende des XIII. Jahrhunderts ein Dorf unter der geistlichen Herrschaft des Bischofs von Constanz und der weltlichen des Bischofs von Basel war, seit der Erbauung der Rheinbrücke aus einer Art Vorstadt der Bisthumsresidenz zu einer Stadt mit eigenem Rathe sich emporgeschwungen, und von Rudolf von Habsburg einen Wochenmarkt erhalten hatte, kam 1376 durch Verpfändung an Herzog Leopold von Oesterreich, doch unter Wahrung der Freiheit der Bürger. Leopold feierte die Fastenzeit in Basel und hielt dort Turniere; als aber die Herren auch auf den Münsterplatz ritten und dort turnirten und in den Höfen banketirten, reizte ihr Uebermuth die Bürger so sehr, dass sie über die Ritter herfielen und viele tödteten oder gefangen setzten. Leopold rettete sich nur durch schnelle Flucht über den Rhein und beklagte sich beim Kaiser, der die Acht über Basel sprach. Der Rath liess dreizehn Urheber der »bösen Fastnacht« enthaupten, und die Stadt hatte schwere Busse zu entrichten. Allmählig verschuldeten die zahlreichen Fehden des Bischofs das Stift so sehr, dass er 1373 den Zoll und das Münzrecht an die Stadt versetzte, 1385 dem Rath das Schultheissenamt verpfändete, und 1386 die Vogtei an die Stadt abtrat. 1392 brachte es der Rath dahin, dass Kleinbasel der Stadt vollständig abgetreten wurde mit allen Gerichten, Nutzungen und Zubehörden; der Rath wurde für beide Städte nur einer, doch blieb der Kleinstadt das Schultheissengericht.

Noch 1597 schreibt Andreas Ryff: »Die kleine Statt Basel hat keine Zünfft, sondern allein drei Gesellschaften, zur Hären, zum Gryfen und das räbhauss; ein jeder Burger in der kleinen Statt muss dieser Gesellschaften eine haben, dann dieselben greiffen den Zünfften nit ein, sondern allein der Gehorsambe, auch hüettens und wachens halb, wie auch wan man soll kriegen oder reisen.« Schon vor dem Erdbeben hatten in Kleinbasel drei Gotteshäuser bestanden: St. Theodor, von Alters her die dortige Pfarrkirche, und die Frauenklöster Klingenthal (jetzt Kaserne), Dominikanerordens, St. Clara, Franziskanerordens, beide im XIII. Jahrhundert gestiftet. — Der Bau der weitläufigen Karthause (beim Waisenhause), von Gärten umringt und vom Zuge der Stadtmauern bewehrt, war eine Stiftung des Oberzunftmeisters Zibol, eines der reichsten und angesehensten Bürger der Stadt. Ein Zimmer des ursprünglichen Baues, »ein Muster gothischer Innendekoration«, das der prachtliebende, im blühendsten Alter aus dem Weltleben in den strengen Orden »sanft geschweiften, süss lächelnden« Figuren errichtete. Das Kaufhaus (jetzt die Post) erhielt seine originellen Dekorationsskulpturen an den weitgespannten Bogen, Fenstern und Thoren schon 1376. — Eine sehr charakteristische Beschreibung der Stadt aus dem Jahre 1438 gibt ein Brief des Papstes Pius II., Aeneas Sylvius Piccolomini, der vor seiner Erhebung als Sekretär hoher Prälaten während des Basler Concils drei Mal in Basel längere Zeit gewohnt hatte.

Hans Holbein d. j.

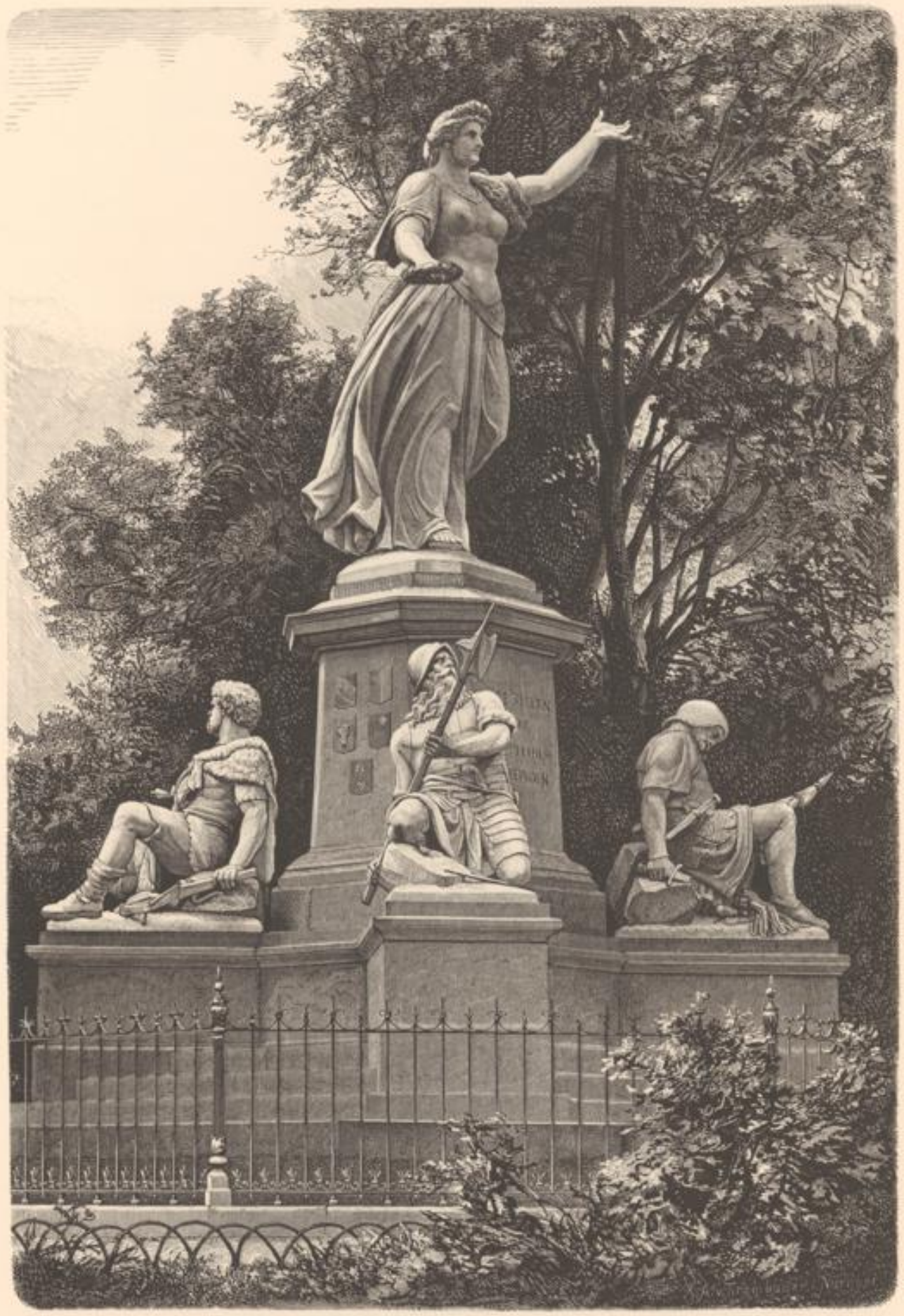
den getretene Prior Junker Hieronymus Zschegkebürlen hatte errichten lassen, ist noch erhalten.

Die Thore der Stadt waren damals bemalt und theilweise mit Skulpturen geschmückt; das schöne, burgtrotzige Spalenthor mit seinem viereckigen Thurme, spitzem, glasirtem Helme und runden dreigeschossigen Seitenthürmen ist erst 1473 von Meister Jakob Sarbach erbaut worden, der auch den Fischmarktbrunnen mit

Er nennt die Stadt eine seit dem Erdbeben völlig neue, wie aus einem Guss entstandene, die Grossstadt auf den zwei Hügeln, zwischen denen das Thal künstlich geebnet liege, weit zierlicher und prächtiger als die von Bächen vielfach durchschnittene, ganz ebene jenseitige Stadt, die Kirchen von gutem Stein, hübsch und vom Volke stark besucht, die Andachtsstühle (Zellen) nach Rang und Stand verschieden hoch, den Schmuck der Altäre und Priester unbedeutend, auch fehle es an schönen Bildern, dagegen nicht an Silber, Gold und kostbaren Edelsteinen. Die Reichen haben schöne Grabmäler, die auch bei den Bürgerlichen nicht ohne Schmuck sind; nur dem Adel ist es erlaubt, Wappenschilder an den Wänden zu führen. — Die Dächer der Kirchen und mancher Privathäuser schimmern von bunter Glasur und verbreiten im Sonnenschein wunderbaren Glanz;

auf den Firsten nisten Störche, die sich hier sehr heimisch fühlen, da ihnen Niemand etwas zu leide thut. Die Bürgerwohnungen sind im Innern trefflich eingetheilt, haben heizbare Zimmer mit Glasscheiben und vertäfelten Wänden, Fussboden und Decken, sie sind schön aufgeputzt, weiss und meist bemalt, einige haben Gärten, Brunnen und Vorhöfe. In den heizbaren Zimmern speist und wohnt man und hält Singvögel. Zierliche Teppiche und Tapeten und reiches Silbergeschirr sind im Gebrauche, Vorzimmer sind ein Zeichen reicher Häuser, und diesen fehlt nichts, was zum Schmuck der Paläste gehört. Die Strassen haben die richtige Breite und sind weder ausgefahren noch vom Regen geschädigt. Auf nicht unbedeutenden Plätzen werden Hausrath und allerlei Waare verkauft, Handel und Verträge geschlossen. Dort und in allen Strassen sprudelt klares und süsses Wasser aus zahlreichen Brunnen. Auf vielen frischen, baumbepflanzten Rasenplätzen üben sich die Jünglinge im Wettlauf, Kampfspiel, Steinstossen, Ballschlagen und Pferdetummeln. Die übrige Menge singt indess Lieder und windet Kränze für die Spielenden; auf manchen Plätzen versammeln sich auch die Frauen zu Tanz und Saitenspiel. Der Adel hat seine besondern Versammlungsplätze, gibt oft in einem grossen Palaste (Mücke, jetzt Realgymnasium) Bälle, zu denen die Frauen in den prächtigsten Gewändern mit Edelsteinen, Gold und Silber geschmückt erscheinen; zu diesen Versammlungen hat kein Bürgerlicher Zutritt, er habe denn hohe Würde oder sei sehr reich. Die Mauern und Festungswerke würden harten Angriffen und Stürmen nicht widerstehen, jedoch glauben die Basler, die Kraft bestehe vielmehr in der Eintracht.

Das Concil war 1431 von Papst Martin V. kurz vor seinem Tode nach Basel berufen worden, da die wohlbefestigte, von den grossen Mächten unabhängige Freistadt mit Bisthum einen leicht zugänglichen Mittelpunkt bot. Die Versammlung zählte elf Cardinäle, drei Patriarchen, über hundert Bischöfe und Aebte, viele Doktoren und zahlreiche Geistliche niedrigeren Ranges, welche dem Concil sogleich ein demokratisches Gepräge gaben. Papst Eugen IV., der ruhelose Kämpfer für die absolute Monarchie des Papstthums, befahl daher schon nach vier Monaten die Auflösung, weil Krieg in der Nähe bevorstehe, aber die Väter beschlossen zu bleiben und anerkannten das Motiv der Unsicherheit nicht. Kaiser Sigmund nahm persönlich an den Sitzungen Theil und blieb sieben Monate. Auch dreihundert Hussiten erschienen zu Pferd und zu Schiff, stolz und trotzig mit dem siegreichen Procopius an der Spitze, aber die Versöhnung Böhmens mit der Kirche gelang nur vorübergehend. Das Concil trat bald in den heftigsten Widerspruch mit der päpstlichen Kurie, der ohnehin die Absicht, die Kirche weniger an den Gliedern als am Haupte zu bessern und sich zu einem Appellationshofe aufzuwerfen, als eine gehässige erschien. Die Erbitterung wuchs, als die Kurie in ihren Machtmitteln verkürzt werden sollte, und der Streit der Parteien wurde so ernsthaft, dass schon Fäuste und Knüttel sich erhoben und die Basler Bürger bewaffnet intervenirten. Die päpstliche Partei verliess Basel, ein vom Papst nach Ferrara einberufenes Concil erklärte die Basler Beschlüsse für nichtig und sprach über die Anhänger derselben den Bann. Die Väter gaben jedoch die Basler Versammlung nicht auf, erklärten den Papst für »unverbesserlich« und setzten ihn ab. In der Mücke wählte das Conclave den reichen, frommen, in klösterlicher Abgeschiedenheit am Genfer See weilenden Wittwer, Herzog Amadeus VIII., als Felix V. zum Papste. Am 24. Juni 1440 hielt er seinen Einzug in Basel und celebrirte vor dem Münster, von seinen zwei Söhnen bedient, das Hochamt; dann folgte die Krönung und in der Predigerkirche die Ueberreichung der Schlüssel. Für Felix entschied sich jedoch nur die Eidgenossenschaft; Papst Eugen nannte den Neugewählten Moloch, Wolf, Cerberus, goldenes Kalb, Mahomed und Antichrist, dazu die Herren Väter zu Basel Ketzer, Barbaren, Narren und rasende Thiere. Felix verliess 1447 Basel, unterwarf sich dem folgenden Papst Nicolaus V. und zog sich nach Lausanne zurück. Das Concil endete nach achtzehnjähriger Dauer bedeutungslos.



Das St. Jakobsdenkmal in Basel. Von Ferdinand Schlöth.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Während des Concils ereignete sich 1444 in der Nähe Basels am 26. August jene denkwürdige Schlacht bei St. Jacob, in welcher 1600 Eidgenossen durch ihren Heldentod Basels Freiheit retteten und den Sieger zum Verbündeten der Schweiz umwandelten. Durch die Siege der Schweizer am Hirzel und auf dem Sihlfelde unweit Zürich war Kaiser Friedrich III. in grosse Bedrängniss gerathen und sah sich genöthigt, vom französischen König Karl VII. Hülfe zu erbitten. Karl ging gern auf den verheissungsvollen Vorschlag ein und sandte 50,000 Mann an den Rhein, meist Armagnaken, welche von ihrem Dienste unter dem Grafen von Armagnac in der Gascogne ihren Namen erhalten hatten und von Karl im Kriege gegen England benutzt, jetzt von Kaiser, Papst und Reichsgrossen als das geeignetste Mittel zur Bändigung der Schweizer und des Basler Concils erachtet wurden. Der Kronprinz Frankreichs (der Delphin, Dauphin) trat selbst an die Spitze der gegen Basel gesandten Armee. — Einige Haufen der eidgenössischen Krieger hatten sich vor der Farnsburg gelagert, von wo aus Thomas von Falkenstein, obschon mit Bern und Solothurn verburgrechtet, durch eine österreichische Besatzung das Landvolk misshandelte und Brugg treulos überfiel. Zum Entsatz dieser Festung und zur Besetzung der Pässe im Aargau rückten nun die Armagnaken und Oesterreicher gegen die Eidgenossen vor. Aber diese, obschon in kleiner Zahl, verliessen sogleich die Farnsburg und zogen in stürmischer Kampfbegier dem grossen Heere entgegen.

Leonard Euler.

Im Schreiben von Bürgermeister und Rath zu Basel, eine Woche nach der Schlacht, an die Reichsfreunde der freien Reichsstädte heisst es: Der Kronprinz habe drei Mal mit grossem Volk vor Basel gehalten und die Gegend gebrandschatzt, die Basler aber die Thürme und Mauern mit Geschütz versehen, vor dem Thor ein Bollwerk aufgeworfen, zwei Getreidemühlen auf dem Rheine errichtet, alle Quermauern und Häuser abgebrochen, welche die Aussicht verhindern oder dem Feinde Vortheil verschaffen konnten. — Als nun die (1600) Eidgenossen aufbrachen und (durch den Basler Hauptmann Rathsherrn Hemman Seevogel, der sich dann muthvoll opferte, gewarnt) gegen Basel zogen, wo die feindlichen Heerhaufen in vielen Dörfern lagen, griffen sie dieselben stürmisch an, und siegten auf's ehrenvollste bei zwei Dörfern (Pratteln und Muttenz). Wollte Gott, dass sie sich damit begnügt hätten! Aber ihre Mannheit drängte sie (trotz Gegenbefehl und Bitten der Führer unter dem furchtbaren Feuer der feindlichen Geschütze) bis gegen Basel fürder zu ziehen, über den Birsfluss, wo sie die grosse Macht vor sich hatten, bei 20,000 Reiter; sie wollten sich durchschlagen und in die Stadt werfen, (konnten jedoch am jenseitigen Ufer keine feste Schlachtordnung bilden; etwa 500 fielen auf einer Insel), gelangten bis zum Spital (Siechenhaus) von St. Jakob, griffen nun mit aller Kraft den Feind an und kämpften auf's männlichste von früh bis Abend. Da umzogen die Feinde die Eidgenossen und machten die Helden sieglos, also dass auf dem Kampfplatze (wo das Siechenhaus verbrannte und zusammenstürzend noch manchen begrub) bei 1100 Feinde und österreichischer Adel der Umgebung und bei 300 reisige Pferde todt lagen. (Aeneas Sylvius schrieb: sie fielen nicht besiegt, sondern vom Siegen entkräftet). Die Basler waren mit ganzer Macht ihnen zu Hülfe gezogen (so eifrig, dass ein Metzger dem Pannerherrn das Panner aus der Hand riss mit dem Rufe: Mir nach, wer ein Basler ist!), aber sie sahen die Unmöglichkeit des Unternehmens und konnten zudem abgeschnitten werden. Sie zogen also zurück und pflegten die wenigen überlebenden Eidgenossen.

Jetzt steht vor dem ehemaligen Aeschenthor, da wo der Weg links nach St. Jakob abbiegt, eines der herrlichsten Marmordenkmäler der Schweiz, das der Künstler der Winkel-

Das verlorene Loch an der Via mala. (Graubünden.)

riedgruppe, Ferdinand Schlöth von Basel, 1872 vollendete. Ein Siegesdenkmal für vernichtete Krieger, die »nicht besiegt, sondern vom Siegen entkräftet« fielen, konnte kaum würdiger gefasst werden, als durch gleichzeitige Darstellung der Idee und der That. In voller Kraft erhebt sich die Helvetia stolz und siegesfreudig über der Mitte des Unterbaues, mit der Rechten den Kriegern, die zusammenbrechend dennoch kämpfen, den Eichenkranz weihend, mit der Linken den Segen von Oben für die Folgen des Heldenopfers erflehend; ihr Haupt schmückt das Kreuz zwischen Alpenrosen. Von den Kriegern an den vier Vorsprüngen des Unterbaues hält der schweizerische Pannerträger das gebrochene Schwert und

sinkt tödtlich verwundet auf des Feindes Waffen; der alte Gemeine lehnt, die Pfeilwunde im Schenkel, an ein Grabkreuz und vertheidigt sich noch mit der Hellebarte. Die Rückseite führt zwei Episoden aus der Schlacht vor, links den Gemsjäger (mit des Künstlers Zügen), einen der Helden, von denen Aeneas Sylvius berichtet: die Schweizer rissen zuletzt noch die blutigen Pfeile aus ihren Leibern und schossen sie mit verstümmelter Hand auf die Feinde zurück; rechts den Jüngling, der dem Ritter Mönch von Landskron, als er mit vielen Reisigen über das Schlachtfeld ritt und den mit dem Tode Ringenden höhnte: »wir baden heute in Rosen« zornentbrannt mit der letzten Kraft einen handvölligen, todbringenden Stein in's Gesicht warf mit dem Rufe: da friss von den Rosen! — Das Denkmal trägt die Worte des Schlachtgesangs: Unsre Seelen Gott, unsre Leiber den Feinden! Der Basler Dichter Oser singt:

Das weisse Kreuz im rothen Feld,
Weh jedem, der's bedroht!
Das Zeichen, das den Sieg behält,
Fort bleibts in Noth und Tod;

Und wer muss sterben,
Der lässt's den Erben.
So lang noch waltet Gottes Hand
Frei bleibst du, frei mein Vaterland!

Der rothe Wein an den Abhängen bei St. Jakob heisst noch jetzt »Schweizerblut«. Der Dauphin schloss in Basel Frieden mit der Eidgenossenschaft; über seine Anerkennung ihres Heldenmuthes bemerkt der Chronist Tchudy, »er hett oft gewünscht, dass sie wieder lebind, und in synes Vaters Dienst wärind um grossen Sold, er redt by syner Conscienz, dass er hertter Volk nie erhört hett, und wollt sie nit witer versuchen.« Den Krieg mit dem österreichischen Adel endigte nach der kühnen Einnahme des Schlosses Blochmont durch einen wider des Rathes Willen unternommenen Zug der Basler und nach völliger Erschöpfung der Hülfsmittel Oesterreichs der Friede zu Breisach 1449; die Kriege mit Karl von Burgund, zu denen Basel grossartige Hülfe schickte, führten dann Oesterreich und die Schweiz freundschaftlich und hülfreich zusammen. Andreas Heusler sagt in seiner vortrefflichen Verfassungsgeschichte Basels: »Das XV. Jahrhundert sah Basel grösser, reicher, mächtiger als je zuvor, aber es hat sich seine Freiheiten mühsam erhalten, immer sich durchwindend zwischen den verschiedenen Gewalten, denen es verpflichtet war. Kaiser und Bischof sich geneigt zu erhalten, sie durch kleine Dienste zu fesseln, ohne auffallende Schritte, im Verzicht auf grosse Thaten lieber kleine Früchte zu pflücken als durch kühnes Wagen Alles auf's Spiel zu setzen, das war Basels Politik.« — Schon vom Jahre 1400 an hatte die Stadt begonnen, sich in der Landschaft ein eigenes Gebiet zu erwerben, erhielt pfandweise vom Bischof Waldenburg, Homburg und Liestal, kaufte von den im Adelskriege verarmten Rittern das Sisgau, 1461 die Herrschaft Farnsburg, 1465 Sissach, 1467 Böcklen, Ittigen, 1470 Mönchenstein und festigte sich auch im Gebiete der Birs und des Jura.

Zehn Jahre nach dem Concil erhielt die Stadt eine neue Wendung ihres geistigen Lebens durch die Stiftung der Universität. Pius II., den Baslern durch seinen Aufenthalt befreundet, hatte schon vor 1459 dem Gesuche der Stadt entsprochen.

Am 12. November erfolgte die Stiftungsbulle, mit besonderer Betonung des Papstes, dass unter den verschiedenen Glückseligkeiten des Menschen keine der letzten sei, dass er durch beharrliches Studium die Perle der Wissenschaften zu erringen vermöge, welche den Weg zum guten und glücklichen Leben weise, den Erfahrenen Gott ähnlich mache und ihn dazu führe, die Geheimnisse der Welt klar zu erkennen. An der Universität wirkten: 1471—76 der berühmte Mystiker Gailer von Kaisersberg, 1484—88 der grosse humanistische Vorläufer

der Reformation Johann Reuchlin, zwischen 1480 und 1500 der Jurist und Dichter Sebastian Brant, der freilich von den Sitten mancher damaligen Studenten dichtete:

Die jugent acht all kunst gar kleyn
Sie lernt lieber yetz allein
Was unnütz und nit fruchtbar ist.

So sind wir z' Leipzig, Erfurt, Wien
Zu Heidelberg und Basel gstanden
Kumen zuletzt doch heim mit Schanden.

In der zweiten Epoche des Humanismus änderte dieser sein Verhältniss zur Religion und zu den bestehenden kirchlichen Einrichtungen, da letztere jetzt als die Hauptstütze der Unfreiheit des Gedankens, der Unwissenheit und Geschmacklosigkeit angefeindet wurden. An der Basler Universität war der bedeutendste Vertreter dieser neuen Richtung Thomas Wyttenbach aus Biel, dessen Schüler, die Reformatoren Ulrich Zwingli und Leo Judae bezeugen, dass sie, was sie Gründliches wissen, von ihm gelernt haben. Als Humanist zeichnete sich Heinrich Glareanus von Mollis aus, der 1512 vom Kaiser als Dichter gekrönt wurde. Das Griechische wurde durch den Dominikaner Conon aus Nürnberg wieder heimisch, der zwar nicht an der Universität lehrte, aber unter seine Schüler Bonifacius Amerbach, später Professor des Rechts an der Universität, zählte. Bonifacius' Vater hatte 1490 in Basel als einem Hauptort für die Herausgabe bedeutender Werke eine Buchdruckerei errichtet, und, selbst ein Gelehrter, die Hülfe ausgezeichneter Gelehrter zur Herausgabe der Kirchenväter in Anspruch genommen. Mehrere Jahre war jetzt Amerbachs Haus, an der Rheingasse Kleinbasels, ein Sammelplatz der Verehrer des klassischen Alterthums; noch ist in der öffentlichen Bibliothek das Exemplar vorhanden, in welches Bonifacius und Glareanus das »Loblied der Schweiz« schrieben. 1514 trat Bonifacius in ein inniges Verhältniss zu dem damals berühmtesten Gelehrten Europa's, Erasmus von Rotterdam.

Der Bergüner Stein. (Graubünden.)

Erasmus war 1513 in seinem 46. Jahre zu dem Buchdrucker Froben nach Basel gekommen. In Amerbachs Haus wurde auch Hans Holbein, der berühmte Maler (geb. in Augsburg 1597), von dessen Kunstthätigkeit schon aus seinem 18. Jahre Zeugen in Basel vorhanden sind, auf's freundschaftlichste aufgenommen; er malte Bonifacius als Vierundzwanzigjährigen (vom Basler Kupferstecher Fritz Weber meisterhaft gestochen), eines der besten Holbein'schen Bilder aus der Amerbach'schen Sammlung, die durch den Rath der Stadt ihr (1661) »als sonderbares Kleinod« erhalten blieb, und nun mit 78 Handzeichnungen und 16 andern Bildern Holbeins dem Museum einverleibt wurde. Als Sinnspruch zu Bonifacius' Bildniss genügen die Worte des

San Bernardino. (Graubünden.)

Erasmus: »ich will des Todes sein, wenn ich je einen Jüngling gesehen habe, der reiner, unverdorbener ist, und mehr Hingebung an seine Freunde besitzt.«

Wie um das Amerbach'sche Haus, so hatte sich auch um Froben's Druckerei eine Anzahl Humanisten verbunden. Jener erste Besuch des Erasmus in Froben's Haus (jetzt die Mädchenschule am Fischmarkt) eröffnete die Bekanntschaft Beider in scherzhafter Weise, der Gelehrte gab sich für einen Boten des Erasmus aus, allein er fiel bald aus der Rolle, und Froben fühlte sich überglücklich, schickte seinen Sohn sogleich zur Abholung des Gepäcks in die Herberge und liess Erasmus nicht mehr aus dem Hause. Von Froben, dessen Bildniss Holbein malte, sagte Erasmus: So schlicht und aufrichtig war sein Wesen, dass er sich auf keine Weise hätte verstellen können, auch wenn er hätte wollen; von Neid und Argwohn hatte er keinen Begriff, nie blieb ihm ein angethanes Unrecht im Gedächtniss, aber nie vergass er die geringfügigste Sache, wenn er Jemand eine Gefälligkeit erweisen konnte. 1514 blieb Erasmus acht Monate in Basel, 1521 nahm er bleibenden Wohnsitz daselbst. In einem Briefe an Sapidus nannte er Basel den behaglichsten Musensitz und die Gelehrten von sehr ungewöhnlicher Art. »Es ist Niemand, der nicht lateinisch, nicht griechisch kann; auch hebräisch wissen die meisten. Dieser ist ein ausgezeichneter Historiker, jener ein eifriger Theolog, noch einer ein erfahrener Mathematiker; der treibt das Studium des Alterthums, jener die Rechtswissenschaft. Wo findet man ähnliches? Ich wenigstens habe bis jetzt das Glück noch nicht gehabt, ein so schönes Zusammenleben zu führen. Und was noch mehr in's Gewicht fällt, ist die Reinheit der Gesinnung bei Allen, die Heiterkeit des Verkehrs und besonders die Eintracht.« Erasmus war ein Vermittler der Reformation; er arbeitete ihr vor durch geistreiche, witzige und kühne, den Alten in Eleganz nachgebildete lateinische Schriften gegen die Thorheiten, den Aberglauben und die Laster der Zeit, gegen Geistesdumpfheit und Unwissenheit der Mönche und Geistlichen, die Herrschsucht und Habsucht der Kirche, den Aberwitz der Schuldenker. Im thatsächlichen Reformationswerk hielt er plötzlich an, und trat auf die Seite der an der alten Kirche Festhaltenden. Er hatte ja stets nur die vornehme und gelehrte Welt vor Augen, und das Volk war eine unverstandene Gestalt für ihn. Das derbe Zugreifen Luthers schreckte ihn zurück. Wie konnte er den Mann der innern Seelenangst, den Mann des Volks, der mit der Reform vor dieses trat, verstehen? Ja als der Reformator Hutten nach Basel kam, liess Erasmus ihn wissen, er möge doch während seines Aufenthaltes ihn nicht durch einen Besuch kompromittiren. Und nachher entschuldigte er sich, die Nachricht von diesem Besuch wäre nach Rom gelangt, an den Papst, nach Spanien, an den Kaiser, nach England, wo es nicht an Leuten fehle, die ihn zum Lutheraner machen.

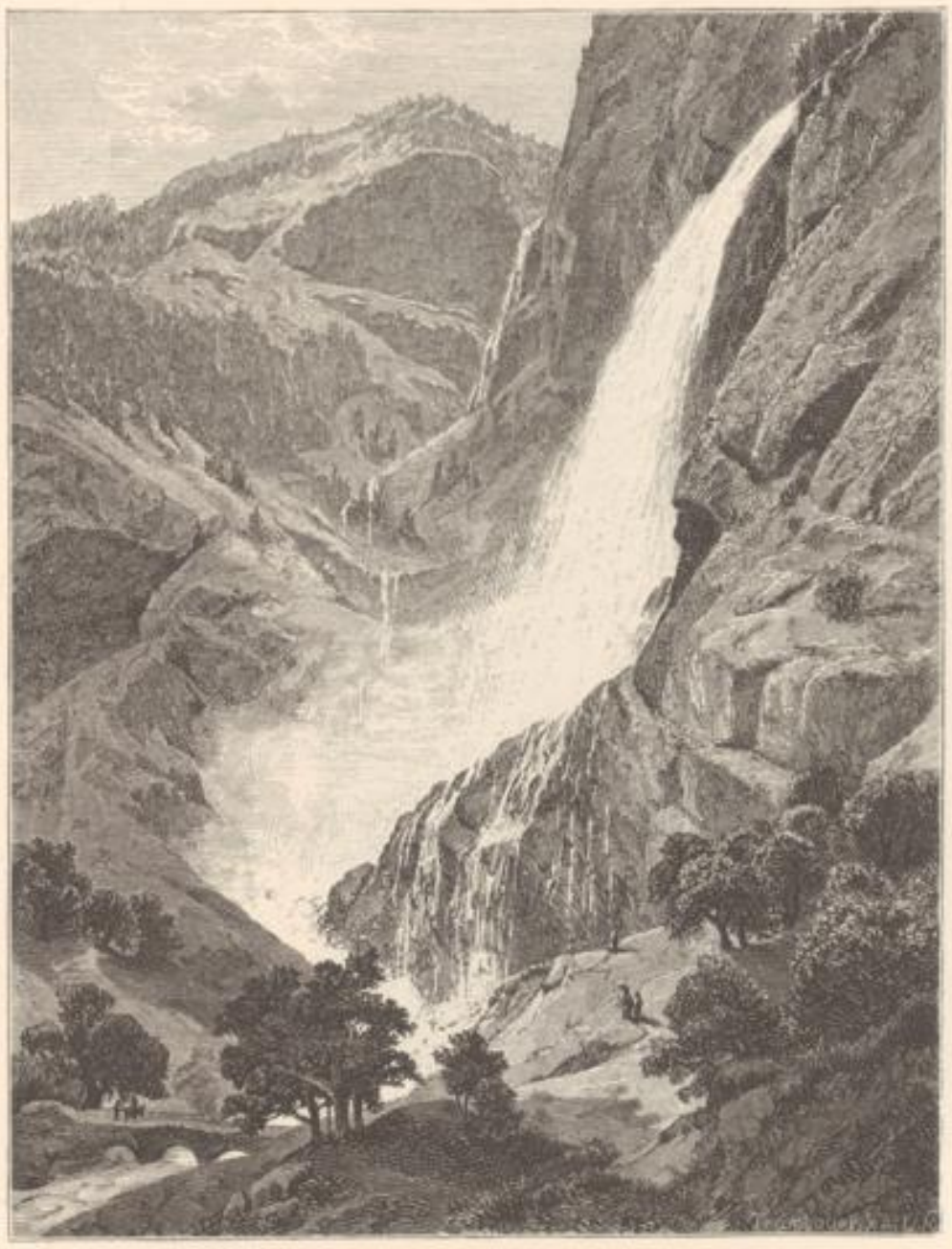
Später schrieb er sogar: Ich könnte allerdings die Meinung des Oecolampad annehmen, aber die starke Uebereinstimmung der Kirche hält mich zurück; ich hasse so sehr die Zwietracht, dass ich fürchte, wenn eine Kollision einträte, würde ich schneller eine Portion Wahrheit dahinter lassen, als durch Behauptung des Ganzen den Frieden stören.« Die reformatorischen Stürme trieben ihn aus Basel fort. Auf dem Schiffe, das ihn rheinab führte, sprach er noch die Verse:

Behüt Dich Gott, geliebte Stadt,
Die mich so lang beherbergt hat.
Ich wünsch Dir Heil und dass kein Gast
Dir mehr bring, denn Erasmus, Last.

Zu seinem berühmten Buche »Lob der Narrheit«, in welchem er die ganze menschliche Gesellschaft einer ironischen Musterung unterwirft, und die verkörperte Thorheit ihre Verdienste selbst anpreisen lässt, wie sie alle Lebensalter, die Ehe, das soziale Leben, den Staat, die Kirche und die religiöse Vorstellung beglücke, und bewirke, wie Jeder seine Rolle in der Komödie des Lebens recht spiele, entwarf Holbein 82 Federzeichnungen in einem Exemplar von 1514, Bilder voll köstlicher Lebenswahrheit und kecker Geisselung der Verkehrtheiten der Zeit im Geiste der damaligen freien Volksdichtung.

Holbein malte auch mehrmals das Bildniss des Erasmus, und charakterisirte sprechend den Mann des scharfen Denkens und feinen Beobachtens, der Klugheit und Bedachtsamkeit, der feinen, um den Mund spielenden Ueberlegenheit. Den grössten Namen unter Holbeins freien Erfindungen erwarb sich sein »Todtentanz«. Eine Dramatisirung dieses Tanzes, vierzeilige Versabsätze mit wechselndem Gespräche zwischen dem Tode und der von ihm bedrohten Person nach den vierundzwanzig Rangstufen der menschlichen Gesellschaft war schon im XIV. Jahrhundert verbreitet. Dann wurde auch die künstlerische Darstellung als »Laienpredigt« beliebt, und besonders von Predigerklöstern gepflegt. Das Nonnenkloster Klingenthal, Predigerordens, in Kleinbasel, 1274 von dem edeln Minnesänger Walther von Klingen gestiftet, scheint den frühesten Todtentanz erhalten zu haben, der wahrscheinlich mit dem »grossen Sterbent« zusammenhängt. Später vergessen und verfallen, rettete sein Andenken der Bäckermeister Büchel, der ihn 1773 sammt den Reimsprüchen kopirte. Die Darstellung war noch eine sanfte, naive, ohne wirklichen Humor. Ein weit berühmterer Todtentanz war auf die Kirchhofmauer des Predigerklosters in Grossbasel gemalt. Holbeins Todtentanz, zu dem sich die in Basler Drucken seit 1524 vorkommenden grossen Anfangsbuchstaben mit Todesbildern wie Vorarbeiten verhalten, erschien in vortrefflichen Holzschnitten von Hans Lützelburger erst 1538.

Das Basler Museum besitzt noch vierzig Blätter Probedrucke. Holbein gibt den Tod nicht wie die ältern Bilder halbverwest, sondern als Skelett mit dämonischem Charakter. Am päpstlichen Stuhle harren Tod und Teufel, dem Ablass ertheilenden Kardinal reisst der Tod den Hut vom Kopfe, den König (mit den Zügen von Franz I. von Frankreich) erreicht er an reichbesetzter Tafel, den Abt, der ihm vergeblich das Brevier an den Kopf schleudert, packt er an der Kutte, dem fetten Richter bricht er den Stab, dem Advokaten wirft er Goldstücke zu, hinter dem gestikulirenden Pfarrer erhebt er die Kinnlade, der Nonne am Altar, die auf das Lautenspiel des Liebhabers lauscht, löscht er als hässliches Weib die Kerze aus, dem armen alten Mann spielt er das Hackbrett vor, der Putzsüchtigen hilft er an der Toilette. Jeden packt er auf seine eigene Art, Charakter, Bewegung, dramatische Handlung sind unübertrefflich wahr. — Eine Reihe von Trachten-Studien Holbein's führen die kostbare Umwandlung, wie sie mit dem volleren Begriffe der Lebenswirklichkeit und der Freude am farbigen Reize auch in Basel durchgedrungen war, glänzend vor Augen; die Gewänder erhielten durch die Form der Schlitze und gebauschten Aermel, durch die wechselnden Farben, die Falten und Bänder von Mänteln, Röcken, Beinkleidern etwas Festliches. Selbst die dekorative Wandmalerei erhielt diesen heitern, festlichen Charakter und durch Holbein eine neue geniale Richtung. Die bekannteste der von ihm bemalten Façaden, die des Hauses zum Tanz (20, Eisengasse), noch bis 1750 erhalten, und im Museum auf einem grossen Blatte einer Durchzeichnung des Originalentwurfs, dargestellt, zeigt die Renaissance-Phantasie in ihrer glänzendsten Erscheinung, selbst die Fenster sind zwischen grossartige Säulenreihen und unter origineller Handhabung der Perspektive eingereiht. In einem Skizzenbuch des Museums sind eine Reihe von Entwürfen zur damaligen Kleinkunst enthalten für getriebene Arbeit und Gravirung: Ernst und Heiterkeit, Christliches und Heidnisches



Der Buffalorafall. (Graubünden.)

in köstlichem Wechsel. Am vollendetsten sind die Zeichnungen zu Pokalen, Kannen, Tafelaufsätzen und Tellern; es war die Zeit, wo das Kunsthandwerk mit feinstem Kunstgefühle die edelste Gediegenheit verband. Auch von Entwürfen zu Glasgemälden besitzt das Museum eine reiche Zahl, mehrere Scheiben mit den Wappen der eidgenössischen Kantone im Basler Grossrathssaale von 1519 und 1520 weisen in der Zeichnung auf Holbein, Urs Graf und Niklaus Manuel hin. Der reformatorische Geist führte die Glasgemälde aus der Kirche in die Rathhäuser, Schützensääle und Zunftstuben. Die Kirchenbilder Holbein's, einige noch an Mantegna und an Leonardo da Vinci anlehnend, zeigen den Charakter der Zeit im Hervortreten des derb Dramatischen und echt Menschlichen, der naiven Kraft und der Unmittelbarkeit des Gefühls; sie heben gleichwie die Bildnisse die Formen reliefartig hervor in fest umschriebenen, haarscharfen Umrissen und deutlichster Modellirung; im Kolorit erhalten die Lokaltöne in Licht und Schatten die volle Geltung, die Gestalten bewegen sich in hell und kühl beleuchteten, von zurückstrahlendem Licht erfüllten, geschlossenen Räumen.

Holbein erhielt auch den Auftrag, im Grossrathssaal die Wandbilder zu malen. Er hatte sich 1519 in die Malerzunft aufnehmen lassen und war damit gesetzlich genöthigt, das Bürgerrecht zu kaufen; seine Aufnahme geschah am 3. Juli 1520, nachdem er kurz

Die Pontresinaschlucht. (Graubünden.)

zuvor Stubenmeister der Zunft (zum Himmel) geworden. Schon das Jahr darauf beehrte ihn der Rath mit jenem Auftrage, obschon andere Maler, wie Hans Herbster, Kaspar Koch und Hans Dig damals angesehene Stellungen in Basel einnahmen, und letzterer schon 1519 im Rathhause malte. Holbein hatte 1517 den Bürgermeister Jakob Meyer zum Hasen (neben dem Rathhause) gemalt, für den er auch sein berühmtestes Bild, die Madonna (jetzt in Darmstadt) ausführte. Jakob Meyer hatte sich um eine freiere Entwickelung der Verfassung hohe Verdienste erworben, und war, als die Herren von der hohen Stube in den italienischen Feldzügen sich dem Dienste entzogen und nun die Bürgerschaft gegen ihre Vorrechte auftrat und durch die Räthe und die Sechser der fünfzehn Zünfte die Aufhebung dieser Privilegien erreichte, zum ersten Bürgermeister von Zünften gewählt worden, da ohnehin das Verschwinden des Adels aus der Stadt schon so zugenommen hatte, dass Räthe und Wähler nicht mehr in voller Zahl zu finden waren. Basel hatte sich schon 1501, als die Grossmächte sich immer bedrohlicher kräftigten, Oesterreich Basels Gebiet von drei Seiten umschloss und in der Stadt eine Zahl Freunde besass, der Bund mit den schwäbischen und rheinischen Städten im Kampfe der Eidgenossen gegen Oesterreich kraftlos geworden und das Reichsoberhaupt keine Macht mehr entfalten konnte, ganz an die Eidgenossen angeschlossen. Die Tagsatzung war der Stadt auf's freundschaftlichste entgegengekommen, als aber Basel die Stellung eines der VIII Orte verlangte, sträubten sich Zug und Glarus, und die Städte Solothurn und Freiburg fanden es demüthigend, dass ihnen nun Basel als »rechter Ort« vorangehen solle. Aber das mächtige Bern stand für Basel ein, in voller Erkenntniss, wie viel durch den Beitritt der ehrlichen und bedeutenden Stadt als eines Thors für Handel und Gewerbe und eines trefflich gelegenen Bollwerks in allen Wechselfällen des Krieges die Eidgenossenschaft und Bern selbst gewinne. Basel wurde in

seiner von ihm verlangten Stellung aufgenommen, musste aber verzichten, ohne die Tagsatzung von sich aus Krieg zu führen oder Bündnisse einzugehen, und erhielt dafür in besonderer Berücksichtigung seiner Besonnenheit und Gerechtigkeit die Aufgabe einer »Friedensstifterin«, eine Ehrenstellung, welche die Stadt wiederholt in vollen Treuen eingenommen hat. Am 13. Juli 1501 wurde Basel schweizerisch, die Bürger zogen den eidgenössischen Gesandten entgegen, die Jugend rief: »Hie Schweiz, Grund und Boden und die Stein in der Bsetzi!« Auf dem Kornmarkt waren die Bürger mit ihren Söhnen von fünfzehn Jahren ab und auch die Vögte und Amtspfleger der Landschaft aufgestellt, der Bundesbrief wurde beschworen, worauf alle Glocken einstimmten und die Stadtthore sich öffneten, wo nun statt zwanzig Geharnischter eine spinnende Frau sass und den Zoll forderte. Das erste nach der Bundesfeier geborene Kind (Buchdrucker Froben) wurde als der erste baslerische Eidgenosse von den Gesandten aus der Taufe gehoben.

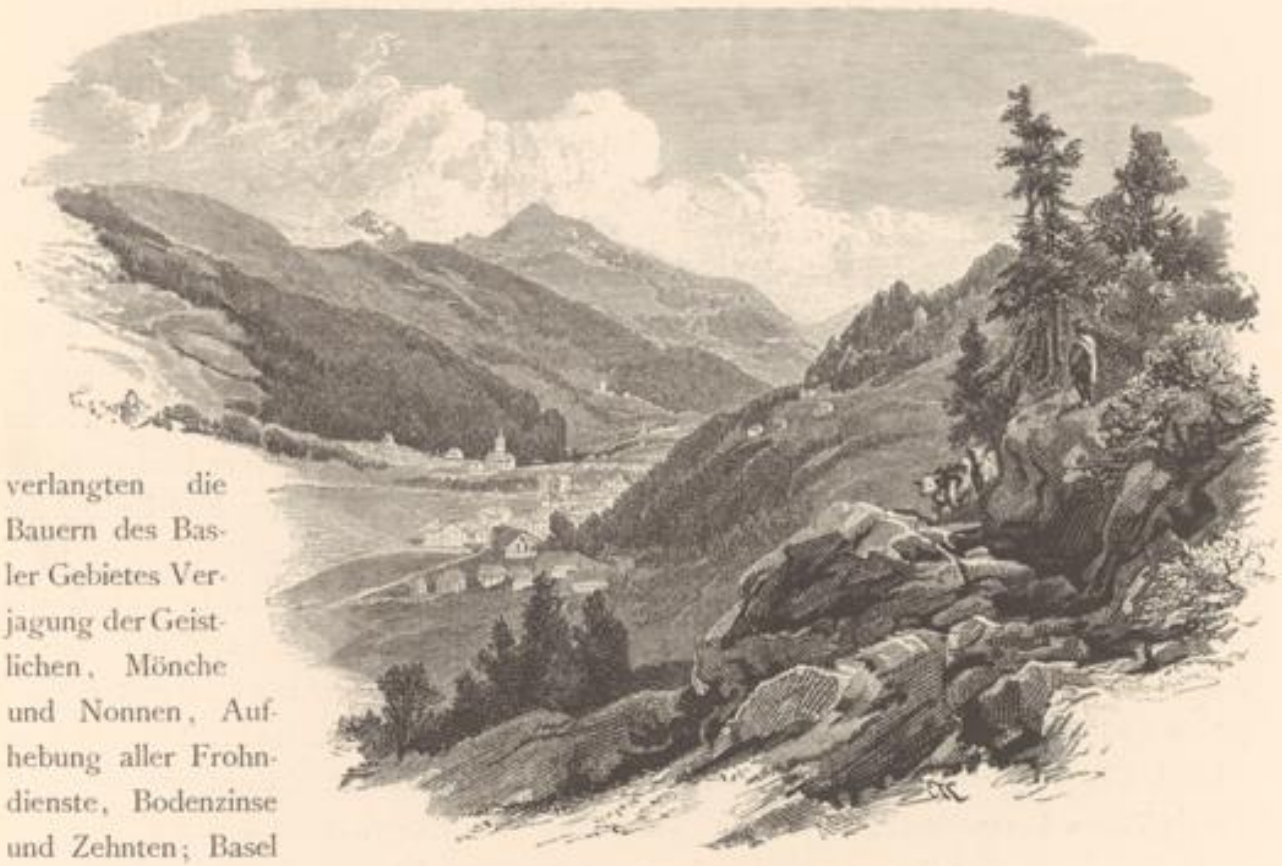
Das Verhältniss der Stadt zum Bischof war schon längere Zeit ein gespanntes, ein Schiedsspruch 1471 war ein blosser Sühnversuch. Als Bischof Christoph von Utenheim, ein milder, humanistisch gebildeter Herr, die Handveste ertheilen wollte, erklärte der Rath, dass die Worte derselben mit dem Gebrauche nicht mehr übereinstimmten, er werde daher dieselbe erst beschwören, wenn die Mängel gehoben seien. Die 1506 durch gegenseitiges Nachgeben angenommene Handveste wurde nach dem Tode des Bischofs vom Rathe nicht mehr als bindend erachtet, und als der Bischof die Burg Pfeffingen zu der Stadt feindseligen Zwecken verwenden wollte und Basel, befürchtend, bis auf den Stadtgraben ringsum eingezäunt zu werden, der Wittwe des Grafen alle Ansprüche abkaufte und das Schloss (1520) besetzte, half die eidgenössische Vermittelung nicht mehr. Am 12. März 1521 erging die »Erkanntniss, dass man hinfort keinem Bischof mehr schwören, ihn den Rath nicht besetzen lassen, und keinen Lehnsmann des Bischofs im Rathe leiden wollte, weil ja die Handveste nur auf Lebzeiten des Bischofs Gültigkeit habe und ohnehin jetzt ein anderes Wesen sei, als ehe man eidgenössisch geworden; die Pflicht gegen das Stift hinsichtlich der Rathsbesatzung bestehe nicht mit der Pflicht gegen die Eidgenossenschaft, da Bischof, Kapitel und seine Lehnsmannen bisher gegen die Stadt gehalten, Rath und Gemeinde aber sich an dem Eid unserer Eidgenossen begnügen sollen.« — Den Rath und die beiden Häupter, Bürgermeister und Oberzunftmeister wählte nun der abgehende Rath, vom neuen Bürgermeister wurde weder Ritterstand noch Stubenrecht verlangt, nur durften die beiden nicht aus derselben Stube oder Zunft genommen werden. Die öffentliche Verkündigung fand anstatt auf dem Münsterplatze, nun auf dem Petersplatze statt; am Nachmittag ernannten die Zünfte ihre Meister und am folgenden Sonntag ging der neue Oberzunftmeister auf alle Zünfte und jede musste ihm zu Handen des Raths schwören. Tags darauf versammelte sich der neue Rath und leistete den Eid; der grosse Rath hielt seine Sitzungen jetzt im neuen Rathssaal.

Das Rathhaus, ein schon im XIV. Jahrhundert begonnener Bau, mit imposanter, malerischer spätgothischer Pfeilerhalle erhielt 1508 bis 1521 eine durchgreifende Umgestaltung. Aus dieser Zeit stammt die schmuckvolle vielfenstrige Façade mit dem dahinter liegenden Hofe. Den damals nur zwölf Fuss hohen und von drei Pfeilern durchschnittenen Saal zauberte Holbein durch seine Wandmalereien in eine luftige, prächtige, nach allen Seiten offene Halle um, die Handlungen der sechs Hauptgemälde gingen in freier Landschaft vor,

Die Diavolezza und Monte Pers. (Graubünden.)

oder in hohen majestätischen Säulenhallen mit weiten Perspectiven. Als dramatische Darstellung der Gerechtigkeit wurden der Tod des Charondas, die Blendung des Zaleukos, die Unbestechlichkeit des Curius Dentatus, die Geschichte Sapor's gewählt, für die Zwischenbilder die Tugenden und an der östlichen Schmalwand Rehabeam und Saul mit Samuel. Leicht kolorirte Federzeichnungen von allen Hauptbildern sind noch vorhanden, sowie einige 1817 bei Entfernung einer alten Tapete aufgefundene Originalköpfe. Es waren Bilder von wahrhaft historischem Gehalte, die Hauptwirkung in die That allein legend.

Zürich war mit der Reformation der Kirche vorangegangen; in Basel widersetzten sich derselben das Domkapitel und die Universität; dem Rathe war durch die Klosterguts-frage und sein Verhältniss zum Bischof ein gemässigtes besonnenes Handeln geboten; 1525 wurden die Klosterleute von St. Leonhard, um der Vermögensvereinigung ihres Stiftes mit dem grossen Kapitel zu Windesheim, zu welchem sie gehörten, zu entgehen, vom Rathe in das Bürgerrecht aufgenommen und erhielten Leibgedinge, wofür der Rath schenkungsweise von ihnen das Gotteshaus sammt der Pfarre und allen Rechten, Gütern, Zinsen und Gülten empfing, damit das Vermögen »so die Voreltern aus besonderer Andacht dahin gesteuert, nicht in Abgang oder fremde Hand« komme. Am 26. April lud der Rath in allen Klöstern die Ordensleute ein, im weltlichen Stande ihrer Seelen Heil zu suchen unter Zurücknahme ihres eingebrachten Gutes oder eines anständigen Leibgedinges. Die Stadt hatte nun für die ganze Kirchen- und Schulverwaltung zu sorgen, und da Güter, Zinsen und Einkommen auch in österreichischen und anderen Gebieten lagen, mit grösster Vorsicht voranzugehen. Schon



Churwalden. (Graubünden.)

verlangten die Bauern des Basler Gebietes Verjagung der Geistlichen, Mönche und Nonnen, Aufhebung aller Frohndienste, Bodenzinse und Zehnten; Basel schloss die Thore und die Bürger rüsteten, aber eidgenössische Boten vermochten noch zu vermitteln. In der Stadt hatte Oecolampad (Hausschein) aus Weinsberg, mütterlicherseits aus dem Basler Geschlecht der Pfister, der 1522 nach Basel zurückgekehrt und die Stelle eines Vikars zu St. Martin erhalten hatte, nicht ohne Widerspruch der römisch gesinnten Partei einen theologischen Lehrstuhl an der Universität übernommen und wirkte mild und eindringlich im Sinne der neuen Richtung, die aber erst 1529 zur öffentlichen Anerkennung durchdrang.

Als der junge feurige Farel eine Disputation in Basel ankündigte, die Universität aber allen ihren Angehörigen mit Relegation drohte, wenn sie derselben beiwohnten, gebot die Regierung allen Predigern, Priestern und sämmtlichen Universitätsgenossen bei solcher Disputation zugegen zu sein, um »wahren Bericht der heiligen göttlichen Lehren und Schriften so viel möglich zu vernehmen«; wer dem Mandat entgegen handle, dem solle »hinfüren malen, bachen, freyer märkt genzlichen verboten sein, desgleichen so von uns und von der stat verpfründet oder belehnt, ir pfründen und lehen genommen und der genzlich entsetzt werden«. Oecolampad wurde 1525 Pfarrer in St. Martin und war, wie der Chronist Fridolin Ryff behauptet, so beliebt, »das er kein predigt that, er hat ein mechtig Volk daran; die Gemeinde wart im auch fast günstig, das sy ir lib und leben für ihn gewagt hetten, wo ihm leydes soll widerfaren sein«. Der Rath schlug nun aber Mittelwege ein, da namentlich Erasmus vor Uebereilung warnte, die Bürger hielten Versammlungen und suchten die Regierung zu drängen, eidgenössische Vermittler tagten in Basel. Endlich sammelten sich früh Morgens 800 Bürger der Reformpartei in der Barfüsserkirche und verlangten den Austritt derer, die »all under einander verflund« sind, und »grosen anhang von pfaffen« haben, aus dem Rathe. Der katholische Bürgermeister entfloh auf einem Weidling und sogleich hiess es, er suche Hülfe bei Oesterreich. Der Aufstand wuchs, 2000 Mann besetzten den Kornmarkt, das Zeughaus, die Thore, ein Haufe zerschlug im Münster »alle gemald, dafflin, götzen, steinen und holtzen«, und der Zug ging von Kirche zu Kirche. Bei Anbruch der Nacht sprach der Rath die Entfernung der Bilder und die Abschaffung der Messe aus; am Aschermittwoch wurden alle Tafeln und Bilder verbrannt, so auch auf dem Lande. Damit endigte die stürmische Bewegung; viele römisch Gesinnte verliessen die Stadt, die Universität wurde reformirt, Oecolampad oberster Pfarrer (er starb schon 1531), der grösste damalige Kenner

der griechischen Sprache, Simon Grynaeus, erhielt die Professur des Neuen Testaments, der Bischof residirte von nun an bleibend in Pruntrut, das Domkapitel zog nach Freiburg im Breisgau (später nach Arlesheim). Die Stadt erhielt als neuen Charakterzug den »der bürgerlichen Zucht und Abgeschlossenheit«.

Die Kunst schuf noch einige sehr beachtenswerthe Werke; in Palladio's Geist wurde 1578 das Geltenzunfthaus am Markt errichtet; auch die Façade des Spiesshofs von 1601 zeigt palladische Motive; ein weit früheres Kunstwerk, der sogenannte »Holbeinbrunnen«, zeichnet sich durch die elegante, zierlich dekorirte Brunnensäule aus, die unten von einem derb humoristischen reliefirten Bauerntanze umkränzt wird und zuoberst mit einem köstlichen, an die alte Volksdichtung erinnernden Dudelsackpfeifer abschliesst.

Das nach dem Beitritt Basels zur Schweiz völlig gelockerte Verhältniss zum Reiche wurde nochmals in Frage gestellt, als das Reichskammergericht zu Speyer Basler Bürger vorlud. Die Stadt trat der Zumuthung entrüstet entgegen und die Beschlagnahme baslerischer Waaren (1628) im Reiche, bewog sie, mit den reformirten Orten zusammenzutreten und am westphälischen Friedenskongress 1648 durch einen besonderen Gesandten der Eidgenossenschaft dahin zu wirken, dass die Anerkennung der Unabhängigkeit der Schweiz in den Friedensvertrag aufgenommen werde. Ludwig XIV. von Frankreich unterstützte das Begehren und der gewandte biedere Staatsmann Johann Rudolf Wettstein, Bürgermeister von Basel, mit dem französischen Gesandten schon früher befreundet, nachträglich auch von den katholischen Orten anerkannt, brachte durch seine umsichtige, kluge Leitung der durch die deutschen Juristen erschwerten Verhandlungen, unterstützt durch die Vertreter Frankreichs und Schwedens, die rechtliche Anerkennung der Souveränetät der Schweiz und ihrer gänzlichen Unabhängigkeit vom deutschen Reiche, sowie insbesondere der vollen Freiheit Basels in die Friedensverträge von Münster und Osnabrück.

In der folgenden Zeit nahm das Selbstbewusstsein der Regierungen von ihrer Machtvollkommenheit und ihrem göttlichen Amte zu und mit ihm die Engherzigkeit und bald auch die Bestechlichkeit. 1688 erachteten es die Räthe für nothwendig, um der Stimmenfeilheit und dem Hochmuthe zu begegnen, bei den Aemterbestellungen die Ballotage einzuführen. An der Universität blühte damals die Mathematik; Leonhard Euler von Basel, der grösste Mathematiker seiner Zeit (geb. 1708) war Schüler von Johannes Bernoulli; er ging, von Daniel Bernoulli eingeladen, nach Petersburg, wo auch der Mathematiker Jakob Hermann und der Mechaniker Isaak Bruckner, beide von Basel, weilten, doch bald wieder nach Basel zurückkehrten. Euler verehelichte sich mit der Tochter des Hofmalers und Direktors der Petersburger Malerakademie, Georg Gsell von St. Gallen, der in zweiter Ehe die Tochter der berühmten Malerin Sibylla Merian von Basel geheirathet hatte. Schon der Vater Sibylla's Matthaeus Merian, hatte sich als Kupferstecher rühmlichst hervorgethan und seine zwei Söhne waren ebenfalls treffliche Künstler. Euler errang sich durch eine Reihe von Schriften rasch seinen hohen Ruf. Friedrich der Grosse berief ihn 1744 an die Akademie von Berlin, wo er 22 Jahre blieb; nach Petersburg zurückgekehrt, erblindete er, vermochte aber doch seine Werke so klar zu diktiren, dass er selbst seinen nachschreibenden Bedienten, einen ehemaligen Schneider, in den Stand setzte, die schwersten algebraischen Aufgaben ohne fremde Hilfe aufzulösen. Euler hinterliess 809 selbstständige Werke und Abhandlungen als Belege zu seinem Spruche: »Das grösste Vergnügen ist das

Burgruine von Misocco. (Graubünden.)

Auffinden neuer Wahrheiten«. — Mathematik, Handel und Gewerbe waren jetzt der Glanz Basels, während das Staatsleben am Niedergange der alten Eidgenossenschaft Theil nahm und die »Hochgeachteten, hochedelgebornen, hochedeln, gestrengen, frommen, vornehmen, fürsichtigen und weisen Herren Bürgermeister und Räthe der hochlöblichen Stadt und Republik Basel«, die allerseits »gnädigen Herren und Obern«, den »lieben getreuen und glückseligen« Unterthanen schon ferne standen. Ansichten wie die eines Isaak Iselin, der von 1750 bis 1782 Basels Rathsschreiber war und den Kleinstaat Basel wie die Schweiz durch weltbürgerliche Ideale zu regeneriren hoffte, vermochten nicht durchzudringen. Selbst die Reihe von kleinen Schriften, in denen er in edler Sprache mit Freimuth die Gebrechen der Zeit schilderte, in »philosophischen und patriotischen Träumen«, in »politischen Versuchen und Hoffnungen« eine Neubelebung aller geistigen Interessen anfachte, durch volksthümlichere Verfassung und Erziehung die Sitten des Volks zu verbessern ermahnte, für den öffentlichen Unterricht als Pflicht des Staates, die Landwirthschaft als die wahre Wohltahrt der Schweiz erachtete, wirkten zunächst nur als ebensoviele Anregungen. Aber durch stetige Sorge für das Armenwesen, durch Stiftung der jetzt noch jugendfrisch wirkenden gemeinnützigen Gesellschaft und durch den Bund der helvetischen Gesellschaft, welche die erspriesslichsten Keime der neuen Schweiz pflanzte, ward er einer der bedeutungsvollsten Vorläufer des jetzigen Humanismus. Der Dichter und grosse Sprachforscher Wilhelm Wackernagel von Basel singt von ihm:

Ihm war verliehn was so selten nur
Dem Menschen mag verleihn ein güt'ger Gott:
Gleich klar zu sehn das Nahe wie das Ferne,
Im Kleinen wie im Grossen ganz zu sein
Und eng und weit und immer warm zu lieben.

Ein und derselb' erschloss er sein Gemüth
Der ganzen Welt, und hing, als wär' ihm das
Die ganze Welt, am Fleckchen Heimaterde,
Der Menschheit Freund, und Freund des Vaterlands,
Bürger der Welt und seiner Heimat Bürger.

Ein Bergamasker Schäfer.

In der Kunst nahm zu Iselins Zeit die Architektur die erste Stelle ein. Büchel von Basel baute 1760—70 das weisse und das blaue Haus im norddeutschen »Residenzstyle« unter Leitung des kunstverständigen Bauherrn Lukas Sarasin. Im blauen Hause besah sich schon 1777 Kaiser Joseph II. die Seidenbandmanufaktur; im weissen Hause schlug General Moreau 1800 sein Hauptquartier auf. Büchel ist auch der Baumeister des Kirschgartens, der damals als das schönste Gebäude der Schweiz galt.

In der französischen Revolutionszeit griff Peter Ochs, der Geschichtsschreiber Basels, bestimmend in die Geschicke der Schweiz und seiner Vaterstadt ein.

Durch mehrjährigen Aufenthalt in Frankreich mit dessen Sprache und Denkweise auf's innigste vertraut, war Ochs mit seinen Eltern aus Hamburg, wo sein Vater, ein Basler, als Agent des Königs von Dänemark und reicher Kaufmann eine angesehene Stellung eingenommen, 1769 nach Basel gekommen und wurde durch Iselin bestimmt, den Handelsstand mit der Naturwissenschaft zu vertauschen. 1782 folgte er Iselin als Rathsschreiber und stand bald, obschon ein Mitglied der Basler Aristokratie, an der Spitze ihrer Opposition, war aber dennoch vermöge seiner Studien im Staatsarchive und seiner politischen Gewandtheit der Unentbehrliche für staatsrechtliche

und diplomatische Verhandlungen. Wie sehr er zu fesseln wusste, bezeugt schon sein erstes Zusammentreffen mit dem Geschichtsschreiber Johannes von Müller, der ihm schrieb: »Es ist gewiss, dass edle Gemüther sich beim ersten Anblick Zeugniss geben, dass die Pantomine der leeren und der Fanatismus der bloss ehrlichen Seelen sie nicht hindert, einander zu durchdringen, und Blicke, wie Sie und ich uns gegeben haben, Sie und mich mehr lehren, als jahrelange Prüfung der gewöhnlichen Menschencharaktere«. Und von Ochs' Geschichte von Basel schrieb Müller: »ich kenne keinen Kanton, der einen bessern Geschichtsschreiber hat, keinen, der einen so guten hätte.« — Kurz vor der Wahl von Ochs zum Oberzunftmeister hatte der Staatsstreich vom 18. Fruktidor die militärische Gewalt an die Spitze gebracht, und der Krieg wurde, da der junge General Bonaparte in Italien gezeigt hatte, wie dem heruntergekommenen Frankreich am besten zu helfen sei, fortan ein Finanzprojekt, in das nun auch der reiche Berner Staatsschatz als ein Posten im Budget aufgenommen wurde. Der französische Commissär Mengaud trat demgemäss schon in Basel mit den schönsten Verheissungen der Freiheit und brüderlich schützenden Freundschaft auf, denen die kecksten Zumuthungen und darauf gestützte Einmischung in die innern Angelegenheiten zur Seite gingen. Bonaparte selbst stellte den freiheitlichen Satz auf: »Ein Volk kann nicht Unterthan eines andern Volkes sein«, und nahm desshalb das schöne Unterthanenland Veltlin den Graubündnern weg. Er hatte damals Europa den süssen Frieden von Campoformio gegeben und die aristokratische Republik Venedig zu Grabe gelegt. In der Schweiz jubelten die in Unterthanschaften Darniedergehaltenen dem unüberwindlichen Befreier zu, zumal er bei seiner Durchreise der aristokratischen Berner Regierung den Rücken zukehrte. Im Gebiete Basels harrte seiner seit acht Tagen in dem romantischen Langenbruck eine schöne Rede der Rathsbotschaft, leider war er bei seiner Ankunft noch nicht erwacht, und konnte sie erst zu Waldenburg im Engthale der Frenke anhören; Liestal feierte seinen Einzug mit donnerndem Geschütze und alles Volk jauchzte: »Freiheit und Gleichheit«. Beim Rothen Hause am Hardtwalde empfing ihn das Basler Jägercorps, von der St. Albanschanze grüssten die Kanonen und unter dem Jubel der Einwohner fuhr er mit militärischem Geleite zum Gasthof der drei Könige, wo schon 1027 die drei Könige: (Kaiser) Conrad II., sein Sohn Heinrich III. und König Rudolf III. von Burgund gemeinschaftlich abgestiegen sein sollen. Den Basler Sinn für Familienleben ehrte Bonaparte durch würdigen, gemüthlichen Empfang seines Stiefgrossoheims, des achtzigjährigen Pastetenbäckers Fäsch von Basel. An der Tafel, wo er zwischen Bürgermeister Buxtorf, der ihn als den Freiheitshelden gepriesen, und dem Zunftmeister Ochs, der den Gesinnungen Frankreichs nachforschte, sass, konnten die Standeshäupter seine plötzliche Frage: was wollt Ihr uns für das (von Oesterreich an Frankreich abgetretene) Frickthal geben? nur mit einem Lächeln beantworten. — Als Ochs nachher von Basel nach Paris gesandt wurde, fragte ihn Bonaparte, ob die Patrioten in der Schweiz nicht eine Revolution unternehmen könnten, wenn Frankreich sich in zweiter Linie hielte, und als Ochs dies entschieden verneinte, da die Regierung äusserst wachsam und strenge sei, fügte er bei: und sie muss doch gemacht werden und zwar bald!

Es galt die rasche Umwandlung der Schweiz in eine einfache untheilbare Republik, auf dem Boden der Rechtsgleichheit zwischen Stadt und Land. Mitten im Frieden besetzten plötzlich französische Truppen den vom Reiche an Frankreich abgetretenen Pruntruter Theil des Bisthums Basel; die Friedenspartei in der Schweiz getröstete sich, die bewaffnete Einmischung Frankreichs sei nur gegen die zu Bern starr festgehaltenen Vorrechte der Aristokratie gerichtet. Aber die Waadt wurde von französischen Truppen besetzt, Bern fiel im Kampfe und sein Staatsschatz wanderte nach Paris. Im Kanton Basel pflanzten die Liestaler den ersten Freiheitsbaum auf, die Landesausschüsse bildeten eine provisorische Regierung, und zweitausend Landschäftler rückten bewaffnet vor die Stadt, aber die Regierung lud sie ein, mit der Bürgerschaft gemeinsam die Stadt zu bewachen und die Einigung vollzog sich rasch. Die Landschaft erhielt am 20. Januar 1798 ihre Freiheitsurkunde, und die landvögtlichen Schlösser Waldenburg, Farnsburg und Homburg lagen in Asche, die Gnadentitel der Regierung fielen, die Uhren der Stadt liefen wieder mit den andern, auf den Plätzen und Wällen erhoben sich die Freiheitsbäume. Am 18. April wurde die Aufnahme Basels in die untheilbare helvetische Republik verkündigt; Ochs konnte mit gerechtem Stolze rühmen, dass die baslerische Staatsumwälzung »ohne fremde Heeresmacht, ohne Brandschatzung eines Siegers, ohne Trauerscene, ohne Gewaltthaten zu Stande gekommen sei, unter Bewahrung der vollen städtischen Unab-

Bellinzona. (Tessin.)

hängigkeit.« Der Grosse Rath bestätigte mit Dank, dass Basel der Schweiz das erste Beispiel einer besonnenen und friedlich ausgeführten Revolution gegeben habe. In Paris hatte Ochs jene französisch-helvetische Einheitsverfassung vom 15. Januar 1798 entworfen, von welcher er der schweizerischen Nationalversammlung, wie das Protokoll rühmt, »mit den ihm ganz eigenen Gefühlen und tiefer Kenntniss der vaterländischen Verhältnisse die wesentlichen Vorzüge entwickelte« und welcher bei der Umfrage »alle Redner begeistert beistimmten.« Ochs wurde Senator; in das Direktorium kam Legrand von Basel, einer der uneigennützigsten Patrioten. Bald sah sich jedoch das Direktorium ganz in den Händen des französischen Oberkommissärs und des Oberbefehlshabers. Sie ersetzten willkührlich zwei ihnen nicht genehme Direktoren durch die Senatoren Ochs und Dolder. Aber das Schutz- und Trutzbündniss, welches durch Ochs mit Frankreich zu Stande kam, verwickelte plötzlich die Schweiz in die Kriege der zweiten Koalition gegen Frankreich. Als Oesterreich siegreich in Zürich einrückte, in Frankreich die Regierung eine gemässigtere wurde, verloren die Häupter der Schweiz ihre Stütze. Ochs wurde beschuldigt, einen an den helvetischen Minister des Aeussern gerichteten Privatbrief eines Schweizers über die französischen Pläne dem französischen Geschäftsträger mitgetheilt zu haben, und mit dem Mackel des Landesverrathes zur Abdankung genöthigt. Das war der Preis seines leidenschaftlichen Anschlusses an Frankreich, dem er so sehr die Mission der Befreiung der Schweiz zuerkannte, dass er in einem Schreiben an Bonaparte den Wunsch ausdrückte, der Bürgergeneral möchte Gesetzgeber der Schweiz sein, zudem auf Rath und Unterstützung von ihm bei der Revolutionirung der

Chur. (Graubünden.)

Schweiz hoffte, und es für nöthig erachtete, dass die schweizerische Nationalversammlung durch die Nähe eines Kriegsheers unterstützt werde.

Der Friede erfolgte erst 1800 und gewährleistete die Unabhängigkeit der helvetischen Nation. Durch die Mediationsverfassung wurde Basel wieder einer der neunzehn Kantone der Eidgenossenschaft. Noch einmal drohte der Stadt Gefahr von Frankreich, als Napoleon von der Insel Elba zurückkehrte, und Basel von der Schanze der vom Volke »Zwingbasel« genannten Festung Hüningen mit Bomben und Haubitzgranaten beworfen wurde. (Eine der Kanonen trug die Aufschrift: Si tu te remues, Bâle, je te tue.) Schweizertruppen halfen rüstig an der Beschiessung der Festung, die bald kapitulirte. Dem Erzherzog Johann zu Ehren wurde auf dem St. Petersplatz ein glänzendes Fest gegeben, und kurz darauf die Festungswerke von Hüningen für immer geschleift. Die Jahre 1815 bis 1830 waren für Basel Zeiten äusserer Ruhe und der thätigsten innern Entwickelung, die unter Bürgermeister Wieland besonders auch das Unterrichtswesen auf eine höhere Stufe hob. 1823 widerstand die Stadt sogar dem Unmuthe der europäischen Mächte, weil sie mehrere freidenkende Flüchtlinge an der Universität angestellt hatte, die bis in die Gegenwart Männer von bedeutendstem wissenschaftlichem Rufe (de Wette, Peter Merian, Wackernagel, Schönbein, Jakob Burckhardt u. a.) zu den Ihrigen zählte. Die Kunst hatte ebenfalls ihre tüchtigen Vertreter; der Maler Birrmann verherrlichte den Kanton, und in dem von Berry aus Basel 1843 zu einem stattlichen Museum umgebauten Augustinerkloster gehören zu den besten Bildern der Gegenwart auch die der zwei Basler Künstler: Ernst Stückelberger, den

Italien grosszog, und Arnold Böcklin, dessen seltsame Gedanken die wunderbarste Farbenplastik verklärt; der Bildhauer Schlöth schmückte seine Vaterstadt mit jenem Denkmale, das nur ein treuer Sohn der Helvetia so naturwahr schaffen konnte. Die Baukunst, im Villenbau Vorzügliches leistend, wandte sich vornehmlich dem öffentlichen Leben zu, errichtete moderne Schulpaläste, Kunsthalle, Theater, Musiksaal, Turnhalle und eine in reicher conventioneller Gothik ausgeführte, durch das Testament eines Privatmanns, Christoph Merian, gestiftete Kirche (St. Elisabeth), und schon ist den Neubauten einer monumentalen Post und zweier monumentalen Rheinbrücken Gesetzeskraft ertheilt worden. Selbst in der Anlage des »zoologischen Gartens«, des ersten in der Schweiz, dem schon ein Versuch in den romantischen »langen Erlen« jenseits Kleinbasel voranging, sind die künstlerischen Motive nicht ohne Bedeutung, und die Gewerbe-Ausstellung von 1877 bezeugte, dass auch das Handwerk Basels seiner künstlerischen Bedeutung in der Renaissancezeit bewusst blieb. Im politischen Leben hat Basel nach dem schweren Kampfe, den das Landvolk mit den Waffen für die Gleichberechtigung stritt, und nachdem »die eiserne Consequenz« die Stadt bis zum Widerspruche mit der Tagsatzung getrieben und diese 1833 die Trennung des Kantons in zwei gesonderte Theile beschlossen hatte, deren einen jetzt die Stadt allein mit den drei rechtsuferigen Gemeinden bildet, die anfänglich tiefe Abneigung gegen die in der Schweiz die grosse Mehrheit bildende freisinnige Partei überwunden, und ist in neuester Zeit Hand in Hand mit der bedeutenden Erweiterung der Stadt zur treuesten Stütze aller fortschrittlichen eidgenössischen Institutionen geworden.

Baselland südöstlich durchziehend führt die Bahn durch den fruchtbaren, von grünen Höhen umkränzten Thalgrund nach dem Dorfe Muttenz unter der waldig bekränzten Burg Wartenberg; wie ein dichterisches Stimmungsbild liegt der Kanton bis in die bläuliche Ferne zu den Füssen der Burg. Gegen den Rhein hin, am Ausgange des grossen dunkeln Hardwaldes jenseits der reichen Oekonomie des »Rothenhauses« hat Herr von Glenk aus Gotha nach mannichfachen Vorversuchen in andern Gegenden die erste schweizerische Saline »Schweizerhall« gegründet, die jetzt gegen 280,000 Centner Salz jährlich liefert. An der Schauenburg, die auf der Waldhöhe einsam thront, und am heitern, elegant aufgebauten Kurorte Bienenberg vorüber eilt der Zug zum Hauptstädtchen des Kantons, dem anmuthig in die Thalsohle des Hügellandes gebetteten »freiheittrutzigen« Liestal hin. Der treffliche Dichter Widmann in Bern, dessen Vater hier Pfarrer war, ruft ihm zu:

Trautes Städtchen, sei mir gegrüsst! — ich sehe Dich wieder,
Sehe den rebengegürteten Berg mit den sonnigen Halden,
Der das freundliche Thal vor stürmenden Norden behütet,
Sehe die zackige Fluh, die so keck sich erhebt aus dem Hochwald.
Lieb wie dem Adler der Horst, wie den Gemsen der luftige Berggrat,
Den kein jagender Aelpler betritt, war der Felsen dem Jüngling.
Ach! wie oft hier hat er geträumt von Wundern und Wonnen
Künftig zu lebender Tage, von Thaten des herrlichsten Muthes.

Jenseits des stattlichen Sissach unterhalb der Hochfluh, welche das ganze Thalgebiet mit seinen idyllischen Reizen beherrscht, trennt bei dem ländlichen Läufelfingen der lange Hauensteintunnel, die aus Lias und unterem Jura geschichtete Felsmasse durchbohrend, Baselland von Solothurn, das hier beim Einzug in jene grosse Station Olten alle Schönheiten

In der Vorstadt von Aarau.

des Jura entfaltet. Ostwärts tritt die Bahn in den Kanton Aargau, der zwar keine Hochgebirge, noch die farbenprächtigen Uebergänge der Tannenwelt in die Alpweiden und die blendenden Schneefelder bietet, auch keine den Gletschern entströmende Wildbäche und romantische Wasserfälle vorführt, doch an köstlichen Naturscenen und anmuthigen Kleinbildern überreich ist. Der Jura, nur aus Sedimenten gebildet, durchläuft in langen Höhenzügen mit dichten Wäldern und gut angebauten Feldern den ganzen Kanton von Südwest bis Nordost, von fruchtbaren, wohlbewässerten Wiesen, welche zahlreiches Hornvieh nähren, begleitet. Haupterwerb ist der Landbau, die Freiämter pflegen auf's sorgfältigste das

Schloss Wildegg.

Kernobst, das Frickthal vorzügliches Steinobst, namentlich kräftige Kirschen; ein Gesetz von 1806 bestimmte, dass jeder Neuverehlichte sechs und jeder Vater bei Geburt eines Sohnes zwei Fruchtbäume auf dem Gemeindegebiet zu pflanzen habe. Die besten Weine wachsen auf dem linken Aarufer bei Kastelen, Schinznach und Wettingen. Die bedeutendsten Höhen (zwischen achthundert und neunhundert Meter) sind die Gisläfluh im Kreise von Brugg, mit köstlicher Schau über das reiche Thälchen, »im Eigen«, wo die vom Gotthard niederströmende Reuss, die vom Aaregletscher entspringende Aare und die aus dem Züricher See herbeifliessende Limmat in einander münden; das Reussthal hinan dringt der Blick bis in die stolze Kette der Eisberge, das Aarthal hinan bis zu den höhern Juragebirgen, wo der höchste aargauische Berg, die zuoberst mit Nagelfluhfelsen bekrönte Wasserfluh sich vor die Fernsicht stellt.

Hinter der Hauptstadt gegen Baselland hin steigt über der romantischen Schlucht des Erzbaches der Sattel der Schafmatt auf; von der Staffelegg her, die einen Alabasterfelsen hegt, läuft ein rauher vereinsamter Höhenzug dem vom Jura umzogenen, aus Mergel und Nagelfluh geschichteten Bözberg entgegen, den der Fleiss der Landleute auch der Kultur anheimgegeben. Schon zur Römerzeit führte eine Bergstrasse über diesen Hochrücken (mons Vocetius) von Augusta nach Vindonissa. — Die Aargauer sind gewerbfleissig und freundlich, haben Freude an Musik und sind sangreich; die Tracht der Frauen gleicht der eleganten Berner Tracht, wie denn auch der Kiltgang hier heimisch ist. Von der häufigen Bauernleidenschaft des Processirens erzählt man, eine um ihr Auskommen

befragte Bäuerin habe geantwortet: »gottlob haben wir recht ordentlich zu leben und es bleibt uns am Jahresende immer so viel, die langen Winterabende durch ein Processlein zu verkürzen.« Der Aargau ist erst 1803 ein selbstständiger Kanton geworden; der Unteraargau stand früher als Vogtei unter der Hoheit Berns und war dessen Kornkammer, die Freien Aemter zwischen dem Lindenberge und den Höhen jenseits des Hinterbergs bildeten zwei Landvogteien, die untere beherrschten Zürich, Bern und Glarus, die obere die VIII Orte; das Frickthal sammt Laufenburg und Rheinfelden war österreichisch, 1801 durch den Lüneviller Frieden französisch, aber schon 1802 als Ersatz für Wallis schweizerisch. Zum grössern Theil des Aargaus waren die Eidgenossen durch jenen Krieg gelangt, den König Sigmund gegen den in Acht und Bann erklärten Herzog Friedrich von Oesterreich heraufbeschwor. Die Eidgenossen standen zwar noch im zwanzigjährigen Frieden mit Oesterreich, aber ihren Bedenken setzte der König den Gehorsam gegen das Reich entgegen und das Versprechen des Besitzes der Eroberungen im Namen des Reichs, sowie die Zusage völliger Reichsfreiheit. Bern, das darnach trachtete, allen Gewalten, die neben ihm standen, überlegen zu werden, war sogleich bereit, und mit den drei Städten verbanden sich dann auch, um dem Ausschlusse zu begegnen, die eidgenössischen Orte; jedem wurde das von ihm Eroberte als alleiniger Besitz zugesprochen, gemeinsame Eroberungen galten als gemeinsamer Besitz. Bern eroberte rasch ohne harten Kampf die Städte Zofingen, Aarburg, Aarau, Lenzburg und Brugg; die Eidgenossen belagerten Baden, unterstützt durch das schwere Geschütz von Bern; nach drei Wochen ergaben sich Stadt und Schloss. König Sigmund erhielt von den Ständen die Kaufsumme für die Reichspfänder und Herzog Friedrich verzichtete für immer auf die Stammgüter; dem Hause Oesterreich hatten hinfort die Eidgenossen in keinerlei Weise mehr gehorsam zu sein oder zu steuern.

Südlich von Olten ragt oberhalb der Stadt Aarburg das Schloss auf jähem Kalkfelsen über dem Strome auf, das Bern 1660 in Folge des Bauernkrieges zur Festung zwischen dem untern und obern Aargau umschuf mit in den Felsen gehauenen Vertheidigungswerken. Bern verwahrte daselbst die gefährlichen Staatsgefangenen, und Bonaparte liess hier die Häupter der Föderalistenpartei, Aloys Reding, Hirzel u. A. gefangen setzen. Ganz nahe liegt südöstlich das Städtchen Zofingen, das altrömische Tobinium, wo vor dem obern Thore Münzen, Aschenkrüge, kleine Erzbilder und 1826 weiterhin die Reste von Bädern mit ornamentirten Mosaikböden ausgegraben wurden. Nach dem Aussterben der Zähringer kam die Stadt 1218 an den Grafen von Frohburg, welcher das Chorherrenstift reichlich beschenkte; die österreichischen Herrscher erhoben sie zur Münzstätte und zum Turnierplatze, wo Leopold II. ein Turnier hielt, an welchem 660 Ritter mit gekrönten Helmen Theil nahmen. Die schon 1317 genannte Stiftskirche St. Moritz wurde 1517 umgebaut und besitzt noch spätgothische Glasgemälde. Schon frühzeitig erwuchs Zofingen zur gewerbsamen Manufakturstadt, benutzte seine günstige Lage auf sehr fruchtbarer Ebene an der Wigger zur Landwirthschaft und pflegte auch die Waldkultur; seine Gesinnungstüchtigkeit zog ihm die Gunst der Studenten zu, die hier die Jahresfeste einer durch die ganze Schweiz verbreiteten Verbindung feiern.

Von Olten führt die gegen Zürich ziehende Bahn nach der Hauptstadt Aarau, die auf einem geräumigen flachen Kalkplateau sich freundlich und reinlich am Fusse abgerundeter,

Die Trümmer der Habsburg.

weinbewachsener Jurahügel ausbreitet. Zahlreiche hübsche Landhäuser, wohlgepflegte blumengeschmückte Gärten, dunkle Waldungen umkränzen die Stadt, schattige Spaziergänge ziehen sich der Ebene entlang und am Bergrücken hinan; selbst das moderne Regierungsgebäude, das werthvolle alte Glasgemälde bewahrt, ist von Gärten umgeben. Am Gehänge des Hungerbergs hinter der Stadt erhebt sich an sonniger Lage, vom köstlichsten Blumenflor umduftet, das Landhaus zur Blumenhalde, einst die Wohnung des vielgelesenen Romandichters und Volksschriftstellers Heinrich Zschokke (1771 bis 1848), der 1796 in Graubünden seine schweizerische Laufbahn begonnen hatte, in der Helvetik als Deputirter und Regierungskommissär vielfach Friedensstifter war, und durch einflussreiche, von echter Volksthümlichkeit durchdrungene Schriften, den »aufrichtigen Schweizerboten«, den »Gebirgsförster«, den »Alpenwäldler«, »des Schweizerlands Geschichte für das Schweizervolk« sich grosse Verdienste um die Volksbildung der Schweiz erwarb. Die Pfarrkirche der Stadt, seit 1471 erbaut, hat ihre Bausteine der 1444 zerstörten falkensteinischen Burg zu Obergösgen zu verdanken; ein eleganter Lettner scheidet den langgestreckten dreiseitigen Chor von dem stattlichen Schiffe. Wo jetzt das Rathhaus steht, erhob sich einst die Burg der Gaugrafen »Rore«, mit grossem, geviertem, festem Thurm und mit Fallbrücke über den Graben; die Veste, später auch »Freihof« genannt, kam an das Haus Hallwyl, und zuletzt durch Kauf 1515 an die Stadt Aarau. Noch liegen gegenwärtig die Ruinen von sechsunddreissig Burgen im Umkreis von einer starken Meile. Ein stattlicher neuer Schulpalast, ein ansehnliches Waisenhaus und Spital, eine bedeutende öffentliche Bibliothek, rege Industrie (die Aargauer Reisszeuge sind berühmt), Baumwoll- und Seidenmanufaktur deuten

Baden im Aargau.

auf die innere Kraft der Stadt, die zu den intelligentesten der Schweiz zählt. Die Kadettenfeste, jetzt so zahlreich in der Schweiz, haben Aarau vornehmlich ihren ersten Aufschwung zu verdanken; die Jugendfeste haben sich auch auf die andern grössern Orte des Kantons fortgepflanzt, und die herrlichen grünen Teppiche des ganzen Gebiets scheinen dringender als irgendwo zur freudigen Procession einzuladen. Hat doch die heimelige Umgebung dem Aargauer das heitere Volkslied »Juchheie, 's ist Maie« entlockt:

Gsesch's Tübli ufs Pfarrherrn Dach
Und d' Stelzli im glitzerige Bach?
Der Gugger im schattige Wäldli
Und t' Lörche im thauige Feldli?
Wie sie ihre Hälseli strecke
Und d' Lüt us em Schlumer erwecke.

Wie flüge nit Buebe erst us!
Es isch der e Freud und e Grus.
Sie springe und gumpe wie Böckli
Ins Gras über Stude und Stöckli,
Sie chlätre uf Tanne und Bueche
Wänd Nester und Eier ufsueche.

Du herrliche liebliche May,
Wie chromst is nit allerlei hey!
Du bringest so vielerlei Freude,
Wem wölt au sis Lebe verleide?
Juheie, und jetz isch es Maye,
Hansjoggi, wie weimer is freue.

Oestlich von Aarau liegt das Städtchen Lenzburg, das sich um den Nordwestfuss des Schlossberges schlingt. Schon die Römer hatten hier ein Kastell erbaut, dann wandelte es sich in einen Sitz von Grafen, von Landvögten, und in neuerer Zeit von Erziehern um. Gegenüber thront auf freiem Kegel die alte Staufberg-Kirche mit berühmten Glasgemälden aus dem XIV. Jahrhundert in den drei Chorfenstern. Westwärts lagert sich Mellingen, wo die Sandsteinbrüche bis Würmlos Bausteine, Säulen, Herdplatten und Brunnentröge liefern. Südwärts im Kreise Bremgarten, besonders in Wohlen, wird die Strohflechterei lebhaft betrieben; aus Freiburg wird das Waizenstroh, aus dem eigenen Kanton das Roggenstroh bezogen, und die Geflechte, wenn auch an Glanz und Schönheit von andern überboten,

sind allen an Geschmeidigkeit, Dauer und Wohlfeilheit überlegen. Westlich neben Wohlen liegt in fruchtbarer Ebene das Dorf Villmergen, wo 1657 und 1712 der konfessionelle Zwiespalt zu blutigen Bürgerschlachten führte. Die Pfarre von Villmergen war dem Kloster Muri einverleibt, dessen grossartige Gebäude gegen den wohlangebauten Lindenberg hin eine kleine Erhöhung über dem Bünzthale krönen. Muri war eine schon 1027 gegründete, später zu grossem Reichthum gelangte Benediktinerabtei, die dreischiffige Säulenkrypta mit rundbogigen Kreuzgewölben, welche unter dem Chor liegt, zeigt noch die älteste Anlage; die Kirche hat durch spätern Umbau ihre Ursprünglichkeit verloren, der Kreuzgang wurde erst 1534 angelegt. Die Aufhebung des Klosters in der Neuzeit hatte für das gesammte politische Leben der Schweiz weittragende Folgen.

1834 war von der Badener Conferenz, auf welcher Aargau, Luzern, Bern, Solothurn, Baselland, Thurgau und St. Gallen das Erzbisthum Basel zu einem schweizerischen Nationalbisthum zu erheben wünschten, der Staatsgewalt dieser Kantone die Abhaltung von Synoden, das Placet, die bürgerlichen Verhältnisse gemischter Ehen, der Staatseid der Geistlichen, die Beschränkung der Feiertage und die Ueberwachung der Priesterseminarien vorbehalten worden. Der Papst erliess 1835 eine Bulle gegen diese Artikel, und päpstlich gesinnte Geistliche und Mönche trieben zum Aufruhr an. Ihre Anhänger im Aargau petitionirten um völlige Trennung des Grossen Rathes in konfessionelle Kollegien für alle Angelegenheiten der Kirche und Schule und um Rücktritt von den Badener Artikeln; die grosse Mehrzahl der Reformirten wünschte dagegen Repräsentation nach der Kopfzahl. Als die neue Verfassung von 1841 die konfessionelle Trennung beseitigte, widersetzten sich die römisch-katholischen Bezirke dem Beschlusse, für welchen bei ihnen keine Mehrheit gestimmt habe, und die Kommissäre der Regierung, welche in Muri Verhaftungen vornahmen, wurden misshandelt. Regierungstruppen besetzten jetzt die aufrührerischen Bezirke und schlugen den Landsturm in die Flucht. Der Grosse Rath fasste, gestützt auf die Anklage, dass die Klöster die wahren Anstifter des Aufstandes seien, auf den Antrag des unentweglich dem »Ultramontanismus« entgegentretenden Seminardirektors Augustin Keller, den Beschluss: »die Klöster im Gebiete des Kantons Aargau sind im Grundsatze als aufgehoben erklärt«; ihr Vermögen ist Staatsgut und soll für Kirchen, Schulen und Arme der katholischen Gemeinden verwendet werden; die Conventualen erhalten Jahrgelder. Der Widerspruch dieses Beschlusses mit dem einst durch den päpstlichen Nuntius in den Bundesvertrag gebrachten Artikels, welcher den Fortbestand der Klöster und die Sicherheit ihres Eigenthums gewährleistete, regte die ganze Schweiz auf. Die Bundesakte war zwar schon mehrfach durchlöchert, und den Grundsatz der Staatshoheit gegenüber dem »Missbrauch des Ansehens der Klerisei« sprach schon der eidgenössische Pfaffenbrief von 1370 aus, welcher die gegen das weltliche Staatsgesetz sich erhebenden Geistlichen mit der Landesacht (»welcher pfaff do wider tuot, da sol man verhüten, daz demselben nieman essen noch trinken gäb, huse noch hofe gäb mit kauff noch widerkauff, noch kein ander gemeinsamy mit ihm hab«), aber die von der Tagsatzung ernannte Klosterkommission sprach die Unvereinbarkeit des aarganischen Beschlusses mit dem Bundesvertrag aus, und Oesterreich erklärte in einer Depesche Metternichs, dass die Duldung der Verletzung jenes Artikels die vier Mächte, welche den Bundesvertrag wohlwollend gründen halfen, bewegen könnte, denselben als erloschen anzusehen, was um so bedenklicher wäre, als ja das Bestehen des Kantons Aargau selber dem Wohlwollen der Höfe von Wien, Berlin, London und Petersburg zu verdanken sei; zudem verwahre sich Oesterreich gegen die Massnahmen, wodurch die vom Hause Habsburg herrührenden Stiftungen und Vergabungen ihrer Bestimmung entfremdet würden. Als Aargau von den acht aufgehobenen Klöstern die vier Nonnenklöster wieder herzustellen sich erbot, traten St. Gallen, Graubünden und Genf, welche sich das Protokoll offen behalten hatten, Aargau bei, und die Tagsatzung erklärte mit 12½ Stimmen von 22 die »Entfernung dieses Gegenstandes aus Traktanden und Abschied.« Aber sieben katholische Kantone protestirten, sprachen der Schlussnahme die Rechtsgültigkeit und Landesgemässheit ab, und bildeten jenen bis zur Waffengewalt fortschreitenden Sonderbund, welcher die Schweiz zum kriegerischen Einschreiten und zur raschen Neugestaltung ihrer Bundesverfassung trieb.

Westwärts über den Lindenberg hin führt ein anmuthiger Pfad an den von dorfgeschmückten Hügeln und Weinreben umzogenen Hallwyler See, dessen Erdzungen zahlreichen Enten und Wasserschnepfen zum täglichen Tummelplatz dienen. Das Schloss der Hallwyl, die in der Schlacht am Morgarten, bei Sempach, im Appenzeller Kriege und vornehmlich in der Schlacht bei Murten der Eidgenossenschaft heldenhafte Anführer gaben,

lag einst auf kleiner Insel, vom See umflossen, wurde aber durch Aufhöhung in die Aa gedrängt. Augustin Keller hat dem See die Strophen gewidmet:

Da glänzt der alte blaue Spiegel,
In den der Hans von Hallwyl sah,
Der Held ruht unter Stein und Riegel,
Der Spiegel ist noch immer da.

Und sieh im Kranz die mächt'gen Sträusse
Die Dörfer traut im Aepfelwald,
Draus je ein Tempel Gott zum Preise
Als goldne Immortelle strahlt.

Burgruine Hohen-Rhätien. (Graubünden.)

Von Aarau gegen Baden zieht die Bahn unterhalb des schönen Schlosses Wildegg hin, das an den Gehängen des Wülpelsberges seine stattlichen Gärten und Weinberge hinbreitet; am Fusse des Hügels wurde beim Graben eines artesischen Brunnens im Jurakalk eine jodhaltige Kochsalzquelle 110 Meter unter dem Spiegel der Aare entdeckt, welche gegen Skrophelleiden sich sehr wirksam erwies. Gegenüber am linken Ufer ragt das malerische Schloss Wildenstein auf, das von dem Burgherrn durch Kauf an die Stadt Bern gelangte und einst Sitz der Obervögte von Schenkenberg war. Am rechten Ufer folgt in weinreicher Umgebung die berühmte grosse Kuranstalt von Schinznach mit ihren Hallen und Sälen, Blumenbeeten und Rasen; die Schwefeltherme quillt aus zahlreichen Spalten eines sieben Meter unter dem Boden liegenden Felsens hervor, und wurde schon 1660 mit Badeeinrichtungen versehen. Von Schinznach durch den Buchenhain die Waldhöhe des Wülpelsberges hinan führt ein ländlicher Pfad zur alten Habsburg, der Stammburg der österreichischen Kaiser, die den Gipfel des Berges krönt. Noch steht das einfache Wohnhaus aus rohen und behauenen Steinen mit zwei dicken Thürmen, zu deren einem siebenzig Stufen hinanführen.

Die Habsburger treten in der Reichsgeschichte erst im XII. Jahrhundert unter Kaiser Friedrich I. auf; sie stammen aus einem uralten Adelsgeschlecht des Elsasses, waren aber frühe im Aargau zwischen Mellingen

Schloss Rietberg.
(Graubünden.)

und Brugg angesiedelt; Albrecht III. erbte aus dem lenzburgischen Nachlasse die Landgrafschaft sowohl im Aargau als im Zürichgau sammt zahlreichen Vogteien und Reichslehen in den obern Landen und später auch die Grafschaft im Elsass. Der Sohn seines mit Hedwig von Kyburg vermählten Enkels, Albrechts des Weisen, war der 1218 hier geborene Rudolf III., der 1273 die deutsche Königskrone erhielt. Neben dieser ältern Linie hatte sich durch den zweiten Sohn Albrechts die jüngere laufenburgische Linie des habsburgischen Hauses gebildet. König Rudolf, Erbe der gesammten Hausmacht und diese durch Verträge und Kämpfe stets mehrend, erhob sich durch unermüdliche Thatkraft über alle Herren des Landes zwischen dem Rhein und den Alpen. So verkörperte das Haus Habsburg in der Schweiz die fürstliche Herrenmacht, die sich immer bedrohender ausdehnte, und zu Anfang des XIV. Jahrhunderts die jetzigen Kantone Aargau, Bern, Luzern, Zug, Zürich, Glarus, Thurgau und St. Gallen als Lehen oder Besitzthum an sich gezogen hatte; dazu waren sie noch Kastvögte der meisten Gotteshäuser in jenen Gebieten und Vögte über die noch freien Leute. Die Abwehr gegen diese drückende Uebermacht ist der Anfang der Schweizergeschichte. — Am Fusse der Habsburg, wo der Gletscherfluss in ruhiger, breiter Strömung zwischen Feldern, Matten, Gebüschen und jähen Weinbergen vorüberrauscht, Heerden zur Seite weiden, üppige Wiesen und Kornfelder gedeihen, der Hafer noch weit in die Höhe zieht, und zuoberst hier Weiden mit heiterm Sennenleben, dort kräftige Waldungen mit ihrer regen Thierwelt die Gehänge schmücken, hat die helvetische Gesellschaft in den Jahren 1761 bis 1797 getagt, und in den Herzen der edelsten Jünglinge (Iselin, Hirzel, Gessner, Lavater u. A.) jene patriotische Begeisterung geweckt, welche in der Neubildung der Schweiz das echt Vaterländische nie untergehen liess. Der Dichter Salis widmete der Gesellschaft die bezeichnenden Distichen:

Dies ist der Freiheit Altar! da feiert man Vaterlandsfeste!
Weiche, wer Höheren kriecht! weiche, wer Niedere drückt!

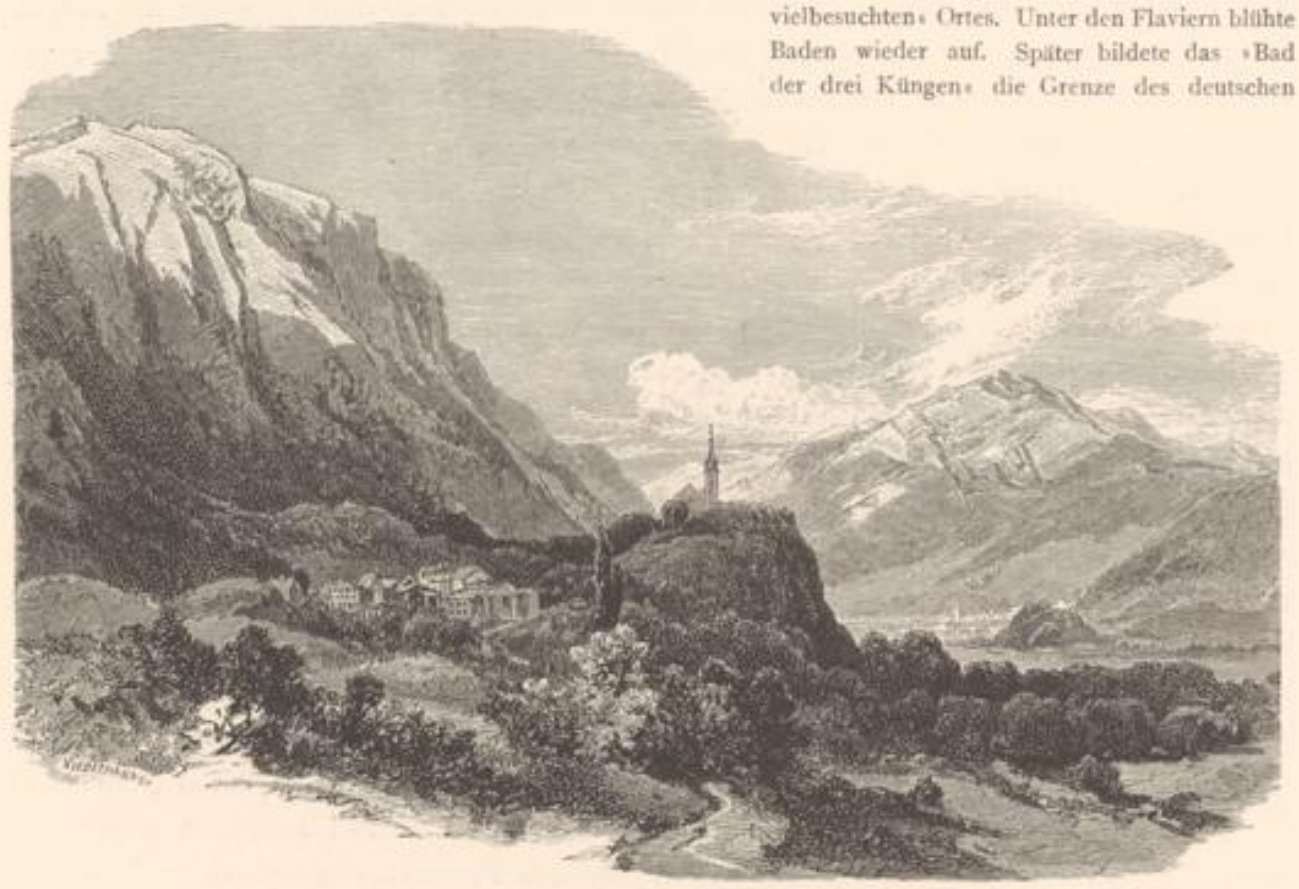
Mit dem Eintritt in das Gebiet von Brugg tritt das alte Helvetien wieder in erneute Erinnerung, denn da wo Aare, Reuss und Limmat zusammenströmen, bestand schon eine keltische Niederlassung, dann ein römisches Lager, wie hier gefundene Ziegelstempel der XI., XIII. und XXI. Legion, Inschriften, Gefässe und Münzen darlegen. Solche Zeugen fand man auch bei den zahlreichen Meierhöfen, Sommerstationen und Vorposten südlich die Aare hinauf bis Kirchberg und Angerten, und östlich über die Warten der Höhen von Brunegg bis Maschwanden an der Reuss, nördlich bis an die Limmat und Thur. Jenes Lager erwuchs zur wohlbefestigten, reich blühenden Staut Vindonissa, an deren Namen

noch jetzt das Dorf Windisch erinnert. Jetzt muss man einige Fuss tief graben, um auf alte Mauerreste zu stossen, nur die eirunde Bärlisgrube, einst das Amphitheater, und die alte Wasserleitung vom Bruneggberg herunter bezeugen die Grösse der als Stapelplatz für Waaren und Waffenplatz wichtigen Stadt. Im Mittelalter hat diese Stätte eine traurige Berühmtheit durch die Ermordung König Albrechts, des Sohnes Rudolfs von Habsburg, erlangt. Den gestrengen, stets auf die Mehrung seiner Hausmacht bedachten Herrn hatte sein Neffe Johann vergeblich um die seiner Mutter verschriebenen Güter gebeten; der Zurückgesetzte fand missstimmte Genossen in Rudolf von Wart, Rudolf von Balm und Walther von Eschenbach. Als Albrecht von Baden gen Windisch ritt, überfielen sie ihn an der Reuss und erschlugen ihn. Nur einer der Verschwornen wurde eingebracht, Rudolf von Wart; vor Winterthur ward er auf's Rad gespannt. Die Herzoge von Oesterreich dehnten die Blutrache auch auf die Unterdrückung des freien Adels aus. Zum Andenken an König Albrecht wurde 1310 das Kloster Königsfelden da gegründet, wo (1308) der Mord geschehen war; es bestand aus zwei, jetzt zu einer grossartigen Irrenanstalt umgewandelten Gebäuden für Franziskaner und Klarissinnen, mit gemeinschaftlicher, noch erhaltener einfacher Kirche, in deren Schiff das Erbbegräbniss der Habsburger lag; die Wand des Langschiffes bewahrt Bruchstücke der Malereien, die Chorfenster erhielten (1320—50) prächtige Glasgemälde von so hoher künstlerischer Bedeutung, dass die Schweiz sich rühmen darf, »eine der hervorragendsten Leistungen, welche die Glasmalerei des XIV. Jahrhunderts überhaupt hinterlassen hat«, zu besitzen. — Das Städtchen Brugg erhielt durch die trefflichen Männer, welche ihm entsprossten, den Namen »Prophetenstädtchen«. Georg Zimmermann, 1728 hier geboren, 1752 Stadtarzt von Brugg, der berühmte Verfasser der Schrift »vom Nationalstolze«, in welcher er schon 1758 von der Dämmerung einer grossen Revolution zum Besten des gesunden Denkens spricht, deren Ausartung manchem den Kopf kosten, deren gesetzlicher Gang aber der Barbarei den Todesstoss bringen werde, bezeichnet freilich in seiner »Erfahrung der Arzneikunst« den Ort als »reizlos und alle Flammen des Geistes auslöschend«, aber er starb zur Strafe in Hannover an »verletzter Eitelkeit«. Philipp Stapfer, 1766 in Brugg geboren, Minister zur Zeit der Helvetik, hat wohl hier den Grund zu seinen Anforderungen an den Volksunterricht gelegt: »kein Staat sei durch seine innern Einrichtungen lauter aufgefordert, die Ausbreitung nützlicher Kenntnisse unter allen seinen Bürgern und die Veredlung des Nationalcharakters zu seinem Hauptzwecke zu machen, als die Schweiz, zumal die Verfassung allen Bürgern gleiches Recht zusichere und den Weg zu allen Stellen öffne.« Albrecht Rengger, 1770 hier geboren, ebenfalls Minister zur Zeit der Helvetik, wusste mitten in der äussersten Finanznoth der Schweiz neue Quellen des Wohlstandes zu eröffnen, und war der Prophet der neuern Nationalökonomie.

An der Limmat aufwärts, wo diese am südlichen Durchbruche der beiden Ketten des Jura eintritt, lagert sich die Stadt Baden, berühmt durch ihre schon den Römern bekannten Schwefelthermen. Am Fusse des Lägerberges und Hertensteins rauscht 25 Meter unter der Thalfläche die grünliche Limmat; dort wo sie am Hertenstein umbiegt, entspringen auf engbegrenzter Fläche alle heissen Quellen der »Grossen Bäder« am linken Ufer; gegenüber sprudeln die der »Kleinen Bäder« (Ennetbaden). Ueber dem malerisch an's hohe Stromgelände bis zur Tiefe hin gelagerten Städtchen ragt überall sichtbar in mässiger Höhe auf

den Kalksteinschichten des Schlossbergs der Burgthurm des Steins empor; durch ihn, der den engen Kreuzpass vertheidigte, ist Baden in der Schweizergeschichte berühmt geworden.

Tacitus (I, 67) erzählt, wie Caecina, Feldherr des Vitellius, den Angriff der Helvetier auf die beutegierige XXI. Legion, welche die zum Solde der Burgbesatzung nach Baden gesandten Gelder geraubt hatte, durch die Verheerung der Gefilde rächte und durch Plünderung des »nach Art einer Municipalstadt erbauten, angenehmen, wegen seiner heilsamen Wasser vielbesuchten« Ortes. Unter den Flaviern blühte Baden wieder auf. Später bildete das »Bad der drei Küngen« die Grenze des deutschen



Tamins am Calanda. (Graubünden.)

Reichs gegen Burgund, stand im XI. und XII. Jahrhundert unter den Grafen von Lenzburg und fiel später an die Habsburger unter dem Namen »der Herzogen von Oesterreich Bäder«; vom Stein von Baden that König Albrecht 1308 seinen letzten Ritt. Noch 1319 hielt Herzog Leopold hier ein glänzendes Hoflager mit Turnieren und Schauspielen von grösster Pracht. Doch schon 1388 verbrannten die Eidgenossen die Stadt und die Bäder; 1415 fielen beide den VII Orten zu. Während der Concilien zu Konstanz und zu Basel erhielt Baden von den hohen Herren reichlichen Zuspruch, da sie »durch wichtige geschäft des Concilli ermüdet daselbst grosse freud gesuchet ire hertzen zu erquicken und ir gesundheit zu erhalten«. Wie der Brief Poggio's darlegt, zählte Baden damals (1417) schon zahlreiche Gasthöfe und 30 besondere Bäder (jetzt über 500), in die Erde gegrabene Bassins für Einzelne oder Mehrere; auf dem freien Platze dienten zwei offene grosse Becken den Landleuten. Das stundenlange Baden wurde durch Essen, Trinken, Spielen und selbst Tanzen verkürzt, denn auch Harfen, Pfeifen und Trompeten verschönerten den Aufenthalt. Ja schon zu jener Zeit sollen die »Spanischbrötchen« das Frühstück verherrlicht haben und den Abreisenden als vergnüglicher Nachgenuss mitgegeben worden sein. Im Züricher Krieg litt Baden furchtbar; in der Reformationszeit hielt es zu den Römischen und bethätigte auch später seine Katholicität so sehr, dass Zürich, das wie noch heute am zahlreichsten sich hier einfand, 1656 die »Badenfahrten« verbot. Im Toggenburger Kriege schleiften die Züricher die Burg; Bern, Zürich und Glarus stellten nun die Landvögte; die Tagsatzungen aber wurden aus dem üppigen Baden nach Frauenfeld verlegt und der Glanz der Gesandtschaften erlosch. 1803 wurde Baden dem Kanton Aargau einverleibt; für die Züricher aber blieb die Badenfahrt eine »Poesie« des Lebens.

Oestlich ganz nahe liegt das Cistercienserkloster Wettingen (jetzt Lehrerseminar), dessen Hauptbauten noch den Geist der romanischen Klosterbauten darlegen; Glasmalereien von 1294 schmücken den ältesten Theil des Kreuzgangs. Im nahen Birr ruht der edle Pestalozzi (gest. 1827), der in Neuhof eine Arbeitsanstalt errichtet hatte. — Nordostwärts von Brugg durchzieht die Bötzbergbahn, eine weite Rundschau auf den Aargau eröffnend, jenes ehemals österreichische Frickthal und tritt beim Dorfe Mumpf, das wohleingerichtete Soolbäder besitzt, an den Rheinstrom, dessen grünlichblaue, hier ruhig dahinfliessende Wellen die Gärten des Ortes bespülen; nach Süd und Ost bilden sorglich gepflegte Tannen- und Laubholzwaldungen einen reichen dunkeln Kranz, ringsum bieten die Hügel malerische Fernblicke. Ganz nahe liegt am jenseitigen Ufer das durch Scheffels Dichtung verklärte Städtchen Säckingen. — Bei Rheinfelden, das sich am Nordfuss des Allmandberges auf schöner Ebene am Rheine hinbreitet und theilweise noch das Ansehen einer mittelalterlichen deutschen Reichsstadt bewahrte, stand mitten im Rheine, der hier schäumend über Felsen hinstürmt, auf gewaltigem Kalkblocke der »Stein«, eine durch zwei Brücken mit den Ufern verbundene feste Burg, einst eine Schicksalsveste in den Kriegen, jetzt eine öffentliche Gartenanlage mitten im wilden Strome mit zauberischen landschaftlichen Reizen.

Bad Fideris. (Graubünden.)

Nach dem Aussterben der Zähringer fiel der Stein an das Reich; Ludwig der Bayer, von Schulden gedrückt, verpfändete die Reichsstadt und die Burg 1331 an das Haus Oesterreich, doch nach der Acht Herzog Friedrichs von Oesterreich kaufte die Stadt die Reichsfreiheit für eine hohe Summe zurück. Im Adelskriege rächte sich Basel für den Schaden, den die Besatzung des Steins sowohl ihm als Rheinfelden zufügte, durch Eroberung und Schleifung der Burg, aber 1448 kamen der Ritter Falkenstein und seine Genossen zu Schiff als Pilger verkleidet vor das Wasserthor der Stadt, und eingelassen stiessen sie die Wächter nieder, besetzten die Thore, mordeten, zerstörten und zogen mit Raub beladen ab; die Stadt fiel wieder an Oesterreich. Im dreissigjährigen Kriege übergab sich die Stadt erst nach heldenmüthigster fünfmonatlicher Gegenwehr (der Feind warf Feuer und Granaten in die Stadt und schleuderte grosse Holzblöcke, von denen einer noch im

Rathhause ist; die Belagerten warfen die Blöcke auf die Belagerer zurück), durch Hunger bezwungen. Den Stürmen des Marschalls Créqui zur Zeit Ludwigs XIV. vermochte sie zwar zu widerstehen, aber fast die Hälfte der Stadt zerfiel. Im Kriege Maria Theresia's eroberte sie Marschall Bellisle 1743 und liess die Festungswerke und den Stein schleifen; 1801 von den Franzosen an die helvetische Republik abgetreten, kam Rheinfelden an den Kanton Aargau.

Gegenwärtig hat die Stadt seit den 1843 unternommenen Bohrversuchen auf Steinsalz eine hohe nationalökonomische Bedeutung gewonnen; der nahe Strom ist als Wasserkraft verwerthet, und drei »vereinigte schweizerische Rheinsalinen« besitzen zusammen 22 Pfannen, und liefern jährlich gegen 400,000 Centner Salz. Auf Rheinfelden allein kommt beinahe die Hälfte; von den drei Soolbehältern fasst einer 1500 Hektoliter, die Soole wird für die hübsch eingerichteten Bäder benutzt. Die Umgebung ist die fruchtbarste des Kantons und an landschaftlichen Reizen überreich; schon das nahe »Känzeli« bei dem prächtigen Forste »im Berg« gewährt die entzückendste Rundschau. Die Westwinde, welche die erfrischenden Luftströme bringen, fallen gegen den Lauf des Rheines ein, aus dessen Bett von Beuggen bis hieher zahlreiche Schichtenköpfe des Muschelkalks aufragen und offen oder verborgen die schäumenden Wassermassen zum »Gewilde« zerreissen, das nahe bei der Brücke sich zum »Höllenhacken« verstärkt. Beim Städtchen Laufenburg, wo auf einsamem Felsen die zerfallene Burg der Grafen Habsburg-Laufenburg ihre bemoosten, mit Epheu umrankten Mauern den Winden preisgibt, drängt der Schwarzwald sein krystallinisches Gestein in den Strom und die Fluth prallt wild zerstäubend vom Felsenvorsprunge ab. Die Schiffe werden oberhalb des Sturzes im »Giessen« ausgeladen. Jenseits Coblenz zieht der kleine Laufen als flacher Felsendamm über das Rheinbett hin, und es bedarf der erfahrensten Schiffer, der »Stüdler«, die nur sechs Meter breite Lücke, durch welche der mächtige Strom sich mühsam hindurchdrängt, zu durchschiffen.

Aber die gewaltigste, weltberühmte Felsenbarre durchsetzt der Rhein da, wo dieser im Eingang des Kantons Schaffhausen den mächtigsten (vom Volke »Laufen« genannten) Wassersturz Europas bildet. In prächtigem Bogen rauscht der Rhein an den Häusern der Stadt Schaffhausen entlang, schon hier mit heftigen Wirbeln und zunehmendem Gefälle. Dann innerhalb eines grossen Dammes noch ruhig strömend, stürzt er jenseits desselben schon wieder über zahlreiche Kalkfelsen, die »Lächen«, hin; dort zwingt ihn ein vom linken Ufer vorspringender Felsen zu einem prächtigen kurzen Falle, sofort weitet sich das Rheinbett zur vierfachen Breite aus, und der Strom fliesst in voller Wendung nach Süden zwischen Weinbergen und lieblich grünen Böschungen hin. Bei der Krümmung nach Westen brechen Klippen auf's Neue die Fluth, die Ufer treten näher zusammen, und plötzlich stürzt die ganze Wassermasse als »Rheinfall« über jene gewaltige Barre hinab. Stromschnellen, Strudel und wilde Sturzbäche jagen schon von oben dem Falle zu, dann rollt die gesammte Fluth in voller Breite fast senkrecht zum tiefen Felsenbecken nieder, von vier aus dem Strome aufragenden Felsblöcken geschieden, deren kühnster mitten aus dem Wasserschwalle sein mit Gebüsch und Laubholz bekröntes Haupt hoch in die Lüfte erhebt. Den Wanderer, dessen Auge von Felsen zu Felsen, von Sturz zu Sturz, von Woge zu Woge folgt, während Donner auf Donner sein Ohr trifft, fasst Betäubung. Reinhardt singt:

Der Rheinfall bei Schaffhausen.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Hier und dort, unter ihm über ihm
Stürzt und braust der geschleuderte Strom.
Ha! er bäumt sich, und schnaubt, und er schäumt
Wie das Streitross an des Reiters Zaum.

Ueber Felsen, zwischen Felsen hindurch!
Und dort steh'n sie, moosbedeckt ihr Haupt,
Die Zwillingsriesen und spotten stolz
Der Woge, die an ihrem Fusse nagt.

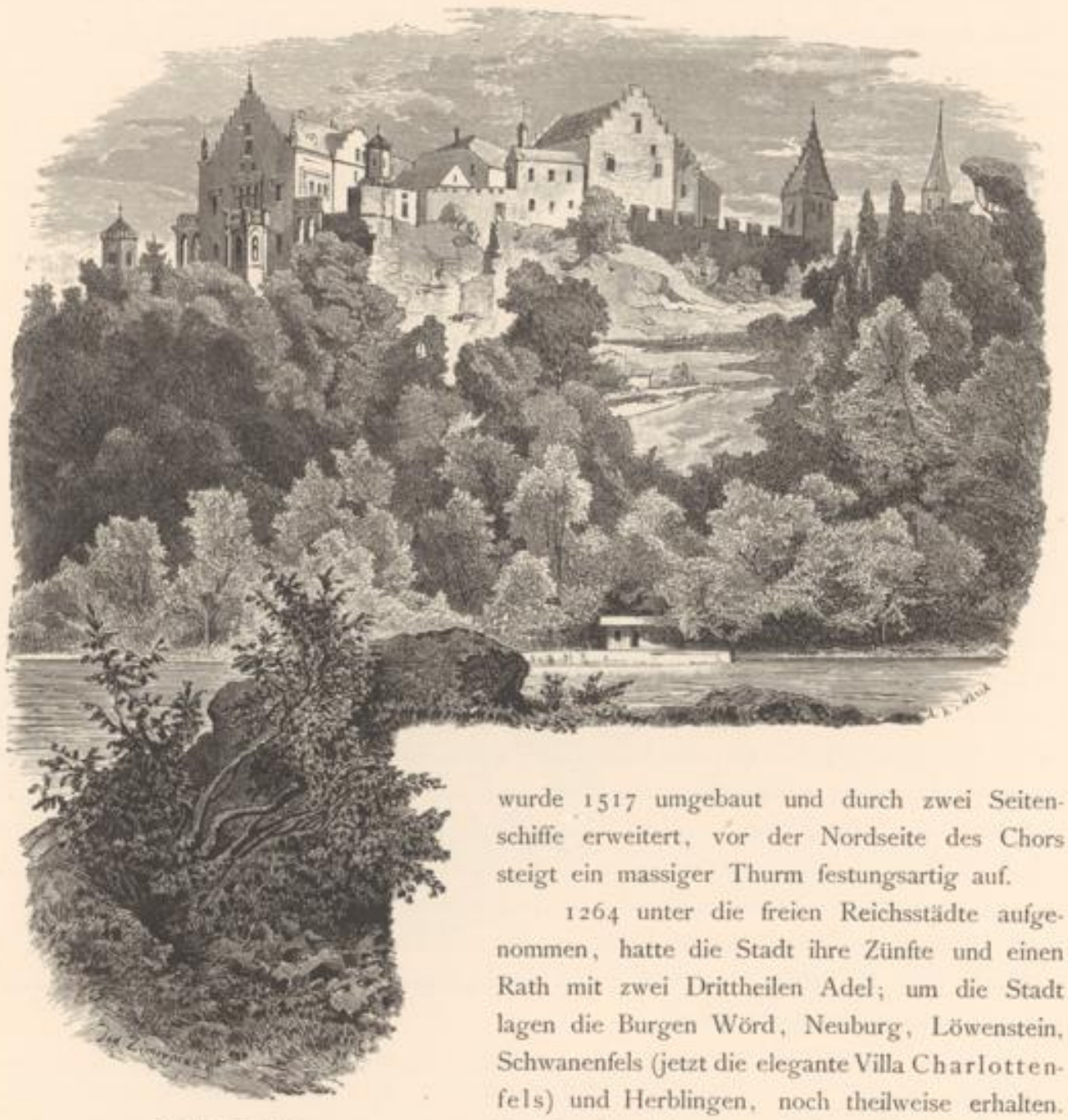
Jahrhunderte standen sie schon,
Jahrhunderte stehen sie noch; dann stürzen sie hin,
Und die Fluth strömt über sie hinab
Wie der Sieger schreitet über Leichname.

Schmitten und Bad Alveneu. (Graubünden.)

Am rechten Ufer treten die kohlschwarzen Eisenwerke dem blendend weissen Schaume zur Seite, darüber breitet sich ostwärts im Halbkreise, von Laubholzanlagen und Weingärten umgürtet, das stattliche Dorf Neuhausen aus, und hoch auf dem Kalkfelsen thront zur Rechten das alte Schloss Laufen. Unten lehnt sich an den Strom am gegenüberliegenden Ufer auf kleiner Insel das Schlösschen Wörd; dort tritt die ganze Fülle des Sturzes wie ein wallender Gletscher vor das Auge, dunkelgrün entschwindet westwärts noch leise grollend zwischen engen abschüssigen Ufern der Rhein, und von ferne winken die Thürme des ehemaligen Klosters Rheinau (jetzt Krankenanstalt). Vom Schlosse Wörd, in dessen oberstem Geschosse eine Camera obscura das Naturwunder als lebendiges kleines Gemälde entwirft, setzt der schwankende Nachen längs der ganzen Breite des Flusses zur Waldhöhe hinüber, dann schreitet der Wanderer die langen Windungen durch das Gehölz gegen das Schloss Laufen hinan, auf den Vorsprüngen den Sturz in neuer Herrlichkeit geniessend, unten in gedeckter Hütte so nahe, dass er in den Wasserschaum des Sturzes mit Händen greifen kann. Die ganze Masse scheidet sich in fünf eigenartige Fälle nebeneinander; der erste wälzt sich, die Wogen unaufhörlich in breiten Garben thürmend, über die lange Steinbank hinab, oben wie ein Eisfeld sich einbiegend, dann in majestätischem Vollstrome nieder-

rollend, zur Seite durch drei ungestüm herbeijagende Stürze belebt, mit erschütterndem Donnergebrause in die Tiefe; in dem jubelnd aufwirbelnden Wasserschaum leuchten die Farben des Regenbogens. Bei untergehender Sonne erscheint dann, wie Goethe bemerkt, ein Theil der beweglichen Massen gelb, die tiefen Strömungen grün, aller Schaum und Dunst lichtpurpur; auch alle Bewegung scheint schneller, wilder und sprühender zu werden. Gegen das Ufer hin ragt wie das ungeheure Haupt des Flussgottes eine Klippenkuppe auf hochgestrecktem Halse empor, und durch den Schlund schäumen die Wogengüsse zischend hindurch. In überaus malerischen Formen steigt der grün bekränzte Mittelfels aus der grausigsten Brandung auf; dort legt der schaukelnde Kahn, vom Schiffer sicher geführt, am Fusse an, und oben auf dem hoch ragenden Pavillon vernimmt der kühne Bergsteiger mitten aus dem wilden Gebrause hervor noch die leidenschaftlichen Laute der Klagen und der Wonne der Natur. Hinter der Baumfülle des linken Ufers verbirgt sich der letzte Fall. — Welch ein Naturgenuss, im Silberglanze des Mondscheins auf einem Nachen vor diesem leuchtenden, schäumenden Wogenberge den Strom zu durchsetzen, wenn die Felsen wie ein schattiges Traumbild in die Lüfte ragen, und nur noch die goldrothen Funkengarben aus den nahen Eisenhämmern an die geschäftige Mitwelt erinnern.

Der ganze Kanton Schaffhausen liegt am rechten Ufer des Rheins und ist von einem reizenden Gemisch von waldigen Anhöhen und fruchtbaren, hin und wieder von Bächen bewässerten Thälern durchzogen; wohl die schönste Rundschau gewährt die »hohe Fluh« ganz nahe bei der Stadt, denn das ganze heimische Leben des Bauernlandes, die Weinberge, die im Klettgau sehr traubenreich sind und dem »Hallauer« einen weithin geschätzten Namen verleihen, ergiebige, in wasserreichen und fruchtbaren Thälern zerstreute Wiesen mit Schwaben- und Schweizerrindern, wohlgepflegte Kornfelder, sowie an Eichen, Tannen, Föhren, Buchen und andern hochstämmigen Bäumen reiche Waldungen, heitere Höhen und stille Niederungen, reinliche Dörfer und vergnügliche Landsitze liegen rings ausgebreitet; weithin glänzt der Rheinstrom, und die Stadt erzählt dort von vergangenen Zeiten; im Süden schlingt sich der Gletscherkranz um die Häupter des Vaterlandes. Die Stadt war frühe eine Landungsstätte der vom Bodensee kommenden Handelsschiffe, denn die Waaren wurden von hier auf Wagen bis dahin geleitet, wo der Rhein wieder schiffbar ist. Schon im IX. Jahrhundert erhoben sich ringsum zahlreiche Ritterburgen. Graf Eberhard III. von Nellenburg liess durch Liutbolt das 1064 geweihte Kloster Allerheiligen und das damit verbundene Münster erbauen; schon Abt Siegfried soll den noch jetzt erhaltenen Neubau desselben errichtet haben, welcher 1104 geweiht wurde, eine einfach geschmückte romanische Basilika von grossen, ungemein harmonischen Verhältnissen, mit je sechs Säulen und Rundbogen im Langschiffe, und einem quadratischen Chor jenseits des weiten Altarhauses; der Kreuzgang, längs der Südseite mit Rundbogen und zarten Zwischensäulchen, ist die geräumigste derartige Anlage in der Schweiz, die grosse 88 Centner schwere Glocke von 1486 trägt den Spruch Schillers. Die St. Annakapelle ist ein spätgothischer Bau von 1510. Schon im XIII. Jahrhundert diente die St. Johanniskirche als städtische Pfarrkirche, und besitzt aus dieser Zeit noch die Apsis der Marienkapelle; die jetzige Kirche wurde erst 1470 vollendet, hoch und leicht schwingt sich der fünfseitige Chor mit seinem Fächergewölbe empor, reiches Maasswerk schmückt die schlanken Spitzbogenfenster, das Langschiff mit achteckigen Pfeilern



Schloss Laufen.

wurde 1517 umgebaut und durch zwei Seitenschiffe erweitert, vor der Nordseite des Chors steigt ein massiger Thurm festungsartig auf.

1264 unter die freien Reichsstädte aufgenommen, hatte die Stadt ihre Zünfte und einen Rath mit zwei Drittheilen Adel; um die Stadt lagen die Burgen Wörd, Neuburg, Löwenstein, Schwanenfels (jetzt die elegante Villa Charlottenfels) und Herblingen, noch theilweise erhalten. Ludwig der Bayer verpfändete die Stadt 1330 an Oesterreich, dessen Vogt im Hause »zum Ritter« wohnte, das 1534 die berühmte Bemalung mit dem römischen Ritter Curtius, Ulysses, Apollo und den Genien der Unsterblichkeit, Tugend und Glorie durch Tobias Stenner erhielt. — 1372 brannte der grösste Theil der Stadt nieder. — In den Schlachten gegen die Eidgenossen stritten die Schaffhauser Ritter stets an der Seite Oesterreichs und ihr Glanz war so bedeutend, das 1392 ein von 8 Fürsten, 22 Grafen und zahlreichem Adel gefeiertes Turnier, das einundzwanzigste im heiligen Römischen Reiche, in glänzendster Pracht hier gefeiert wurde. Die neue Stadtverfassung von 1411 brachte aus den zwölf Handwerkerzünften je zwei Zunftmeister in den Kleinen Rath und fünf Zünftige in den Grossen Rath, während die Herrenstube vier in den Kleinen und acht in den Grossen Rath sandte. Ein neues Rathhaus (jetzt mit vorspringendem Widder, dem Stadtwappen) wurde erbaut. Die

Reichsacht über Herzog Friedrich von Oesterreich, der wie der Papst über Schaffhausen entfloh, verlieh der Stadt wieder den (theuer bezahlten) Freibrief. Die steten Befehdungen durch den benachbarten Adel trieben sie zum Bündniss mit den Eidgenossen, von denen Schaffhausen 1501 (gleichzeitig mit Basel) als XII. Ort aufgenommen wurde. In den kirchlichen Bewegungen trat es 1529 durch Rathsbeschluss der Reformation bei; die Klostergüter wurden für Erziehung und Armenpflege verwendet. 1563 erhielt die Stadt als Festungsverstärkung den prächtigen, von gewaltigen Quadern aufgeführten, 1590 vollendeten Rundthurm Munoth d. h. Unnoth, der mit dem noch ältern viereckigen »Undurfft« in Verbindung stand, noch sind der Waffensaal, die grosse von Ringmauern umgürtete Zinne, die gewölbten Kasematten mit ihren mächtigen Pfeilern erhalten. Gleichzeitig wurde eine steinerne Brücke über den Rhein geführt, an deren Bau Männer und Frauen freiwillig halfen. Die Zunftgebäude erhielten treffliche Steinhauerverzierungen, viele Portale reichen Schmuck, z. B. am Hause zum Psittich, das Zunfthaus zum Rüden einen Saal mit prächtigen Stukkarbeiten. In der »Junkerzeit« wetteiferten die Erker an Auszeichnung, so z. B. die zum Spiegel, zur Taube, zur Platte, zum Thiergarten. Goethe nennt sie »Guckscharten« durch die Mauern, um sich eine Aussicht zu verschaffen, die Niemand erwartet; wie nun dieses die Lust anzeigt, unbemerkt zu sehen und zu beobachten, so zeugen dagegen die vielen Bänke an den Häusern, welche an den vornehmern geschnitzt, aufgeschlagen und zugeschlossen sind, von einer zutraulichen Art nachbarlichen Zusammenseins. Auch manche Brunnensäulen mit ihren Standfiguren erinnern noch an jene Zeit. Die Wälle um die Stadt verwandelten sich später in malerische Spaziergänge, hinter die Johanniskirche trat die stattliche Bürgerschule, die Stätte des Barfüsserklosters nahmen das Stadthaus und die Mädchenschule ein. Als Charaktergrundzüge der Schaffhauser werden Ordnungsliebe, Reinlichkeit, Liebe zur Gemüthlichkeit und Ruhe, Freude am Hergebrachten in Staat und Kirche hervorgehoben. In der Mundart hat der alamannische Dialekt den schwäbischen verdrängt; dem schweizerischen Einflusse ist die Dehnung der Vokale und die Schärfung der Konsonanten zuzuschreiben. Der heimische Wanderer mag im nahen romantischen Mühlethal sich das Lied vom Kukuk in Schaffhauser Mundart vorsprechen lassen:

Im Walde bin i ggange
Im Walde bin i gsi
Die Vögeli die hend gsunge,
Und de Guguch rüeft dri.

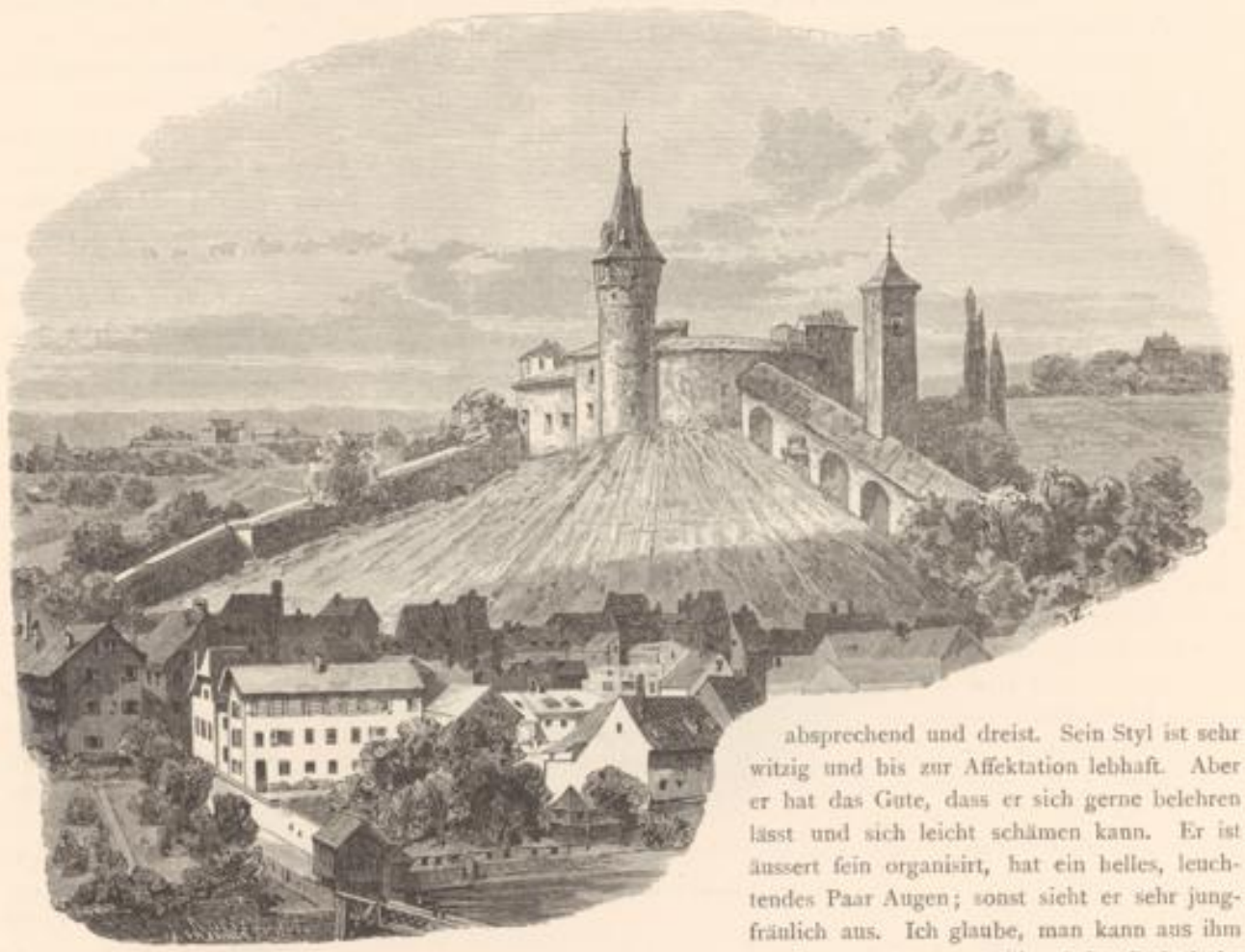
J lose gern und blibe stu
Fangt er im Wald an si Guguch!
Guguchet er im Frühling
So rüeft em Mencha zue:

Wie lang han i no zlebe?
Und zellt denn die Guguch;
Und maant er wörd der eltischt Maa,
Wenn er brav Guguch zelle cha. —

Jenseits der Kastanienallee, die vom Mühlenthor zum Oberthor geführt wurde, zieht ein Spaziergang, »die Promenade«, mit schönen Anlagen gegen den Garten des Casino hin. Dort steht, von Bäumen umkränzt, auf hohem Sockel die Marmorbüste des berühmtesten Geschichtsschreibers der Schweiz, Johannes Müller von Schaffhausen, geb. 1752, gest. 1809.

Das alterthümliche, geschichtliche Gepräge der Stadt und der als historischer Sammler sehr thätige Grossvater (Pfarrer Schoop) scheinen frühzeitig auf ihn eingewirkt zu haben; schon im neunten Jahre schrieb er eine Geschichte Schaffhausens in Fragen und Antworten. Die Klassiker waren ihm »der elektrische Funken, der in seine Seele fuhr und eine unaussprechliche Verehrung und Liebe grosser Männer und der Freiheit« in ihm entzündete. In Göttingen studirte er Theologie und schrieb an den Vater: »Auf die Tafel meiner Seele haben (der freimüthige Geschichtsschreiber) Schlözer, die Theologen in Berlin, Rousseau, Montesquieu, Mosheim, Abt, Voltaire erhabene Wahrheiten geschrieben, die keine Zeit, keine Gewalt der Menschen, kein Schicksal austilgen soll.« Der Moralist Miller bestimmte ihn, als »würdiges Lebensgeschäft« die Geschichte der Eidgenossen

zu schreiben. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, verstand er durch liebenswürdige, geistreiche und enthusiastisch vergötternde Correspondenz, die reich an wahrem Urtheile ist, sich weithin Freunde, wissenschaftliche Unterstützung und Quellenmaterial zu verschaffen. Lavater, der ihn besuchte, schrieb über ihn an Spalding: »Müller ist ein zwanzigjähriges Monstrum der Gelehrsamkeit; er hat das beste Herz ist aber im Schreiben noch



Das Kastell Munoth über Schaffhausen.

absprechend und dreist. Sein Styl ist sehr witzig und bis zur Affektation lebhaft. Aber er hat das Gute, dass er sich gerne belehren lässt und sich leicht schämen kann. Er ist äussert fein organisirt, hat ein helles, leuchtendes Paar Augen; sonst sieht er sehr jungfräulich aus. Ich glaube, man kann aus ihm machen, was man will. Sein Gedächniss scheint beinahe übermenschlich zu sein.« 1773 schloss er mit Bonstetten die förderndste Freundschaft, die seinem Geschichtswerke die Bildung von Genf, wo er sich rasch in die französische Gewandtheit einlebte, reichlich zuführte. Der Regierung von Schaffhausen schrieb er, dass er »im Umgang mit den tiefsinnigsten Staatsmännern von Genf sich nützlich zu machen trachte, um den Regenten und der Nation der helvetischen Eidgenossen, dem nähern Vaterland, und in dem Fall wenn das Vaterland seine Dienste nicht brauchen wollte, den Kaisern und Königen anderer Völker zu dienen.« Mit der grossartigsten Vorbereitung arbeitete er an seinem Werke, gewann eine kräftige, gedrängte, von den Klassikern im Ausdruck und in der Empfindung durchdrungene Schreibart, bereiste die Schweiz, studirte Politik (»weil die Eidgenossen nicht geringe Politik brauchen, um zu subsistiren«) und erklärte in der Einleitung zum ersten Bande der Schweizergeschichte: »ich habe die Schweiz gewählt, denn sie vereinigt eine Menge Völker, alle Zeiten und alle Himmelsstriche; ich liebe jene stolzen Kriegsnationen in den Gebirgen, den hochgestimmten Geist jenes uralten Adels, die Vaterlandsliebe jener tugendhaften Bürger. Entsprossen aus dieser Nation, beseelt von der einzigen Begierde, noch denen, die tausend Jahre nach mir leben werden, zu dienen, glaubte ich meine Tage der Erhaltung der Freiheit widmen zu dürfen.« 1781 erlangte er in Kassel eine kleine Pension, wofür er Vorlesungen über Geschichte hielt. Und jetzt schon begann er, wie er sich auch der Bibelgläubigkeit zukehrte, in den »Reisen der Päpste« (1782) die Grösse der mittelalterlichen Hierarchie zu betonen, dachte sogar, als Papst und Kardinäle das Buch lobten, daran, Anerbietungen nach Rom anzunehmen, wo ja auch Winkelmanns Genie sich so rasch entwickelt habe. Die Verhältnisse in Kassel befriedigten ihn nicht, er nahm ein Anerbieten seines Gönners Tronchin in Genf an mit Zusicherung einer Leibrente, fühlte sich aber auch hier gehemmt und zog zu Bonstetten

nach Valeyres, dann brachte er ein Jahr in Bern zu, dessen Aristokratie er zum politischen Ideal erhob: unerschütterliche Festigkeit in der Behauptung urkundlichen Rechts, welches der Anker von Sicherheit und Ruhe ist, fortgehende Vervollkommnung durch geordnete Freiheit, eine weise Stimmung der öffentlichen Meinung und eine wohlvorbereitete Verbesserung der Gesetze und Anstalten. Die Demokratie hielt sein wissenschaftlicher Konservatismus für die unvollkommenste Verfassung. Doch sagte er in seiner Abschiedsvorlesung in Bern (1786): Die Gefahr des militärischen Despotismus kann nur abgewendet werden durch die Umwandlung aller Bünde der XIII schweizerischen Orte in einen allgemeinen bestimmten Bund.

Seine ausserordentliche Befähigung zum Geschichtsschreiber liess ihm keine Ruhe, auch als Staatsmann praktisch eingreifen zu können. Doch schrieb er als Kabinetssekretär des Kurfürsten in Mainz mitten in seiner politischen Thätigkeit an der Schweizergeschichte. Die französische Revolution hatte er mit Freuden begrüsst, als sie aber die jakobinische Wendung nahm, nannte er die »gallische Freiheit ein Gebäude ohne Fundament, belebt nicht von Geist, sondern von Wind.« — Nach der Eroberung von Mainz nahm er eine Stelle in der Hofkanzlei von Wien an, wo der Lobredner der Hierarchie nach dem Tode Josephs II. am Hofe hohe Gönner fand, doch bald als Kustos der Bibliothek sich von der Politik zurückzog und seine Arbeiten für die Schweiz fortsetzte. Der helvetischen Einheitsverfassung hielt er entgegen, die Verachtung des sogenannten Kantonsgeistes sei nicht eine halb so schöne Sache, er halte sehr viel auf Individualität. Als Russland, Preussen und Oesterreich gegen Bonaparte einander näher gebracht werden sollten, kam Müller in geheimer Sendung nach Berlin und blieb dort als Geheimer Rath und beständiger Sekretär der Akademie, Geschichtschreiber des königlichen Hauses und Censor der politischen Schriften, schrieb noch am IV. Band der Schweizergeschichte, wollte sich aber namentlich der Lebensgeschichte Friedrichs des Grossen widmen. Vor dem Falle Berlins hatte er noch an Gentz nach Wien geschrieben, »was es mir sein muss, das Land, welchem ich einen so grossen Theil meines Lebens geweiht, in der Pfütze des bonapartischen Kaiserthums endigen zu sehen, können Sie sich denken und die Wuth meines Hasses; wäre Attila Bonaparte ein Augustus und nicht ein Barbar, so könnte ein ruhiger Geschichtsschreiber auch in seiner Welt noch leben, aber weder ist er ein weiser Octavius, noch ich ein gleichmüthiger Mensch, wie Livius gewesen zu sein scheint.« — Nach dem Falle Berlins blieb er daselbst, allmählig als Historiker sich tröstend, dass wenn zu einer grossen Veränderung die Zeit da sei, alles dawider nichts helfe, der Sieg sei wenigstens einer Nation gegeben, welche doch milde Sitten und mehr als andere Empfänglichkeit und Schätzung für die Wissenschaften habe. Napoleon liess ihn (1806) zu sich rufen und gewann ihn so sehr, dass Müller an seinen Bruder schrieb, er habe mit dem Kaiser über die schweizerische und altgriechische Verfassung, über die asiatische und europäische Cultur, von der grossen Völkerföderation und dem Grunde aller Religion und ihrer Nothwendigkeit, ja fast über alle Länder und ihre Nationen gesprochen, beim Concerte habe Napoleon Stücke begehrt, die auf das Hirtenleben und den schweizerischen Kuhreihen sich bezogen; seit der Unterredung mit Friedrich dem Grossen habe er nie eine mannigfaltigere Unterredung, wenigstens mit keinem Fürsten gehabt. »Es war einer der merkwürdigsten Tage meines Lebens; durch sein Genie und seine unbefangene Güte hat er auch mich erobert.« — Müller wurde zum Minister Staatssekretär des neugebildeten Königreichs Westphalen ernannt, vertauschte diese Stellung jedoch mit dem Generaldirektorium des öffentlichen Unterrichts. Nun wünschte er auch Napoleons Geschichtsschreiber zu werden; der Tod unterbrach sein Vorhaben. — Seine Schweizergeschichte galt allgemein für das bedeutendste Geschichtswerk jener Zeit; man nannte ihn den schweizerischen Tacitus; und vielleicht hat er auch das schweizerische Leben allzusehr den antiken Vorbildern nachgebildet, und die nationalen Besonderheiten nicht zu modernen Charakterbildern erhoben, auch eine einseitige Vorliebe für die Ueberlieferung gehabt, aber die Gestaltungskraft zu herrlichen, markigen, plastischen Schöpfungen, der warme Hauch der Vaterlandsliebe, die ergreifende Hinweisung auf das

Johannes von Müller.

Bei Mammern am Untersee.

Bedeutsame, Heilige, Grosse, Vorbildliche haben seinen Worten über die Schweiz die Weihe einer unvergänglichen Verklärung derselben gegeben.

Das noch zu Schaffhausen gehörige, vor dem malerischen alten Städtchen Stein liegende Dorf Burg, dessen Grundmauern vom römischen Kastell Gaunodurum stammen, durchbricht den Bogen, den der Kanton Thurgau, welcher seinen Namen von dem ihn durchschneidenden Thurflusse (das keltische dur bedeutet Wasser) erhielt, dem Rhein entlang und an den Ufern des Bodensees bis zur st. gallischen Grenze beschreibt. Der an Fruchtgefilden und romantischen Burgen überreiche Kanton liegt innerhalb des Gebietes der Molasse und bildet eine grosse, von mässigen, wellenförmigen und laubbekrönten Hügeln durchschnittene Ebene, die in den obern Landen einem üppigen Kulturwalde gleicht. Vor tausend Jahren lautete Notkers Urtheil über den Thurgau: Rauhe Männer, der Glaube rauh, am rauhesten die Scholle. Jetzt wo die Landwirthschaft die Hauptbeschäftigung des Kantons ist, und das wilde, tannenfinstere Land längst in die lachendste Landschaft umgeschaffen ist, singt Zehnder: Du blühst wie ein schöner reicher Garten, dess tausend Hände freudig warten. Von der Mitte des rechten Seeufers zieht sich ein langer, leicht anschwellender Hügelrücken westwärts dem See und dem Rhein entlang bis zur Zürichen Grenze und trennt das Seegelände vom Thurthal; die südlichen Ausläufer bilden den Ottenberg und die Neuforner Höhe über der Karthause Jettingen, beide reich an vortrefflichen, aus dem alten Burgund und vom Main herstammenden Weinreben. Im Murgthale, einem milden, von der Murg durchströmten Hügelgebiete, wo die Maschinenstickerei sich bis zuhinterst im ehemaligen Benediktinerkloster Fischingen ansiedelte, ist im untern Theile der Weinbau auch eine

Schloss Bodman am Bodensee.

wichtige Nahrungsquelle. Mit dem Karthäuser wetteifern die Weine bei Arbon, auf dem Christenbühel und dem Gute des Schlosses Mammertshofen, das über dem Dorfe Roggwyl seinen aus unbehauenen Findlingen erbauten uralten Thurm erhebt. Auch der Ackerbau ist in regster Entwickelung und nimmt etwa eine Million Juchart in Anspruch; auf mehr als hunderttausend Juchart bebauten Landes werden vorzügliches Korn, Gerste, Weizen, Roggen und Hafer gezogen. Den eigentlichen Ruhm des Thurgaus bilden aber die dickstämmigen, breitästigen und reich gesegneten Obstbäume; keine Gegend der Schweiz zählt auf gleichem Raume mehr Birnen als der Oberthurgau, nirgends sind die Aepfelbäume gedrängter; Dörfer und Höhen, Häuser und Ackerland sind oft in Obsthaine völlig eingehüllt, die in dem Thonmergelboden, wo die Wurzeln sich tief in die feste Unterlage einsenken, trefflich gedeihen und wie in breiten grünen Wellen mit ihren weiten Blätterdächern die Ebene überfluthen, oder in geraden Linien längs der Ackerfelder Alleen bilden.

Manche Bäume tragen in einem Jahre 60 bis 100 Viertel Aepfel oder Birnen, und die Ausstattung vieler Töchter Thurgaus bestand früher oft nur in einer Anzahl Birn- oder Aepfelbäume. Schon Vadian rühmt (1529) den gesottenen Obstwein der thurgauischen Bergbirne und setzt denselben den besten ausländischen Weinen an die Seite, und wirklich ersetzen »Most« und »Saft« einem grossen Theil des Volks den Wein. Vom Moste vertilgt ein rüstiger Knecht des Tages wenigstens zwei Maass; selbst den Kindern ist derselbe geläufig. Auch der Futterbau ist ein massenhafter; das Rindvieh stammt zumeist aus Schwaben und nimmt hier an Umfang, Kraft, Schönheit und Nutzbarkeit sichtlich zu; Gesellschaftskäsereien sorgen für gute Produkte und der Waldbau ist sehr rationell betrieben. In der Nahrung behielt die Hafergrütze, früher der Hauptbestandtheil, immer noch ein Vorrecht. Der

Hafer wird dazu in einem besondern Ofen zwischen zwei Feuern geröstet und dann erst geschrotten.

Die Tracht ist fast gänzlich der französischen Mode gewichen, das Panzermieder mit Fischbein und Holzschiene, den viereckigen vielfarbigen Göller, den weiten Wolltuchrock und die jungfräuliche schwarzseidene Kappe mit zwei Spitzenflügeln zur Seite und drei rundlichen

Arenaberg.

Spitzenläppchen über der Stirne sieht man schon mehr auf den Bildern als in der Wirklichkeit. Vorstechende Charakterzüge des Thurgauers sind Klugheit, Lebhaftigkeit, Sparsamkeit und Berechnung, Arbeitsamkeit und Freude am Gewinn; der allfälligen Trölerei, welche durch die willkürliche Rechtspflege der Landvögte genährt wurde, der Streitsucht und der Uebervortheilung beim Verkehr wird die Mahnung entgegengehalten: »Lappi, thu d' Auge uf!« — Verständigkeit, praktischer Sinn und Dienstfertigkeit wird den Thurgauern allgemein nachgerühmt. Für die Volkserziehung wird viel geleistet. Die Unterthurgauer gelten für milder (»gschlachter«) als die Oberthurgauer, deren freies Eigenleben gerne das Wort »mer thonds halt nöd« im Schilde führt. Das fröhliche Volksgemüth liebt den heitern Gesang und ländliche Feste; ein uraltes Jahresfest der Landwirthe, die »Sichellegi« und »Pflegelhenki« d. h. das Aufhören der Sichel- und Dreschflegelarbeit endigt mit Festschmaus und Tanz. Im Thurthal hatte sich bis auf die Neuzeit bei den Protestanten die Sitte erhalten, dass bei Hochzeiten ein besonderer Redner um die Braut anhielt, den Bräutigam pries, und ein Gegenredner die Vorzüge der Braut hervorhob, dann beim Mahle die Braut nur heimlich

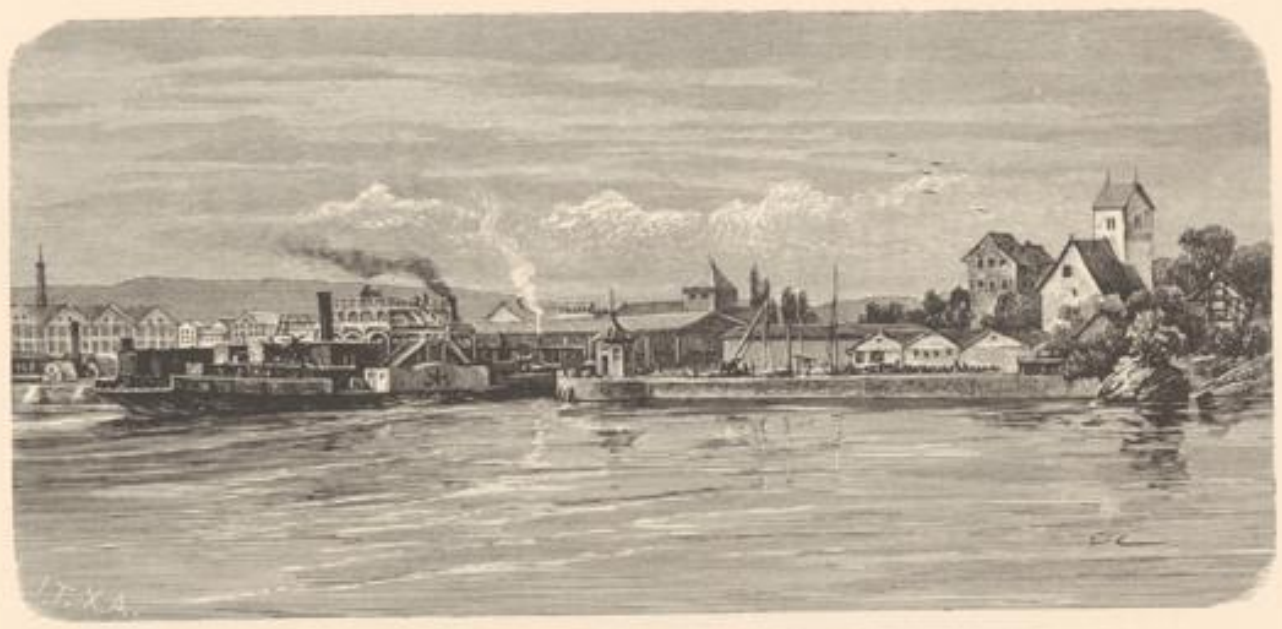
das essen durfte, was ihr der Brautführer heimlich zusteckte, und dieser danach trachtete, ihr plötzlich den Schuh abzustreifen; Geschenke (»Kräme«) scherzhafter Art wurden während der Mahlzeit dem Paare überreicht und den Schluss bildete eine Karrikatur der Hochzeitpredigt durch den Redner. — Der Kanton ist erst seit 1798 ein gleichberechtigtes Bundesglied der Schweiz; denn zuvor war er eine durch Eroberungen gewonnene gemeine Herrschaft der Eidgenossen.

Am linken Ufer des Rheins, gegenüber dem Kanton Schaffhausen, dehnte das 1253 von Graf Hartmann von Kyburg freigebig beschenkte Frauenkloster Paradies, Franziskanerordens, seine grossen Güter aus; hart daneben liegt das Dominikaner-Frauenstift Katharinathal, jetzt Krankenasyl. Am stillen Untersee lagert auf anmuthiger Landzunge am Fusse einer mit Weinreben, Wiesen, Feldern und Waldung reich bekleideten Hügelreihe das trauliche Mammern. Eine treffliche Wasserheilanstalt führt dem Dorfe im Sommer frisches Leben zu. Ringsum erheben sich köstliche malerische Aussichtsstätten, südlich die Ruine Neuburg, einst den Herren von Altenklingen, deren Stammburg (bei Mörstetten) 1587 neu aufgerichtet wurde, gehörig. Der Bruder Ulrichs von Neuburg war jener hochadelige Walther von Klingen, welcher das Frauenstift Klingenthal in Basel gründete, dem Minnesang zugethan, weil dieser zur ritterlichen Bildung gehörte, ein Stifter und Beschenker von Klöstern aus Frömmigkeit im Sinne des Mittelalters; Altenklingen kam 1583 an die Zollikofer von St. Gallen, deren Fideikommiss es noch jetzt ist; Neuburg kam an die Abtei Rheinau. Von der Umgegend singt Walther: »Unbesungen sind die Thal, da vil manig Stimme erhal, durch die Ohren süsse in sehnendes Herz ergal«; als er von einem Eber auf der nahen Waldhöhe angegriffen wurde, gelobte er die Wallfahrtskirche Klingenzell, wohin noch jetzt begeisterte Naturfreunde wallen. Oestlich von der Gündelharder Höhe ragt aus der Bergschlucht Burg Liebenfels (jetzt eine Musterökonomie) hervor, wo die Wandbilder im Hauptsaale das alte Minneleben wonniglich vorführten, und die Dame des Herzens sprach: »ich zeig dir min anmuot, wie min hertz fliegen tuot«, worauf der von ihr am rothen Faden geführte Mann antwortete: »ich bin haarig und wild und füert mich ain wiplich bild.«

Südlich von dem stattlichen, gewerbthätigen Steckborn, das auf breiter Erdzunge an den Untersee sich lagert, landwärts von Weinbergen umgürtet, liegt an der rechten Seite der Thur das Kirchdorf Pfyn, zu römischer Zeit »ad fines«, denn die Hauptstrasse von Baden führte über Ellikon, wo Gräber und Ziegel der XXI. Legion sich vorfanden, nach Pfyn, von wo eine Zweigstrasse nordwestlich nach Eschenz (Exientia) lief, wo noch römische Mauern erhalten sind, und von da nach dem Wartthurm auf dem weissen Felsen bei Steckborn. Im XIII. Jahrhundert übten die Freiherren von Steckborn über die auf der Insel des Sees abgesonderte berühmte Abtei Reichenau als ihre Vögte grossen Einfluss. Aber als der Sohn Eberhards von Steckborn in den Deutschorden trat, übergab der Vater seine Besitzungen diesem Orden; doch tauschte die Abtei das Lehen wieder ein. — An den Untersee bettet sich auch das grosse Dorf Ermatingen, dessen untere Bewohner noch jetzt der Fischerei obliegen und in Sprache und Sitte Vieles aus der frühern Zeit bewahrt haben; jährlich werden hier und im bekannten Gottlieben an 200,000 Gangfische gefangen. Gottliebens feste Burg war einst Residenz von Bischöfen und hier sassen in strenger Gefangenschaft Papst Johann XXIII. (den von Reumont »die Verkörperung des Geistes der Weltlichkeit«

Arbon.

nennt) und der Reformator Johannes Huss, der von da zum Concil schritt, das ihn zum Feuertode verdammte. An der Verbrennungsstätte steht jetzt das Denkmal des »Hussensteins«. — Südwestwärts krönen erneuerte oder moderne Schlösser die anmuthigen, durch stattliche Parke verschönerten Hügel; neben der alten Ritterburg Salenstein auf felsiger Höhe steigt der Nortenberg auf, dessen farbenreicher Teppich die prachtvollen Gartenanlagen des Schlosses Arenaberg bilden, das die geistreiche Hortense Beauharnais, Königin von Holland, zu einem Reliquienschrein ihres geliebten Stiefvaters Napoleon I. weihte, indem sie die schönen Verse auf sich anwandte: »Elle ne vient sur ces bords reclamer un riche partage, des souvenirs sont ses trésors, et la gloire est son héritage.« Auch ihr Sohn Napoleon III. pflegte Arenaberg als Lieblingsstätte und als der König von Frankreich 1838 die Ausweisung Louis Napoleon's verlangte, erhob sich die ganze Schweiz zum Schutze des Asyls. Auf der Höhe daneben liess Vicekönig Eugène Beauharnais, Herzog von Leuchtenberg, über wuchtigen Tannen den schönen »Eugensberg« erbauen. Ostwärts im Mittelpunkt der Naturgemälde liegt waldumsäumt auf reizendem Gehänge die Kuranstalt Wolfsberg, und im Süden Ermatingens prunkt in den Gärten des romantischen Schlosses Hard die herrlichste Flora. Dahinter erhebt sich der Hohen Rain, das »Vorbild« aller thurgauischen Schönsichten, denn von den Berghöhen über den Illerquellen bis zur Jungfrau des Berner Oberlandes liegen alle Hörner und Schneefelder vor Augen, über den Wald hin grüsst der blanke Spiegel des Bodensees von Konstanz bis Lindau. Südwärts führt die grosse Strasse zum Hauptstädtchen des Kantons, Frauenfeld, das im länglichen Viereck am Fusse des schlossbekrönten Wellenbergs auf felsigem Vorsprung über der Murg das weite Thal beherrscht, mit altersgrauer, schon im XI. Jahrhundert erbauter epheuumrankter Burg. Von hier führt



Romanshorn.

die Bahn an lachenden Fluren und Weinbergen vorüber zum schönen Weinfelden, das überaus malerisch am Südfusse des Ottenbergs liegt und seinen Doppelnamen von der für Getreidebau wie für Weinbau gleich günstigen Lage erhielt. Die Hauptstrasse zieht südostwärts am ehemals freiherrlichen Schlosse Bürglen vorbei nach dem reinlichen hübschen Städtchen Bischofzell, das auf dem hügeligen Vorsprung des Bischofberges über der Vereinigung der Bergströme Sitten und Thur anmuthig lagert, und noch den uralten Schlossthurm und in der Kirche die Kämpfergesimse der alten Basilica behielt.

Nordwestlich am Abhange des aussichtsreichen Hohentannenbergs ragt das schon im XII. Jahrhundert erbaute Schloss Heidelberg auf lieblichem Rebenhügel. Die altrömische Hauptstrasse zog von Weinfelden direkt nach Arbon an den See, das seinen Namen von dem keltischen Arfol, Hafen, erhielt und von den Römern wegen seines Obstreichthums arbor felix genannt wurde. Noch stehen vom römischen Kastell die Umfassungsmauern und ein Thurm; die Alamannen zerstörten im wilden Hasse gegen den Erbfeind das Uebrige. Irische Mönche fanden hier im Jahr 610 noch einen christlichen Priester Willimar. Als der Hohenstaufe Conradin ein halbes Jahr in Arbon weilte, verlieh er den Bürgern »wegen der langen Gegenwart unsrer Diener und unsrer Hoheit« das Gericht und den Blutbann. 1282 kaufte der konstanzische Bischof Stadt und Burg von Marquard von Kemmat, dem Kämmerer des unglücklichen Conradin. Die Pfarrkirche besitzt einen kunstreichen Chor aus spätgothischer Zeit. Vor dem Städtchen breitet sich in seiner vollen Grösse und Schönheit der frohmüthige, heitere Bodensee in langgezogenen Bogenlinien aus, gleichsam die schöne Natur um die Gebirgsgewässer an den Landsee verpflanzend. Dem Genfer See verwandt und wie dieser von der Höhe des St. Gotthard genährt und Eingangsgebiet der Schweiz, bietet er zwar weniger nahe und majestätische Ausblicke auf die Alpenwelt, aber landwärts doch einen der herrlichsten Hintergründe durch den über bewaldeten Hügeln sich aufthürmenden »Alpstein«, der über die Schultern seines kalkgrauen pyramidenförmigen Gerüstes auch noch im Hochsommer den weissen Mantel wirft. Am grossartigsten entfaltet

Kühe am Seeufer. Von F. Koller.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

sich das Panorama des Schweizerufers auf den Hügeln um Lindau oder auf der Gebhardskapelle bei Bregenz, wo auch der südöstliche Schmuck jener stufenreichen Doppelreihe der Allgäuer und Vorarlberger Höhen dem schweizerischen Gebirge gegenübertritt. Der Blick von den Schweizerhöhen oberhalb Rorschach und Heiden gewährt neue Schönheiten durch die Entfaltung der harmonischen Formen der Uferlinien. Der Bodensee geniesst den Vorzug, dass im Frühling und Sommer die Kugel der Sonne sich beim Niedergange in die Wasserfluth selbst zu versenken scheint und diese dann im Wechsel der sattesten Farbenfolge vom Lichtgelb bis zum blühend rothen Purpur leuchtet, während die Höhen bläulichgrün dämmern, der Alpstein noch einmal im reinsten Goldton glänzt und die fernen Spitzen violett verglimmen. Ein wunderbares Schauspiel bilden im Herbste die Gigantenkämpfe der Lichtgötter mit den grauweissen Nebeltitanen, die anfänglich die ganze Ebene des Sees beherrschen. Im Frühling, wenn die umgürtenden Aepfel- und Birnbäume die hochzeitlichen weissen und rothen Blüthen tragen, dringt auch die Lust durch den See, er zieht niederwärts Streifen, die wie Silber und Bergkrystall leuchten, wandelt durch eigenthümliche Spiegelung auch die flachen Ufer zu Terrassen um, und lässt oberwärts den Zug das Rheines in jugendlich grüner Farbe erscheinen. Der Bodensee ist das befahrenste Gewässer der Schweiz; den segelnden »Lädinen« und »Segnern« sind seit 1824 die Dampfboote gefolgt, deren Zahl jetzt auf 30 deutsche und schweizerische stieg. Eine Gürtelbahn umzieht den ganzen See, in welche die Deutschland mit der Schweiz verbindenden Bahnen münden. Zwar selten, doch alljährlich hat er seine Tücke, namentlich im März und April bei raschem Witterungswechsel, dann »fliegt« der See, wechselt plötzlich die Farbe, wirft seine stöhnenden Wellen übereinander und stürmt in weissen langen Schaumstürzen dem Ufer zu. Sturm und Nebel können sich so steigern, dass, freilich in höchst seltenen Fällen, selbst das stete stossweise Geläute der Glocken am Hafen, das Aushängen der Laternen und das Sprachrohr nicht mehr zur Orientirung ausreichen.

Vom Austritte des Rheins bis zur Einmündung desselben bilden die Städte, Marktflecken und Dörfer des rechten Seeufers eine grosse Gruppe klimatischer Badekurorte in prachtvollster Umgebung. Die alterthümliche badische Stadt Konstanz eröffnet den Zug und der Grossherzog hat die idyllische Insel Mainau zu seiner Sommerfrische erhoben. Hinter Konstanz bietet das thurgauische Kreuzlingen, dessen schon 960 gestiftete Abtei, jetzt eine Musteranstalt mit landwirthschaftlicher Schule und Lehrerseminar, treffliche Badeinrichtungen besitzt. Jenseits des von einer englischen Königstochter gestifteten Frauenklosters Münsterlingen, das seit 1840, seinen Stiftungszweck wieder aufnehmend, zum Kantonsspitale umgewandelt wurde, und Altnau's, das mit der weitesten Rundschau über reiche Obsthaine prangt, folgen das friedliche grosse Dorf Kesswyl, ursprünglich eine Filiale Altnau's, dann in der Mitte der Uferlinie auf einer Landzunge in den See vorragend, Romanshorn, jetzt die regste Bahnstation, da die Ausmündung der schweizerischen Nordostbahn in den schönen grossen Hafen den Ort zu einer Hauptverkehrsstätte mit dem jenseitigen Ufer erhob. Egnach ist das Paradies des Obstbaums und Horn jenseits Arbon ein Paradies des Sees. In grossem Bogen schweift die herrliche Bucht von Arbon bis nach dem st. gallischen stadtartigen Flecken und Fruchtmarkte Rorschach, der mit seinen stattlichen reinlichen Bauten wie eine geschmückte Ehrenpforte zum Schweizerparke sich am Ufer erhebt und an den malerischen, im Grün der Obstbäume und Wiesen prangenden

Heiden.

Rorschacherberg sich anlehnt, auf dessen Kamm über dem schmucklosen spätgothischen Mariaberg (jetzt Lehrerseminar), über der alten St. Annaburg der Herren von Rorschach, die mitten im Bergwalde in ihrem Schilde Rosenstock und Röslein führte, und über den modernisirten Schlössern von Wartenberg und Wartensee, sich die grossartigste Aussicht über den ganzen See entfaltet, die südostwärts mit dem Relief der Vorarlberghöhen und Bündneralpen in den prächtigsten Kontrasten schliesst.

Südwestwärts ragt über das freundlich-grüne, mit heimeligen Wohnungen übersäete Alpengelände in majestätischer Sonderung das prächtig gestufte Kalkgebirge des Appenzellerlandes hoch in die Lüfte. Auch in dieses schöne Bergländchen ist es der modernen, die Gebirge bezwingenden technischen Macht gelungen, eine Bahn zu führen, die nun 850 Meter ü. M. bei einer der schönsten Warten über dem Bodensee, dem reizenden, vielbesuchten Kurort Heiden am nordöstlichen Saume des Kantons mündet, im stattlichsten Orte des an Obst und Getreide reichen und mancherorts selbst mit Wein bepflanzten Kurzenbergs. Ein Brand zerstörte 1838 fast den ganzen Marktflecken, und an die Stelle der alten Holzhäuser traten nun städtische Bauten; vom stolzen Thurm der schönen Kirche schweift der Blick über jenes charakteristische Panorama des auf den See mündenden Rheinthals hin. Wie das benachbarte Gais, das am Stoss und auf dem Gäbris die Pracht des Landes noch weiter aufrollt, zählt Heiden zu den beliebtesten Kurorten. Gais ist die Mutter aller Molkenanstalten der Schweiz, wurde schon 1749 dazu benutzt und erhielt durch hohe Gäste aller Länder europäischen Ruf. Die mit Ziegenlab aus frischer, jeden Abend ab der

Gais.

hohen Alp gebrachten Ziegenmilch bereiteten Molken werden in erwärmten, fest verschlossenen, mit wollenen Tüchern umwickelten »Tansen« (Butten) von den Sennen auf dem Rücken nach dem Kurort getragen, wo sie noch warm anlangen. Etwa 120 Mass werden täglich in Gais getrunken, in Heiden gegen 90. Die Zahl der Ziegen, welche die Gemeinden Appenzell, Schwendi und Gonten als Anstösser der köstlichen Alpen Säntis, Soll, Furglen, Bollenwis, Fählen, Wiederalp, Alpsiegel, Meglisalp, Seealp, Altenalp, Ebenalp, Batersalp und Kronberg, von denen die Ziegenmolken geliefert werden, besitzen, beträgt über 2000. Die Landschaft würde ohne die neugierigen, launenhaften, munteren, aufgeweckten Bergthiere mit ihrem »dürren Grind und pfifegraden Beinli« eines Charakterzuges entbehren, zumal auch im übrigen Kanton noch mehr als 5000 weiden. Das Gepräge der gesammten Landschaft ist ein völlig anderes als um den See. Sanft ansteigende Hügel ziehen mit ihren Bogenlinien in kleine Gründe und enge Thäler abschweifend zur silbergrauen Kalkkette des Alpsteins hin, der als Sentisgruppe einen durch tiefe Thäler getrennten Nebenzweig des grossen schweizerischen Alpenzuges bildet. In vielgestaltigem Relief, stets wechselnden Linien, Formen und Massen reiht sich Böschung an Böschung, von tiefgrünen, durch kleine Gehäge von dünnen Baumstämmen abgetheilte Wiesen überkleidet. In den »Tobeln« (Schluchten), die sich überall finden, wo an der Sohle der Berghänge das Wasser sich Jahrtausende eingewühlt hat, strömen sprudelnde Gebirgsbäche; Laubholz und zahlreiche dunkle Tannen ziehen den Höhen entlang; das Nadelholz bildet den vorherrschenden Theil der Waldung.

Ausserhalb der Flecken und Dörfer liegen die Häuser mehr als irgendwo in der Schweiz in buntester Mannichfaltigkeit zerstreut, denn fast in jeder Wiese steht nach alter Sitte das Haus des Eigenthümers. Ausserrhoden besitzt allein über 5500 »Heimaten«, fast

jede mit einer Wasserquelle, doch nur wenigen Fruchtbäumen; schmale, schlängelnde Fusspfade ziehen sich von allen Seiten zu den weideumspielten Wohnungen hinan, und rings auf den Gärten geniesst man die herrlichsten Freiblicke in's Land, das durch Unregelmässigkeit des Bodens stets neue Gesichtspunkte bietet. Die alten Holzhäuser sind meist klein und die wenigen Zimmer niedrig; die »Städel« (Ställe und Heuböden) sind unmittelbar an die Häuser angebaut. Die Wohnungen der reichen Fabrikanten Ausserrhodens sind überaus reinlich und stattlich, viele bemalt und getäfelt, immer noch die Mehrzahl im Obergeschosse aus Holz oder Riegelwerk, die Fenster mit vorragenden kleinen Giebeln und spiegelnden Scheiben, bunte Blumenstöcke davor, die Verhältnisse durch die niedrigen Geschosse bedingt, die Farben vorwiegend grell kontrastirend, stets ein stattlicher Brunnen mit sprudelndem Quellwasser zur Seite, die Reinlichkeit bis zur Uebertreibung gesteigert, denn die »gefegten« Stuben, Gänge und Höfe und das blinkende Hausgeräthe bezeugen die Frucht der Ordnungsliebe: den Wohlstand.

In dem kleinen, neun Stunden langen und vier Stunden breiten Ländchen lebt dichtgedrängt eines der originellsten Völklein der Schweiz, ohne Stadt und in souveränstem Selbstgefühl; dennoch durch die Religion in zwei völlig eigenartige Gemeinwesen geschieden, gegen die Berge hin die Katholiken, gegen die Ebene hin die Reformirten. Aus beider Physiognomien spricht Munterkeit und Kraft, beide sind reich an Mutterwitz und auf ihre selbsterrungene Freiheit stolz (zuweilen sogar eitel), beide in Bewegung, Benehmen, Gang und Haltung ohne allen Zwang, im Volksgesange, in körperlichen Spielen und Uebungen Meister, im Umgang unerschrocken und heiter, bei sich haushälterisch und doch gastlich, beide alter Sitte zugethan, aber während beim reformirten Ausserrhoder mit praktischer Verständigkeit die regste Thätigkeit für Gewerbe, Haus und Verkehr, Handel und Industrie herrscht, hält das katholische Bergland mit Vorliebe am patriarchalischen Hirtenstande fest, wandert auch am wenigsten aus, zieht die gemüthliche Behaglichkeit dem regen Wohlstand und der sorglichen Reinlichkeit vor, lässt die Neugierde gern an die Stelle der Wissbegierde treten, und liebt vom grossen Weltverkehr am meisten die Fremden, die hier originelle Wirthsleute und Führer noch in Menge finden. Nachdem die Innerrhoder, sagt Bodmer, versucht hatten, drei Schritte gegen die gesellschaftliche Verfeinerung zu thun, so thaten sie bald wieder zwei zurück, aus Furcht ihrer Freiheit zu schaden. — Der Name der »Rhoden« entsprang einer vom Wehrwesen stammenden Eintheilung. Die Ausserrhoder tragen keine besondere Tracht mehr, dagegen ist die sehr in's Auge fallende innerrhodische Tracht noch die alte des appenzellischen Volkes. Der »Sonntagsstaat«, zumal des Sennen, besteht in einer Weste von scharlachrothem Tuche mit glänzend weissen Knöpfen, mit offener Schau des Hemdes und der ledernen Hosenträger, deren Schmuck der Querriemen mit dem Namen des Eigenthümers oder mit Kühen in Messing bilden. Die gelbledernen Beinkleider liegen den kraftvollen Gliedern knapp an und sind unter dem Knie mit bunten Strumpfbändern befestigt, ein rothes Sacktuch mit nach hinten hinabhängender Spitze umgürtet die Lenden. An den muskelbauschigen Armen, auf die sich der Appenzeller besonders viel zugute thut, wird das Hemd bis über den Ellbogen zurückgerollt; allfällig dient eine Jacke aus ungebleichtem dickem Zeuge mit Stickereien als Uebergewand. Blendend weisse Strümpfe, Schnallschuhe, ein schwarzes Lederkäppchen mit ausgeschnittenen und bunt unterzogenen Sternchen, ein irdenes

Rorschach.

Landes- u. ...
Bibliothek
Düsseldorf

Pfeifchen im Munde und der Milchkübel oder ein Bund Alpenrosen in der Hand vollenden das schmucke Bild. An einer Thür lehnend steckt der Innerrhoder bei der Unterhaltung gerne die Daumen in die Armlöcher der Weste, und empfindet das Niederhängen der wuchtigen Arme als Mitgenuss der Behaglichkeit. Zur vollen Tracht der Innerrhoderin gehört die gestickte Halschemisette, die weisse gestickte Mousselinschürze mit bunten Bändern, der rothe Kattunrock in dichte kleine Fältchen gepresst und am vorn und hinten geschnürten, sehr kurzen Leibchen festgenäht, eine rothe Jacke mit bauschigen Garnirungen über den Hüften, oder blendend weisse Hemdärmel durch schwarze Rosshaarbänder über den Ellbogen festgehalten. Dazu noch vier bis fünf goldene oder silberne Ketten mit über die Brust herabhängenden Kreuzen und Münzen, ein aus zahlreichen Perlenreihen gebildetes Halsband, das vorn kravattenartig durch eine breite Spange festgehalten wird. Das wellenförmig gescheitelte Haar wird an den Schläfen durch grosse schwarze Knöpfe festgehalten, den Hinterkopf bedeckt ein spitzes, in der Mitte gesticktes Häubchen aus rothem Bande mit herabhängenden Schleifen. Bei älteren Frauen trifft man noch die zwei hohen, steifen, schwarzen Drahtflügel zur Seite. Beiden Frauentypen Appenzells, sowohl den alamannischen mit zarter weisser Gesichtshaut, schönem rothem Incarnat, blauen Augen, blonden Haaren, rundlichem Kinne, als den romanischen mit sanftem Oval, glänzend braunen und tiefen Augen, mehr dunkler Gesichtsfarbe und sehr feinen Zügen steht die Tracht trefflich. — Die Mundart steigt eine lange Tonleiter auf und ab und ist sehr melodisch; der Appenzeller singt auch im Sprechen und der Innerrhoder näselt noch gerne dazu, die Wörter etwas abschnappend, wirft daher die Konsonanten noch mehr weg: i mäs (meine es), köscht (hörst du), gönd er i Bäg (geht ihr in die Berge), schärft Dehnwörter (Freda statt Frieden), setzt ä in den Endsilben für ei. Reiche Anekdotensammlungen bezeugen ihre Originalität in raschen und witzigen Gegenantworten. Schon die alte Ueberlieferung der Veranlassung der appenzellischen Befreiungskriege verknüpft dieselbe mit dem Witze der Jugend des Landes:

Vor dem Schlosse bei Schwendi sass der Edelmann und fragte einen Knaben, der in die Berge ging Molken zu holen: »was thüend di Vatter ond d' Muetter?« — Der Knabe antwortete: »De Vatter bacht vorggesses Brod, ond d' Muetter macht bös uf böe.« — Der Edelmann wurde inne, dass der Vater das Mehl nicht bezahlt habe und die Mutter an den zerfetzten Kleidern flicke. Als er den Knaben fragte: »os was Grönd si das thüend«, erwiderte der Knabe: »Eba doromm, dass du ös s' Geld alles nehst.« Der Edelmann aber drohte dem Knaben mit den Hunden. Da rieth der Vater »de Bueb söll enanderschmol d' Tasa (Butte) ondertschöbischi (verkehrt) traga, ond e Chatz (Katze) drethue.« Der Knabe that es und ging so dem Schlosse zu, wo ihn der Edelmann wieder zur Rede stellte: »No du Witznasa, sela chast mer säga hat d' Agesta (Elster) meh wiss, aber meh schwarz Federa?« Der Knabe sagte: »Meh schwarz.« — »Woromm?« — »Will halt der Töfel (Teufel) meh mit de Zwinghera z' schaffid hed, als d' Engel.« — Da liess der Edelmann die Hunde los, der Knabe aber die Katze heraus. Die Hunde sprangen der Katze nach, aber der Edelmann erreichte den fliehenden Knaben und erstach ihn. Der Vater und die Bauern standen nun zusammen und verbrannten das Schloss.

Beim Volksgesange überwiegt die Lust am Singen das Bedürfniss der Dichtung. Weishaupt und Tobler erhoben ihn jedoch schon seit 1820 zum »Landgesange«, an welchem Hunderte von Sängern Theil nahmen, und gegenwärtig ist das Ländchen eines der sangkundigsten der Schweiz. Aber dem ursprünglichsten, volksthümlichen Hirtengesange, dem »Chüereiha« liegt kein poetischer Text zu Grunde, er soll auch nur die zerstreuten Kühe locken, auch für die entferntesten noch durch langes Aushalten und zuletzt durch die plötzliche Wandlung eines tiefen Tons in einen scharfen, hohen vernehmbar sein, worauf meist die Kühe

in wirklichen »Reihen« eine hinter der andern der Hütte zueilen. In heiterm Tongleiten ahmt der Jodel (»das Zauren«) das von den Bergen wiederhallende Echo nach und tritt hier an die Stelle der Alphörner. Im geschlossenen Zimmer, wohin er nicht gehört, erhält er beim Vorwiegen der Nasen- und Gurgeltöne der Appenzeller etwas Gellendes, Schneidendes. Zwischen das Locken des Kuhreihens mischt der frauenlose Senne gern launige Jammerlaute über die Noth des Ehestandes, hält dagegen das Glück, unter den Kühen zu leben, hoch. Der appenzellische Kuhreihen, wie ihn der um das Studium seiner vaterländischen Sprache hoch verdiente, geniale Titus Tobler aufgezeichnet hat, lautet:

Appenzeller Stickerinnen.

»Wönd er iha, wönd er iha Loba? Alsama mit Nama, die alta, die junga, die alta, alsama, Loba, Loba — Loba, Loba, Lo-ba. Chönd alesama, asama, alsama, Lo-ba, Lo-ba. Wenn i am Vech ha pfeffa, ha pfeffa, so chönd alsama zuha schlicha — schlicha, wol zuha, dazuha. Trib iha alsama, wol zuha, bas zuha. Höpsch sönds ond frei, holdsälig dazue. Loba, Lo-ba, Loba, Lo-ba. Wäss wohl, wenn ers Singa vergod, wenn a Wiega i dar Stoba stod, wenn de Ma mit Füsta dre schlot ond der Loft zue ala Löchera inablost. Loba, loba, Lob, Lo-ba. Trib iha alsamma, alsamma, die Hinket, die Stinket, die Bletzed, die Gschegget; die Gflecket, die Blässet; die Schwanzeri, Tanzeri, Glinzeri, Blinzeri, d' Lehneri, d' Fehneri, d' Schmalzeri, d' Hasleri, d' Moseri, 's Halböhrli, 's Eäugli, 's Träufäugli, die erst Gel ond die Alt, 's Chrommba und die E, der Grossbuch ond di Ruch, d' Langbeneri, d' Haglehneri — trib iha, wol zuha, da zuha, bas zuha. Lo-ba. Sit das i gwibet ha, hani ke Brod me ka, sit das i gwibet ha, han i ke Glöck me ka, Lo-ba. Wenn's asa wohl god ond niena still stod, so iss jo grotha, Loba, lo-ba; 's iss kena Lüta bas as ösera Chüeha, si trinked ossem Bach ond möged trüeha!« —

Nicht nur in den Alpen, sondern auch in den Dörfern Abends beim Heimgang hört man zuweilen den Kuhreihen von zwei und drei zugleich singen, so dass einer oder zwei immer nur einen Ton halten. Ein landeseigenthümliches Hirtenlied in holperigen Reimen, aber sehr weicher Weise, die zwischen den Worten aus dem Gaumen spielt, ist das Rugguse:

Grüez mer da Senna
z' Hondwil henna;
Sag er sol zur Spine choh

Löffel tretta
Pfanna schlecka
d' Schella schötta.

Channe chlepfa,
d' Saue triba,
d' Näpf usariba,

d' Schotta verchauffa
Ziger i d' Wand in chlepfa;
Säg er söll zuer Stoberta choh.

Die Lieder aus der Freude des Volkslebens endigen meist mit einem neckischen Schluss:

Min Vater het gsäd
das Tanza sei Sönd
Do han i verstanda
Wen is no chönt.

Wemma is Wirthshus chont
Was mues me tänka?
Ma mues de Glauba ha
Ma thües nöd schenka.

Anneli Zusanneli, stand uf und mach e Liecht
i höra'n eppis rumpla, i mein es sei en Dieb,
Na wägerli, na wägerli, 's ist Nochbersch Jokebli
er chont zuem Anneli z' Liecht.

Alpstubete.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Die Volksfeste sind oft lärmend und von überstelliger Lustigkeit begleitet, aber auch hier herrscht der Volkshumor im besten Sinne. Die Kilben, Kirchweihmärkte, sind die glänzendsten Lustanlässe, durch gymnastische Spiele und Tanz erheitert; in den Buden ist der bunte »Chilbichrom« ausgestellt, wo die Pfeifen, Lebkuchenherzen, rothen und gelben Taschentücher und selbst Goldstickereien begehrte Artikel sind. Die Kilbe zu Urnäschen bildete sich zum eigentlichen Hirtenfeste um. Auch Sprichwörter und Redensarten hingen sich an diese Feste: Mä säd all vo der Chilbe, bis si emol do ist (man spricht so lang von einer Sache, bis sie erscheint), 's ist nüd all Tag Johrmart, 's ist au Chilbi (die Rose hat auch Dornen); der Ausdruck »es chilbelet« (es ist grell und geschmacklos) stammt von der Vorliebe des Appenzellers für das Grellfarbige, namentlich an den Chilben. — Die Alpstoberta (Alpstubeten) sind durch Dichtung und Malerei vielfach verherrlicht worden, und was kann es malerischeres geben, als lebensfrohe Aelpler, Jünglinge und Männer, Mädchen und Frauen, die auf einer Bergweide unter Jauchzen und Jodeln, die einen mit Tanzen, die andern mit Steinwerfen sich belustigen; dazu die köstliche Volkstracht und die Farbenpracht der Wiesen und Berge. Hier schlägt der schnurrige »Hackbrettlima« mit flink geschwungenen Stahlstäben auf die hellschwirrenden Saiten, und die Geige jubelt in lustiger Hand die fröhlichsten Weisen, im Kreise wirbelt die Schaar. Dort wetteifern sie im »Steinstossen«; zwei gedrungene Kraftmenschen heben einen fast zwei Centner schweren Stein auf die linke Schulter, schleudern ihn bis auf zehn Fuss von sich, unbeweglich mit Leib und Fuss. Und jetzt wieder beginnt ein Wettkampf im »Hosalupf«, indem zwei einander oben an der Weste oder unten an der Seite fest anpacken, um den Gegner auf den Boden zu werfen. In der Petersalp, wo die Alpstubete am ersten Sonntag nach Jakobi gefeiert wird, ist ein kleiner Markt damit verbunden, und Brodringe, »räser Fladen«, Würste und allerlei Getränke stehen zu Gebote. Auf der Meglisalp ist das Fest vierzehn Tage früher, auf der Ebenalp drei Wochen. Das sprechendste Bild einer Appenzeller Alpstubete besitzt das Kunstmuseum in St. Gallen von der Hand des talentvollen Malers Emil Rittmeyer von St. Gallen.

Am »Funkensonntag«, einer Lichtfeier aus heidnischer Zeit, jetzt am Sonntag Dominus invocavit, sammeln junge Leute Reiser zu einem grossen Haufen und zünden denselben, wenn die Abendglocken ausgeklungen, an; mancherorts tanzt die Jugend mit Harzfackeln jubelnd um das lohende Feuer. Die beliebtesten Tänze sind der Walzer und »Hopser«, bei welchen die Burschen mit drolligen Geberden auf den Boden stampfen, und ihre Mädchen um sich herum drehen lassen. In den niedrigen Stuben, wo so viele beisammen sind, erreichen Hitze und Dunst oft einen unerträglichen Grad, und Püffe und Stösse gehören zur Natur des gemüthlichen Festes, denn selbst die bedrängten Aufwärterinnen pflegen dem Zuruf noch einen freundlichen »Stupf« beizufügen und pflanzen die grossen Mostflaschen mit heimischem Kraftgefühl auf den Tisch, während Jauchzen, Stampfen und Gläsergeklirr selbst durch den Gesang sich nicht stören lassen. Das bedeutendste Volksfest, an welchem der Appenzeller dem Vollgefühl der Freiheit den grossartigsten Ausdruck gibt, ist die Landsgemeinde, die politische Versammlung aller Landleute vom 18. Jahr bis in's höchste Alter; nur richterlich entehrte sind nicht stimmfähig. In Innerrhoden behielt sie noch den ursprünglichen Charakter; jeder marschirt grossen Schrittes der Sammelstätte zu, den Degen (das »lang ansehnlich Seitengewehr«, sagt das Mandat von 1671) an der Seite; im Flecken ist

Weissbad.

Leben wie an einem grossen Jahrmarkt. Die Volksversammlung tagt unter freiem Himmel, die zehn ersten Landesbeamten (Landammann, Pannerherr, Statthalter, Seckelmeister, Landeshauptmann, Bauherr, Kirchenpfleger, Landsfähndrich, Zeugherr und Reichsvogt) ziehen aus der Kirche unter Vortritt einiger in die Landesfarbe gekleideter Trommler, Pfeifer und Hellebardenträger auf den Platz. Der Landammann als Vorstand der Regierung führt die Gemeinde und hält die Eröffnungsrede auf einem kanzelartigen, mit der Kantonsfarbe (schwarz und weiss) geschmückten Holzgerüst, dem »Stuhl«; zwei grosse Schlachtschwerter stehen zur Seite. Neben dem Landammann stehen links der Landweibel, rechts der Landschreiber, vor welchem das grosse Landbuch mit den Rechten und Volksentscheiden liegt. Die stimmfähigen Landleute stehen im grossen Halbrunde nach ihren Rhoden mit den Hauptleuten an der Spitze. Nach der Eröffnungsrede und dem stillen Gebete wird Rechenschaft von der Landesrechnung gegeben und die Wahl der Landeshäupter vorgenommen, beim Vorschlage eines bisherigen mit der Einladung: Wem's wohl gfallt und guot dünkt, dass der Bisherige auch das hürig Johr üser L. sei, der heb si Hand uf!« Der Landammann kann sein Amt nur zwei Jahre bekleiden, dann wird er stillstehender Landammann oder Pannerherr, ist aber später wieder wählbar. Jeder Vorschlag wird »abgemehrt«. Sind zwei im »Stich«, so fehlt es nicht an gewaltigen Bewegungen und Lärmausbrüchen der Parteien. Landschreiber und Landweibel haben um Bestätigung selbst nachzusuchen. Landammann und Landleute schwören den Eid der Landestreue; weitere Vorschläge für Gesetzesänderungen u. a. sind zuvor an den Rath einzureichen, das Volk selbst kann sich mit

Sentis.

Reden betheiligen, die Versammlung wird mit dem Titel »hochgeachtete, hochgeehrte Herren, getreue liebe Landlüt« angeredet. Der Tag schliesst mit Jubel und Tanz und die Familiensitte bringt es mit sich, dass mancher Bewehrte seinen Degen dazu benutzt, auf dessen Spitze ein Brod nach Hause zu bringen. In Ausserrhoden hat die Landsgemeinde einen weniger alterthümlichen Charakter; beide sind sprechende Zeugen, wie hoch die Bewohner dieser Berge ihre alterworbene Freiheit halten.

Der grösste Theil des Berglandes war im VIII. Jahrhundert durch Verträge, Schenkungen und Käufe in die Abhängigkeit vom Stifte St. Gallen gekommen, auf den Burgen des Landes zogen adelige Ammänner und Vögte die Zinsen, Zehnten und Steuern ein; 1345 erlangte das Stift auch die hohe Gerichtsbarkeit als Reichspfand. Die Loswindung der Eidgenossenschaft aus der Vergewaltigung der wachsenden Herrenmacht feuerte auch die Appenzeller zur Befreiung an. Die Gemeinden Appenzell, Gais, Urnäsch, Hundwyl und Teufen verbanden sich enger, und sie erlangten durch Beihülfe der Stadt St. Gallen, dass sie 1377 dem Städtebunde beitreten konnten. Durch den Städtebund erhielt Appenzell die erste geschriebene Verfassung, deren Grundsätze zum Theil ihre Geltung bis jetzt behielten; sie setzte fest, dass ein gemeinsamer Landrath durch eine Landsgemeinde zu wählen, das Land in Rhoden zu theilen sei, eine Schätzung des Vermögens für die Steuererhebung und eine Zählung der Wehrmannschaft stattfinden solle. So wurden die bisher getrennten Volksgemeinden zu einem Gemeinwesen verbunden und 1379 »Appenzell das Land« genannt. Als der Probst von Bussnang 1401 einen Bauer, der sich das Jagdrecht anmasste, durch Hunde anpacken und durchprügeln liess, brach der Appenzeller Aufstand aus. Die Landleute brachen die nächsten Burgen und verheerten vielerorts des Abtes Besitzthum. Mit Hülfe von Schwyz und Glarus zogen sie in's Feld, zerstörten die Schlösser Glattburg, Eppenberg, Rosenberg und Rosenburg, fielen in Rorschach, Goldach und Horn ein, schlugen das Heer, das die Städte um den See und der österreichische Landvogt des Thurgaus gegen sie sandte, in der Nähe von Vögelinsegg »bei den höfen so man zu dem Spicher nennt«. Als Herzog Friedrich von Oesterreich, vom Adel und den Städten in den vordern Landen bestürmt, gegen sie zog, wurde eine Abtheilung durch die Stadtbürger von St. Gallen geschlagen, wobei sie das Panner von Schaffhausen erbeuteten; eine noch weit grössere Niederlage erlitt das österreichische Heer, das gegen den Stoss hinaufzog, schon war die Letze durchbrochen, da drang vom

Fusse des Sommerberges her barfuss die appenzellische Macht mit furchtbaren Streichen auf den ansteigenden Feind ein, der auf dem schlüpfrigen Boden nur schlechten Stand hatte und an der Letze zusammengedrängt den wuchtigen Schlägen erlag; die Sieger führten 300 Panzer an Beute heim, Winterthur verlor allein »eehrlicher redlicher lüten, die iren harnasch trugend, bi nünzig mann.« Als Episoden bei den Appenzellern werden erzählt, der Beistand des von Oesterreich geschädigten Grafen Rudolf von Werdenberg »ain redlich man und was den puren lieb und werd, da er ein gut kriegsman was, und auch ein nachpur, dass si im wohl getruwend; er gab ihnen vil guter räten, ir land vor dem herzogen zu beschützen«, dann die Selbstvertheidigung Uli Rotachs gegen zwölf Ritter, bis die Hütte über ihm angezündet wurde, endlich der Zuzug der Frauen und Mädchen von Gais, welche Hirtenhemden über ihre Kleider geworfen. Die Schlacht am Stoss wird noch jetzt am 17. Juni durch Festrede und Bittgang gefeiert. Die Appenzeller dehnten nun ihre siegreichen Züge bis in die Lande jenseits des Rheins aus, eroberten 64 Burgen und zerstörten 30, aber im fünften Jahr ihrer Befreiungskriege wurden sie vor Bregenz geschlagen. Das Ländchen blieb nun auf sich beschränkt, trat mit den VII Orten der Eidgenossen in das Burg- und Landrecht, führte ein eigenes Siegel und gab sich 1409 ein eigenes volksthümliches Landbuch; mit dem Abte fand nach jahrelangen Zwistigkeiten eine Ablösung statt. 1513 erklärte die schweizerische Tagsatzung: »unser lieben Eydgenossen von Appenzell sind für ein Ort angenommen, wie Friburg, Soloturn und Schaffhusen«. — In Folge der Reformation, welcher die Mehrzahl der Appenzeller zugethan war, steigerte sich das Parteiwesen der Altgläubigen und Neugläubigen so sehr durch das Anbefehlen der päpstlichen Kalenderverbesserung, die Niederlassung der Kapuziner im Flecken Appenzell, die dortige Behandlung von 27 Jünglingen, welche den reformirten Gottesdienst in Gais besuchen wollten, als Aufrührer, dass 1597 an der Landsgemeinde von Teufen die von den eidgenössischen Ständen vorgelegte Theilung des Landes in ein reformirtes und ein katholisches Gebiet unter besondern Regierungen und Halbirung der Einkünfte angenommen wurde, obschon die männliche Bevölkerung damals 6322 Reformirte und 2782 Katholiken zählte. In Ausserrhoden wechselten nun die Landsgemeinden zwischen Trogen und Hundwyl, die Rathssitzungen zwischen beiden und Herisau, Kriminalfälle kamen in Trogen zur Beurtheilung. Rathhäuser und Zeughäuser wurden in Ausserrhoden errichtet, 20 geschlossene, in der Verwaltung souveräne Gemeinden organisch vereinigt, ohne bestimmt ausgeprägten Hauptort. Innerrhoden blieb eine Genossenschaft alter familiärer Rhoden (Geschlechter) mit einem Hauptorte und hielt zum goldenen Bunde, Ausserrhoden zur goldenen Arbeit.

Die Neuzeit hat durch die Baumwollenindustrie, die an die Stelle der Leinwand trat, dem ganzen Kanton ein besonderes Gepräge gegeben. Eine Urkunde von 845 spricht schon von »Weibern, die auf den Höhen wohnten, welche das Kloster bauen musste, wollene und leinene Tücher woben zu eigener und anderer Bekleidung«, und vor 1480 gab es im Appenzellerland Webermeister, die für eigene Rechnung Leinwand weben liessen und dieselbe in St. Gallen verkauften. Der Handel breitete sich immer grossartiger aus, zugleich wurden Bleiche, Walke, Färberei und Appretur zu Appenzell errichtet, die Waarenlager enthielten Wollentücher, Damast, Seidenstoffe, brodirte Zeuge, da der Blattstich schon von Alters her bekannt war. Aus den Gespinnsten der Flachsspinnereien wurde die feinste Battiste bereitet, die Webermeister erhoben sich in Teufen, Trogen und Speicher zu Fabrikanten, die auf eigene Rechnung Waaren verfertigten und neue Häuser mit Webkellern füllten; neben dem Blattstich und Kreuzstich machte sich auch eine neue Stickerei, der Kettenstich mit Nähnadeln, geltend. Konrad Zellweger errichtete die erste Leinwandhandlung in Trogen. 1753 wurde die Mousseline (nach dem türkischen Mossul am Tigris benanntes Baumwollenzeug) eingeführt und jetzt erst begann die Blüthe der Industrie. Die Frauen spannen nun Baumwolle mit derselben Geschicklichkeit wie Flachs, und die Jahre 1760 bis 1790 brachten dem Appenzellerlande den goldenen Boden; Häuser, Gärten, Güter, Viehstand, Felder und Bäume wurden sonntäglich und die Industrie zur Mutter einer guten Erziehung. Zwei Drittheile der Ausserrhoder lebten von der Fabrikation; die Stickfabrikanten beschäftigten die Innerrhoder und St. Gallen wurde der Mittelpunkt des Handels. Das Haus Zellweger in Trogen dehnte seinen Handel über ganz Europa und bis nach Moskau und Westindien aus.

Der Altmann über dem Seealpsee.

Eine Menge neuer Fabrikate entstand, die Spinnerinnen wurden zu Stickerinnen. Neue Baumwollenspinnereien (aber der englischen Concurrenz nicht gewachsen) entstanden, 1832 wurde die Weberei für Mousselingarne, 1833 die Maschinenstickerei, 1834 die Jacquardstühle zu Seiden- und Baumwollenstoffen eingeführt. Die besten Handstickerinnen besitzt immer noch Innerrhoden, und es gehört nicht zu den kleinsten Genüssen des Wanderers, unter den zarten Händen der hübschen Mädchen kunstreiche Blumen entstehen zu sehen. Freilich werden weniger die kräftigen Jungfrauen zu diesen Arbeiten benutzt, als die »schätterigen«, und Knaben und Mädchen, sowie fleissige Mütter helfen. Die Kunststickerei der Appenzeller hat durch Feinheit, Genauigkeit und Naturtreue Weltruf erlangt, der Kettenstich in Verbindung mit Langstich, Blattstich und Hohlstich wird nirgends kunstvoller gehandhabt. Die Stickfabrikanten lassen die Mousseline mit gedruckten, von Modellstechern entworfenen Zeichnungen nebst dem Stickgarn durch Ferger (Faktoren) an die Arbeiterinnen vertheilen. Die kostbarsten Stickereien von farbiger Baumwolle, Seide, Gold- und Silberfaden lässt der Fabrikant gewöhnlich nur unter seinen Augen verfertigen.

Auch die Viehzucht im Appenzellerlande ist nicht unbedeutend, der Kanton besitzt über dreihundert Alpweiden; Innerrhoden hat in seinen sechs Gemeinden gegen 8000 Rinder, Ausserrhoden in seinen zwanzig über 18,000. Wenig von diesem Vieh zieht der Appenzeller selbst auf, die grössere Zahl der Kühe wird im Frühjahr auf den benachbarten Märkten, besonders in Vorarlberg, Graubünden und Tirol gekauft und im Herbst theilweise wieder verkauft, so dass immer wieder ein gemischter Schlag entsteht. Den grössten Stolz der Sennen, welche eigene Zucht haben, bilden die »schwarzbraunen Kühe«, möglichst einander ähnlich, der Kopf dick, die Hörner kurz und nach vorn gewunden, der Griff (Schlauch) vom Kinn anhebend und bis zu den Füssen niederhangend, der Bauch gross und rund, der Rückenstreifen regelmässig und hellgrau, die Füsse kurz. Die Pflege ist eine überaus sorgliche. Die Alpfahrt zu Ende Mai aus allen Gemeinden am nämlichen Tage ist eine

der schönsten und fröhlichsten der Schweiz. Sechs Ziegen eröffnen den Zug, dann folgt der Senn, hinter ihm die drei schönsten Schellenkühe und der Treiber, der Handbub, die gesammte Heerde, der Grosshirt mit dem Milchfass und dem Hunde, das Pferd mit dem Milchgeräthe, alles im »Feststaat« und in Festfreude mit dem buntesten Durcheinander von Muhen, Kuhglocken, Johlen und Jauchzen. — Federvieh hält der Appenzeller wenig, desto mehr Bienen, der Honig ist vortrefflich. Während der Steinbock nur im Mittelalter auf die Tafeln der Mönche von St. Gallen kam, sind die Gemsen, wenn auch nicht in grosser Zahl, im Appenzellergebirge doch heimisch, namentlich am Sentis, Altmann und gegen das Oehrli und die hohe Niedere. In den Wäldern und auf den Bergen singen weder Nachtigall noch Lerche, aber die Meisen, Finken, Rothkehlchen, Amseln, Staare, Mauerschwalben, Zeisige, Drosseln und der Alpenfluevogel haben sich den Kanton zum lustigen Tummelplatze erkoren und zwitschern, jubeln und jodeln um die Wette, und im Gebirge oben üben sich Alpendohlen, Schneefink und Ringamseln in der höhern Musik.

Von der Windrose betrachtet zeigen die Felsen Appenzells sehr steil abgerissene, nackte Wände und die wildere Natur des Kalkgebirgs, mit zahlreichen Karrenfeldern und Trümmerstätten. In ihrem Schoosse aber bergen sie ausgedehnte, sanft ansteigende Bergrücken mit herrlichen Sommerweiden, und forellenreiche, dichterisch-schöne Alpseen. Alle Vorsprünge des terrassenreichen, malerisch mannichfaltigen Stufengebirges bieten die entzückendste Rundschau im grossartigsten Wechsel. Hoch überragen die silbergrauen Kahlwände in Einzelformen von Wachtthürmen, Bollwerken und Zinnenmauern das wiesengrüne, waldbekrönte Vorhöhengelände und thürmen sich zur abgestumpften Pyramide des Sentis auf. Die ursprünglich wagrechten Kreidelager wurden durch Aneinanderpressung der gehobenen Gewölbe aufrecht gestellt, so dass jetzt eine Reihe von Gewölben aller Kreidestufen zu unterscheiden ist, deren Schenkel auf schmalem Raume zusammengepresst bis oben gleichlaufend erscheinen. In drei riesigen Wällen steigt die Alpkette auf; der äusserste südöstlich beginnt mit dem aussichtsreichen Kamor, zu dem man über das malerisch am Gebirgsfuss in fetten Triften ausgebreitete Dörflein Brüllisau und über die grosse fruchtbare Alp Söll, wo Alpstubeten gehalten werden, und zuweilen Auerhähne, Rothhühner und Schneegänse sich blicken lassen, ohne Schwierigkeit emporsteigt; oben überschaut man auf den ersten Blick westwärts jene drei Wälle mit ihren Zwischenthälern und romantischen Alpseen, ostwärts im sonnigsten Lichte das untere Rheinthal, die Alpen und Schneefelder Vorarlbergs und Tirols, das st. gallische Oberland, die Firsten von Graubünden und Glarus, nordwärts den blinkenden Bodensee. Ueber den Bergeinschnitt wird der würfelförmige flachscheitlige Felsenkopf des Hohenkastens erstiegen, wo der Blick sich noch in's obere Rheinthal erweitert. Die Kette zieht dann in verschiedenen Firsten westlich bis zur Krähalp, die an seltenen Alpenpflanzen reich mit dem kahlen, von wilden Karrenfeldern durchfurchten Altmann durch einen Felsgrat verbunden ist. Der zweite Wall beginnt mit dem imposanten festungsartigen Alpsiegel, der oben reichlich begrast, doch wasserarm über waldigem, streifig-gefurchtem Sockel den kahlen Felsengrat erhebt. Von hier zieht er über den grossen Schafberg des Bogartenfirstes, die vorspringenden Köpfe der Gloggeren und die schroffen Felswände der Marwies, die hohen Alpen der Rossmaad und den petrefaktenreichen, einen furchtbaren Niederblick in die schneegefüllten Schlünde und zackigen Risse darbietenden

Wildkirchlein im Canton Appenzell.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Einschnitt der Wagenlucke bis an jenen scharfkantigen Altmann, zu dessen Grat man über »grässlich gestaltete, halbverwitterte Kalkfelsen an furchtbaren Abgründen vorbei, zwischen hoch übereinander gethürmten und durcheinander geworfenen Gebirgsmassen« emporsteigt. Der dritte Wall erhebt sich nicht weit vom vielbesuchten Molkenkurort Weissbad, der mitten in prächtigster Hügel- und Bergnatur beim Zusammenflusse der drei Wildbäche zur Sitter (das keltische Sitte-run heisst Schluchtbach) im buschichten, baumbepflanzten Wiesenthale sich birgt, durch köstlichen schattigen Laubholzwald vom Flusse getrennt.

Mit den zwei andern Wällen trifft der dritte beim hohen Sentis, dem Haupte der Kette zusammen. Vom Sentis herab, der gegen Westen domartig sich wölbt, gegen Nordosten schroff abstürzt, ziehen zwei Firnfelder: der »Grosse Schnee« und der »Blaue Schnee« nieder; in den Schründen des letztern bildet sich schon Gletschereis. Die Spitze des Sentis, 2504 Meter ü. M. aufragend, mit der wundervollsten Bergschau, ist auch für gewöhnliche Touristen leicht erreichbar; durch das romantische Schwendi-Thälchen, wo hinter dem Kurhause auf abgesondertem Felsblocke die Burg einst thronte, und unter dem Vordach der Kapelle jene Befreiungsveranlassung der Appenzeller erzählt ist, dann am Eschersteine vorbei, der dem grossen Erforscher dieser Berge geweiht ist, über die üppigen Bergweiden von Auen und beim Katzensteig ansteigend erreicht man zunächst die Alpwirthschaft von Hütten und das Sennendörflein Meglisalp, das schon über der Holzregion liegt und den Naturfreund durch eine Fülle von Petrefakten (Ammoniten, Belemniten, Nautiliten u. a.) in dem dunkeln Kalke, sowie durch den Reichthum der Flora erfreut. Bei der Wagenlucke, welche die Rossmaad vom Messmer scheidet, wo noch mitten in wilder Gebirgsöde zierliche Soldanellen, Glöcklein, Steinbreche und Löwenmäuler gedeihen, beginnt jener »Grosse Schnee«, der eine Stunde lang zwischen Kalkriffen bis zum Grate emporzieht. Auf dem Gipfel des Sentis erhebt sich eine astronomisch und magnetisch für die Orientirung eingerichtete Pyramide aus Eisen. Auch ein Gasthaus liegt in der Nähe, 1846 errichtet, 1874 vergrössert. Die Spitze wird gegenwärtig alljährlich von wenigstens 3000 Personen besucht, denn ein Panorama ist hier geboten, wie es, namentlich wenn die aufgehende Sonne das Farbenmeer aufruft, wenig grossartigere in der Schweiz gibt, vom wild zerrissenen Vordergrunde der Appenzeller Alpen an über alle Spitzen, Hörner und Gletscher von Vorarlberg, Bünden, St. Gallen bis weit in's Berner Oberland, von Zürich bis Schaffhausen und über den ganzen Bodensee! Wer dem Boden, auf dem er steht, selbst nähere Erforschung widmet, sieht neue Wunder. »Beim Hôtel Sentis«, sagt Escher von der Linth, »befinden wir uns auf einem alten Meeresboden, kaum glaublich, und doch wahr! Da wo jetzt kleine Alpenpflanzen stehen und ihre Blümchen aus den Felsenspalten hervorstrecken, lebten einst zahlreiche Seethiere, welche den Boden aufbauten.« Es können an dieser Stelle 13 Kalklager unterschieden werden, zuoberst knorriger Schrattenkalk, mit Terebrateln, Austern, Seeigeln, Ziegenmuscheln, unter dunklerer Gaultbildung mit Ammoniten, Turriliten, Hamiten und Tintenfischen.

Am Ende der nördlichen Reihe des Alpsteins tritt als steiler, nackter Felskopf die vom Thale weithin sichtbare Ebenalp vor, die ihren Namen von der nordwärts geneigten wiesengrünen Scheitelfläche erhielt. Zu ihr hinan zieht vom Weissbad ein freundlicher Pfad über prächtigen Wiesengrund empor zu den Bergweiden Treibern und Eugst, wo das Gebirge die ernsten, grossartigen Formen entfaltet. Ueber die Alp Bodmen, die mit jäher Schutt-

Herisau.

halde an die schroffe, zerklüftete Felswand sich lehnt, wird steil aufwärts die Bergwirthschaft zum Aescher unter vorhangenden Felsen erreicht, dann auf schmalem Treppenpfade das hölzerne Brücklein, das an die senkrechte Wand sich klammernd, den Vorsprung, wo das Gestein keine Sprengarbeiten erlaubte, kühn überschreitet. Jetzt, bei der Umbiegung des Felsens, tritt plötzlich das berühmte Wildkirchlein (1500 Meter ü. M.) hervor.

In hoher grauer, durch das Wasser aus dem Schrattenkalk ausgetiefter Höhle steht vorn ein kleines hölzernes Thürmchen mit drei Centner schwerer Glocke, hinten ein Altar, und im Mittelraume eine doppelte Balkenreihe als Betstuhlung. Das ganze Gewölbe der St. Michael geweihten »Kapelle« ist der natürliche, mit Kalksinter und Mondmilch bekleidete Felsen, aus welchem beständig Wasser herabträufelt, das ja auch, beim Durchsickern durch die Humusdecke in die Felsmasse mit Kohlensäure beladen, die Kalksteine auflöste und allmählig die Höhle schuf. Hinten in der Grotte scheidet eine gemauerte Brüstung den grössern, ehemals durchgängigen Raum des Kellers aus. Einige Schritte weiter steht unter dem Eingang der zweiten geräumigen Höhle die geschützte (1861 umgebaute) Wohnung des »Waldbruders«, die zweihundert Jahre das Sommerhäuschen eines Eremiten bildete. Vom Hintergrunde des Gewölbes bildet das von den Höhlenwänden umschlossene Fernbild des Kamors und Hohenkastens eines jener entzückenden Miniaturgemälde, wie sie so manche Grotte der Schweiz als sinnigster Künstler entwirft. Der Kapuziner Philipp Tanner, der 1621 zur Segnung der Alpen und des Viehs hieher wanderte, war der erste Einsiedler der Höhle. Im folgte 1658 der Pfarrer von Appenzell, Dr. Paul Ullmann, der Glockenthürmlein und Bruderhaus errichten liess und schon 1656 am Feste des St. Michael das erste Hochamt mit Predigt gehalten hatte. Der Eremitenpfarrer wurde von vielem Volk besucht, brachte auch zwei Winter hier zu, und erzählt: »ist alhero in die wilden Kirchen ein guot gebanter Weg gsin, also dass immer das volk alhero in die h. Mess khomen und bekendt, es syge besser alhero zu khommen als des Sommers; zu dem Aescher khommen Winterszeit znacht eine ganze Menge Füchs, Hasen und andere wilde Thier zusammen, sey sind aber gar bös fangen, denn sey sind gar schnell und listig.« — Das Kirchlein wurde ein beliebter Wallfahrtsort, und Ullmann stiftete zum Unterhalt die Alpnutzung auf Oberboden. — An den sparsamen fossilen Thierknochen in der zweiten Höhle erkannte man, dass der Steinbock schon zur Zeit der Höhlenbären die alpinen Gebiete bewohnte.

Hinter der (jetzt einem Wirthe verpachteten) Klause führt ein zweihundert Schritte langer, sanft ansteigender Höhlengang, in dessen Dunkel der Fackelschein phantastische Formen

wirft, und hie und da Stalaktiten leuchten lässt, plötzlich — zur Schau des in Tageshelle tief unten liegenden strahlenden Bergthals der Sitter. Noch einige schmale schroffe Felsenstufen und die sanft ansteigende grüne Ebenalp mit ihren Sennhütten breitet sich als vergnügliches Ziel vor Augen aus. Eine grosse Mannichfaltigkeit von Alpenpflanzen ergötzt den Naturfreund, der prächtige Apolloschmetterling umschwärmt seine Lieblingsblumen Mannstreue und Alpenthymian, und friedliche Rinder, deren die Alp über 200 zählt, grasen auf der Weide; für das Wasser sorgt das Wetterloch, ein im Winter mit Schnee gefüllter Trichter am Ostgehänge. Ueber das ganze Relief der Ostschweiz in seiner Farbenpracht und Linienschönheit schweift das Auge hin, in unmittelbarer Nähe steigt die majestätische Sentisgruppe auf, tief unten schaut aus melancholischer Umgebung, von hohen zerklüfteten Felswänden umragt, das dunkle Auge des Seealpsees herauf, in dessen blaugrünem Glanze die Berge sich spiegeln; die Alp ist reich an schönen Buchenwäldern. Der See hat noch zwei Brüder, der von der grössten Alp des Kantons umgebene Semtiser-See, dessen Wasser sich in Kalkfelsen verliert, und weiter oben der tiefe Fählersee, von den Schroffen der Roslen und des Hundsteins so eng umschlossen, dass sein krystallhelles Wasser wie schwarzes Glas glänzt; Gebirgstrümmer bedecken seine Ufer in Menge, selbst Knochen von verunglücktem Vieh, daher die Sage, einem die Tiefe des Sees erforschenden Hirtenknaben habe eine Stimme von unten zugerufen: »willst du mich ergründen, so werd' ich dich schon finden.« Die originellste Staffage der prächtigen Kontrastbilder hier oben bietet das heitere Volksleben, das sich am Schutzengelfeste, am ersten Sonntag im Juli, in den malerischesten Gruppen entfaltet, wenn in der erleuchteten Höhle der Priester vor den versammelten sonntäglich geschmückten Landleuten das Hochamt celebrirt (ein Bild des trefflichen Malers Vogel von Zürich hat diese Scene in unübertroffener Wahrheit dargestellt) und dann auf der Alp das fröhliche Hirtenfest der Alpstubeten nachfolgt. Dort hat Morell gesungen:

Beim Klang des Hackbretts und der lust'gen Geige
Da schwingt der Bursche hoch sein Sennenkind
Und stampft in Jugendübermuth den Rasen,
Indess ein helles Jauchzen wiederhallt
Der Freude Rottenfeuer in den Bergen.
O unversiegbar bist du, Quell des Volkes,

Auch die Vorbergkette zwischen dem bewohnten Lande und dem Hochgebirge ist überreich an malerischen Aussichten, und fast jeder grössere Ort hat einen nahen berühmten Rundschauberg, so Gais den Gäbris, Heiden den Kaien, Trogen den Ruppen, der vielbesuchte Kurort Gonten den Kronberg. Den Mittelpunkt in Innerrhoden bildet noch das von alten Holzbauten schwarzbraune Appenzell, von dessen Kirche, einst der Mutterkirche des Landes, noch der zierliche spätgothische Chor mit Krypta erhalten ist. Im Landesarchive sind die in den alten Kämpfen eroberten Panner aufgestellt, Fahnen von Konstanz aus der Speicherschlacht, von Winterthur und von Feldkirch aus der Schlacht am Stoss, auch die in Tirol bei Landeck 1407 eroberte Freifahne mit der Unterschrift »hundert Teufel«, endlich aus den italienischen Feldzügen die St. Georgsfahne der Genuesen, und zwei den Venetianern 1510 abgenommene Panner. In Ausserrhoden tritt hinter der Sitter der anmuthig am rechten Glattufer auf einer Erhöhung gelagerte städtische Flecken Herisau als der bedeutendste und gewerbfleissigste des Landes hervor, das »Eldorado der Fabrikanten.« Die stattliche Kirche mit einschiffigem flachgedecktem Langhause hat noch den schönen spätgothischen Chor von 1516; der alte aus schwarzen Steinen aufgeschichtete Thurm erhielt sein oberstes Geschoss

Heinrichsbad und die Rosenburg.

erst 1714, und 1842 die herrliche 170 Centner schwere Glocke. Rathhaus, Zeughaus, Kaserne, Kasino, Waisenhaus, Armenhaus, Friedhof, der Marktplatz und die städtischen Gebäude sind die sprechendsten Zeugen der Früchte intelligenter Industrie. Auf der aussichtsreichen Höhe der Burg Rosenburg sassen einst die Herren von Rorschach (»ein herrlich hus«). Das benachbarte 1824 errichtete elegante Heinrichsbad, jetzt ein Kurort der gemüthlichen Beschaulichkeit in reiner Höhenluft, erhielt seinen Namen durch den Gründer der Anstalt, Heinrich Steiger, der sich vom Bleicherjungen durch Genialität und Fleiss zum grossen Fabrikanten aufgeschwungen hatte. Vor der Sitter, auf schmalem Bergrücken wie eine schmucke Stadt thronend, glänzt vor allen das aristokratische Trogen, schon seit Langem durch höhere Bildung, das »Paris« des Appenzellerlandes. Der fliesenbelegte Landsgemeindeplatz ist von stolzen, massiv steinernen Bauten umgürtet. Rathhaus, Pfarrhaus, Bibliothek und Erziehungsanstalten deuten auf den blühenden Handel. Hier wirkte der Chronist Appenzells, Bischofberger, 54 Jahre als Pfarrer, hier schrieb Johann Kaspar Zellweger sein grundlegendes Werk für die Geschichte des appenzellischen Volkes, hier entstand auch unter Statthalter Meyer die erste schweizerische Zeitung, welche öffentliche Angelegenheiten völlig frei besprach. Nahebei ruht auf erhöhtem Thalgrunde das schöne Dorf Speicher, dessen Kirchthurmglocke durch den ergreifenden weithin hallenden Ton an Ruhm mit der herrlichen Höhe der gegenüberliegenden Vögelinsegg wetteifert, wo das Prachtbild der Sentisgruppe und des Bodensees noch einmal durch die mannichfaltigsten Farbenreize verklärt sich entrollt.

Im westlichen fruchtbaren Thalkessel lagert das grosse wohlgebaute Dorf Teufen, dessen elegante Bauten für Gemeinde, Pfarrer, Schule, Waisen und Arme erklären, warum es (z. B. die Familie Roth) der Eidgenossenschaft wiederholt ausgezeichnete Standeshäupter gab. Das nahe romantisch gelegene Dorf Bühler verdankt dem Gewerbefleisse seine jetzige

Blüthe. Die einst reichste Gemeinde des Ländchens, Hundwyl, am rechten Ufer der wilden Urnäsch, hat sich von den industriellen Gefährten überflügeln lassen, ist jedoch stets, abwechselnd mit Trogen, Sitz der Landsgemeinde geblieben. Auf ihren gebirgigen Weiden ist rege Viehzucht, dem Naturfreunde bieten das reiche Panorama auf der Hundwylerhöhe, sowie die nach ihr benannte romantische, in den überbuschten Abgrund auf einer langen Reihe steiler Steinstufen niedersteigende »Hundwylerleiter« hohen Genuss. Wo sie beginnt, führt am Fuss der Berge eine schöne Landstrasse in ein schmuckes, grünes Engthal.

Die freundliche Stadt St. Gallen breitet sich dort zwischen zwei mit Wiesen, Laubholz und Tannen bekleideten langgedehnten Hügelreihen nach dem offenen Westen hin aus. Reizende Landgüter am Rosenberg leiten das städtische Leben ein, und ein modernes elegantes Handelsquartier begrüsst den Ankömmling gleich nach seinem Austritte aus dem Bahnhofe, während im Innern der Stadt hier und da noch Eckthürme an schlossartigen Häusern und reich verzierte Erker an die ältere Zeit erinnern. Der berühmteste Geschichtsschreiber der Stadt, Vadianus, nennt sie schon 1529 eine »werbhaft (gewerbthätige) und weiterkannte fromme statt in gar heilsamer gelegenheit (Lage) von gebirg, lufft und wasser, zimlicher fruchtbarkeit, doch etwas räuher art, ist auch mit räuhen töbeln (Schluchten) und pücheln (Hügeln) umfangen.« Wer jetzt die heitere in der hohen Thalsohle reinlich gebettete Stadt von der Südhöhe der Berneck oberhalb der Villa Fels überschaut, wo der volle Blick auf das Kloster fällt und die den ehemaligen Mauerkreis andeutende, planmässig geschlossene Masse der Bürgerhäuser, sowie die hübschen zahlreichen Bauten rings an den grünen Höhen und bis in die fernen verduftenden Thalmulden hinein vorführt, geniesst eine Reihe ebenso malerischer als historisch bedeutsamer Bilder. Wer auf der Nordhöhe des Rosenbergs oberhalb des »Röthele« in das herrliche Gebirge, die hübschen Gärten am Fusse der Hügel und die rings ausgebreiteten Naturparke schaut, fügt jenem Genusse die köstlichste heimelige Landlust hinzu. Schlendert er dann dem Höhenzuge entlang vorwärts bis nach Peter und Paul, so liegen alle Herrlichkeiten des Bodensees, der Vorarlberge und des Alpsteins vor ihm. Zieht der malerische Fall des Bergbachs »Steinach« südöstlich neben der Stadt den Wanderer an den romantisch in die Felsschlucht gebetteten Mühlen hinan zum Hochthale St. Georgen mit seinen frischen murmelnden Bächen, prächtigen Wiesen, reichen Laubholz- und Tannenwäldern an den felsigen Gehängen und mit geschäftigen Werkstätten, dann weiter bis zum Gipfel des Freudenbergs, wo die Sentisgruppe und die Höhen bis zum Rigi hin die freie schöne Natur preisen, — dann bleibt es ihm kein Räthsel, warum in dieser höchst gelegenen kleinen Kaufmannsstadt ein offenes, für das Vaterland begeistertes Gemüth, ein lebendig übersprudelnder gesellig munterer Humor, eine gemeinnützige wohlwollende Gesinnung vorherrschen, und die natürliche Vergnüglichkeit, wie der praktische rasche Verstand, der unermüdliche Fleiss und die fertige Gewandtheit des Wortes kaum einen sprechenderen Repräsentanten in der Schweiz finden. — Ueber das Engthal hin breitete sich einst der »Arboner Forst,« der sich vom Ufer des Bodensees bis an den Fuss der Sentisgruppe dehnte. In Arbon, wo im VII. Jahrhundert heidnische Alamannen wohnten, hatte sich von der Römerzeit her eine kleine christliche Gemeinde erhalten. Dahin kam auf einer Missionsreise, welche Columban aus dem irischen Kloster Bangor mit irischen Mönchen angetreten hatte, auch sein Schüler Gallus (Callech), der Sprössling einer vornehmen irischen Familie. Er suchte von hier aus

Wattwyl und Schloss Iberg.

eine Stätte für stilles Zusammenleben zum Besten der Pflege des Christenthums, und fand sie da, wo die Steinach nach jähem Sturze in ein Becken sich ergiessend den Wanderern Fische bot. Als er zu beten ging, und in einem Dornstrauch sich verfangend zur Erde fiel, pflanzte er an dieser von Gott gewollten Stelle ein Kreuz mit Reliquien auf. Hier entstand später das nach ihm benannte berühmte Stift St. Gallen.

Gallus und seine Schüler bauten, von den Umwohnern unterstützt, Zellen und ein Kirchlein und lichteten die Waldung. Bei einem Besuche in Arbon starb Gallus dort am 16. Oktober 630 im Hause des Pfarrers Willimar und erhielt in der Kirche seiner Gründung die Grabstätte, die nun zum vielbesuchten Wallfahrtsort und bald zu einem Mittelpunkte des deutschen Christenthums wurde. Erst als Pipin und Karlmann die Alamannen völlig unterworfen hatten, konnte die Stiftung aufblühen. 720 wurde Othmar, der erfahrene Rath des Grafen Viktor in Rätien, Vorstand derselben, und bildete die Gallenzelle zu einem Benediktinerkloster um. Eine steinerne Kirche und ein neues Bruderhaus entstanden, in welchem Alamannen, Rätier und Iren zusammen lebten; die lateinische Sprache, ja sogar die griechische wurden gepflegt, der Kirchengesang geübt, die heiligen Bücher auf Pergament geschrieben, ein Spital für Krankenpflege errichtet. Grosse Schenkungen bereicherten das Kloster, das bald zahlreiche Güter in der alten Landschaft, im Appenzellerlande, Thurgau, Zürichgau, Schwarzwald und im Breisgau besass und zum Sitze einer ausgedehnten Verwaltung mit eigenem Vogte wurde. Othmar litt schwer unter den Verfolgungen, welche die Ansprüche der Grafen auf die neuen Besitzungen nach sich zogen; er starb als Märtyrer seines Eifers im Gefängniss auf der Rheininsel bei Stein 759. Seine Beisetzung in St. Gallen mehrte die Wallfahrer. Am schwierigsten war für das Kloster seine Befreiung vom Bischof von Konstanz, da die Abhängigkeit der Abtei vom Bisthum auch von König Karl anerkannt war. Aber die Mönche wandten sich an Kaiser Ludwig, der ihnen die Selbstständigkeit zurückgab und reiche Vergabungen nachfolgen liess, so dass unter Abt Gozbert (816—837) eine neue rege Entwickelung begann. Den Neubau der Abtei unternahm er 830 nach einem noch erhaltenen grossartigen Baurisse eines (wahrscheinlich) kaiserlichen Architekten, mit den nöthigen örtlichen Einschränkungen und Abänderungen. Das Kloster

Rheineck und der Burgstein.

sollte in einer Vereinigung von wenigstens vierzig Firsten gleichsam einen geistlichen Idealstaat jener Zeit verwirklichen, und dem grossen Zwecke dienen, in Schule, Wissenschaft und Kunst, in geistiger und leiblicher Pflege, in Gewerbe und Oekonomie eine Musteranstalt zu werden. Die »Klausur«, nur den Mönchen zugänglich, enthielt um einen viereckigen Säulenhof Kirche, Bruderhaus, Sakristei, heizbare Wohnsäle, Schlafsäale, Speisezimmer, Bibliothek, Schreibzimmer, Kellerei. Dazu kamen die glänzende Abtswohnung (Pfalz), die Schule für Weltgeistliche und Laien, Krankenhaus, Arztwohnung, Apotheke, Operationssaal, Badehaus, Receptionshaus für vornehme Gäste, Absteigequartier für Reisende und Pilger, zahlreiche Gärten mit Heilkräutern und Küchengewächsen, und der Friedhof; dann die Wohnungen der für das Kloster arbeitenden Handwerker, Bäckerei, Mühle, Brauerei, Speicher, die Gesindewohnungen und Stallungen. Die Mönche selbst waren treffliche Maurer, Schreiner, Zimmerleute und Maler; die Kirche wurde mit kostbaren Kronleuchtern, Arbeiten in Gold, Elfenbein und Silber, mit Teppichen und Fresken geschmückt. 854 löste sich das Kloster gänzlich vom Bisthum Konstanz ab, wählte von nun an selbstständig den Abt und hatte keinen Oberherrn mehr, als den König, dem es jährlich zwei Pferde mit Schild und Lanze zuführte. Unter Abt Hartmut war Kaiser Karl der Dicke Freund und öfterer Gast des Klosters und mehrte die Tischverbesserungen.

St. Gallen wurde allmählig zum glänzendsten Mittelpunkte des geistigen Lebens und die Hohen des Reichs schrieben es sich zu hoher Ehre an, in das Verzeichniss der auswärtigen Brüder des gelehrten und frommen Stiftes eingetragen zu werden. Die Bücherschätze wurden durch prächtige Abschriften vermehrt; Schreiben war damals noch eine gepriesene Kunst, und Handschriften Sintrams oder Folkards wurden als wahre Schätze hochgehalten. Die vorzüglichsten Handschriften erhielten Deckel mit künstlich geschnitzten Elfenbeinplatten oder von getriebenem Metall, oft auch Ornamente mit Edelsteinen. Zu kirchlichen Prachtwerken wurden verschiedenartige Tinten verwendet, die Anfangsbuchstaben (Initialen) der Abschnitte in herrlicher, reichverzierter Verschlingung ausgeführt. Noch jetzt sind in der Stiftskirche ein Evangelienbuch und ein Psalter von jenen Schreibern aufbewahrt. Auch aus Italien und Irland brachten die Mönche werthvolle Codices. Die Klosterschulen gehörten zu den besten; alte Dichter wurden gelesen, in der Arithmetik und Himmelskunde Unterricht ertheilt, das Denken, Sprechen und Schreiben und die Formenlehre der Sprachen in besondern Fächern gelehrt, in der äussern Schule erhielten die Söhne des Adels Unterricht. Unter den Mönchen zeichneten sich im Beginn des goldenen Zeitalters aus: Ratpert (gest. nach 884), der gestrenge eifrige Lehrer und der Hauschronist des Klosters; Notker, der Stammler (gest. 912), zwar unbeholfen, aber in allen Wissen-

schaften gebildet, seine herrlichen Hymnen, zumal das Lied »mitten im Leben sind wir im Tode« erklangen bald in allen abendländischen Kirchen; Tutilo (gest. nach 912), der riesenstarke Künstler, mit Versen und Melodien stets bereit, geschickter Saitenspieler, Flötenbläser und Sänger, in Pinsel, Grabstichel und Schnitzwerk gleich gewandt (zwei seiner geschnitzten Elfenbeintafeln sind noch in der Stiftsbibliothek aufbewahrt). Durch den Abt Salomo (890—892), den vornehmen Neffen des Bischofs von Konstanz, dem er mit Beibehaltung der Abtei im Bisthum nachfolgte, erhielt das Kloster neue bedeutende Vergabungen; 890 erbaute er an seiner frühern Wohnstätte auf dem Irahügel die St. Magnuskirche in Kreuzesform, da er den Arm des Heiligen als Reliquie erhalten hatte. Als Freund der Grossen war Salomo eine kräftige Stütze des Königs Konrad, der von einzelnen Stämmen noch die Anerkennung sich erkämpfen musste. Der König besuchte persönlich das Kloster und verwunderte sich höchlich über die Zucht der Schüler, die sich nicht bückten, als er einen Apfel unter sie warf, ja er versicherte beim Mahle, nie vergnügter gespeist zu haben, auch liess er sich unter die auswärtigen Brüder aufnehmen. Als Salomo von den »Kammerboten« von Schwaben, welche herzogliche Gewalt hatten, wegen seiner kaiserlichen Gunst und der vielen Beschenkungen angefeindet, misshandelt und gefangen wurde, befreite ihn der König mit Heeresmacht. Die Abtei besass damals die Güter von etwa 2000 Personen auf Erbschaft, diesseits des Rheins mehr als 350 Ortschaften, und jenseits desselben in grösserer Zerstreuung fast ebensoviele. Bald kamen schwere Zeiten; Herzog Burkhard von Schwaben rächte seine Vorgänger durch Schädigung der Stiftsgüter, die räuberischen Ungarn rückten bis vor das Kloster, das zuvor ausgeräumt worden; dazu kam noch ein grosser Brand 937.

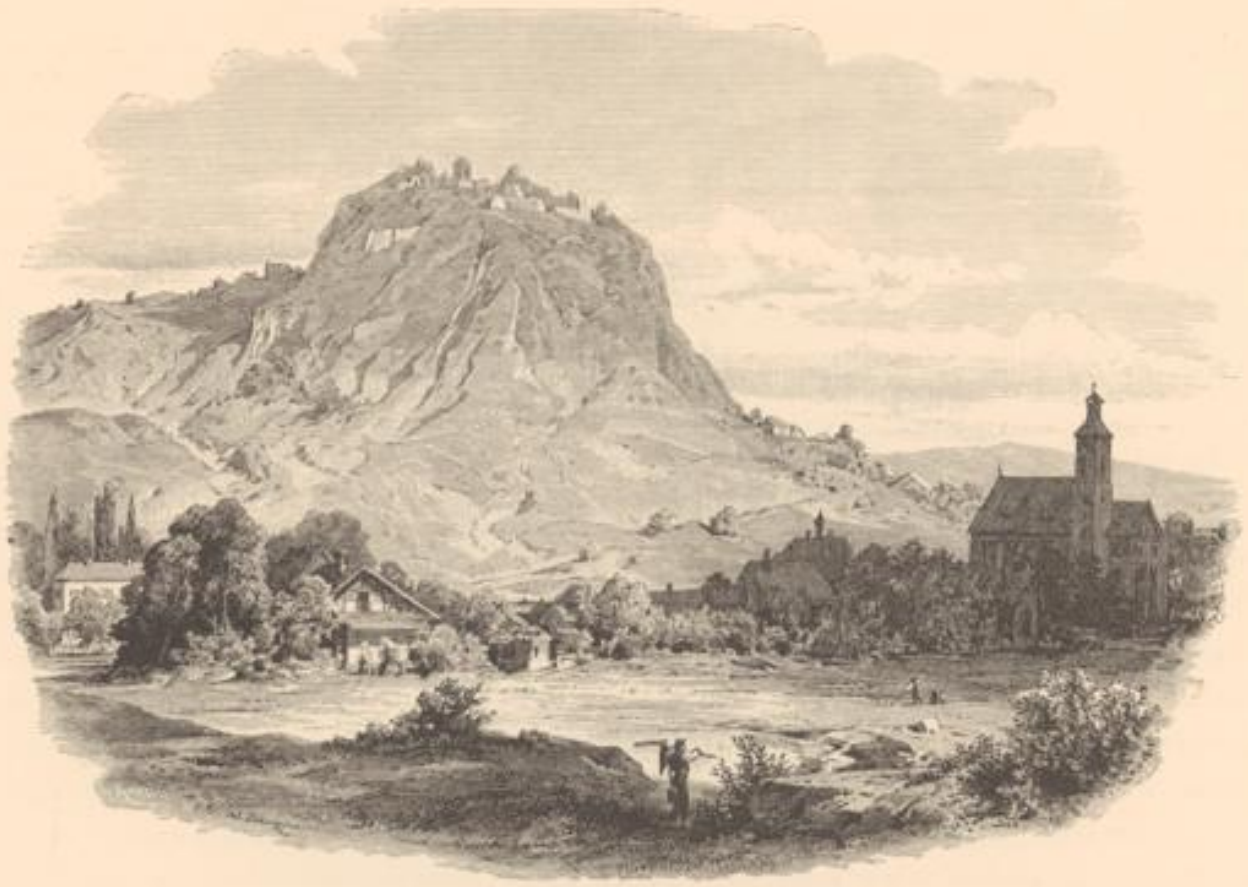
Unter dem milden Abt Anno (953—954) erhielt die Stadt St. Gallen ihren Anfang, denn er liess auch die Häuser und das Kloster gegen kriegerische Angriffe mit einer Mauer und 13 Thürmen umgürten. Die Gassen in der Nähe des Klosters erhielten ihre Namen nach den Handwerken (Weber-, Schmied-, Multer- [Bäcker-] gasse). — Eine zweite Blüthezeit des Klosters begann unter Abt Burchard (959—971), einem Sohn des Grafen Ulrich und Wendelgards, die mit dem sächsischen Königshause verwandt war. Seine zu frühe Geburt kostete der Mutter das Leben, und sein Körper war so zart, dass der Knabe dem Kloster geweiht wurde, wo er durch milden liebenswürdigen Charakter sich auszeichnete. Damals genossen die Eckeharde grossen Ruhm in der Verwaltung, in den Sprachen, im Schreiben und Ausmalen der Bücher; durch sie gelangte die Klosterschule zu neuem hohem Rufe und ihre Zöglinge erhielten die höchsten Aemter und Würden.

Die schöne, gestrenge und gelehrte bayerische Herzogstochter Hedwig, Gattin des Schwabenherzogs und Nichte des Kaisers Otto, welche auf dem Hohentwil Hof hielt, erbat sich den jüngern Eckehard, für den sie bei einem Besuche im Kloster sehr eingenommen wurde, auf die Burg als Vorleser der alten Schriftsteller; er brachte ihr auch Schüler aus dem Stifte, und den jungen klugen Improvisator Burchard, später Abt Burchard II., nahm sie sogar zum Lehrer im Griechischen. — In dieser Zeit litten die Klostergüter empfindlichen Schaden durch die Saracenen, die aus Italien bis in's Rheinthal drangen, und vor dem Stifte sogar auf die Klosterbrüder, welche eben in einer Prozession begriffen waren, Pfeile schossen. Ein nächtlicher Angriff durch die bewaffneten Mönche vertrieb sie. — Der kräftige Abt Notker (917—974) liess die Stadtmauer ausbauen und hob die Finanzen des Klosters, so dass Kaiser Otto I., als er 972 mit Gefolge das Stift besuchte, es in vollem Glanze und musterhafter Zucht sah. Den blinden Arzt Notker, wegen seiner Strenge »Pfefferkorn« genannt, empfing er mit Kuss, und der Kaiser und sein Sohn führten ihn in's Innere des Klosters. — Notker der Dicklippige warf noch ein glänzendes Licht auf die wissenschaftlichen Bestrebungen des Stiftes durch seine Forschungen im Gebiete der deutschen Sprache.

Neu errichtete Klöster in Deutschland, die Verweltlichung der Aebte und ihre kriegerischen Fehden um Besitz, brachten das Kloster allmählig um seine Bedeutung. Je mehr sich der Abt zum weltlichen Herrscher erhob, um so energischer hielt die Stadt an ihren Freiheiten fest; der Abt setzte ihr für die bürgerliche Gerichtsbarkeit einen Ammann mit zwölf Rathsherren, während der Reichsvogt den Blutbann ausübte. Schon 1117 erhielt sie vom Kaiser das Marktrecht, und 1160 begründete sie ihren Wohlstand durch Einführung der Leineweberei. 1206 wurde der Abt in den Fürstenstand erhoben, aber auch die Stadt

St. Gallen.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf



Der Hohentwiel.

gelangte zu immer freierer Stellung. Als Ludwig von Bayern sie 1330 an die österreichischen Herzoge verpfändete, schickten Bürger und Räthe der Stadt eine Botschaft an den Kaiser, die ihm aus den Freiheiten ihrer Vorfahren darlegte, dass St. Gallen weder vom Reiche versetzt, verkauft, noch verpfändet werden dürfe. Ludwig nahm die Verpfändung zurück, und bestätigte der Stadt die Rechte. Diese gab sich 1334 den ersten Bürgermeister, dann eine Zunftverfassung mit sechs Zunftmeistern und zwölf Räthen als »Kleinen Rath,« und eilf aus jeder Zunft für den »Grossen Rath.« Der Forderung des Abtes Georg von Wildenstein, bei Bürgeraufnahmen und Rathswahlen seine Genehmigung einzuholen, antwortete sie durch die Huldigungsverweigerung. Der Appenzellerkrieg erschöpfte die Kräfte des Klosters für lange. Ein grosser Brand 1418 betraf die Stadt sehr schwer, aber kurz nachher blühten Handel und Gewerbe auf's Neue. Die Bürger hatten schon 1413 an der Stelle der 1316 erbauten St. Laurenzkirche einen Neubau beginnen lassen, aber der Brand veranlasste eine Planänderung des von Johannes Murer mangelhaft, und von Michael von Safoy (aus dem schwäbischen Kloster Salmonsweiler) nur kurze Zeit fortgeführten Baues. Erst 1851 wurde die Kirche unter Bewahrung ihrer alten dreischiffigen Anlage mit achteckigen durch Spitzbögen verbundenen Pfeilern, Flachdecke, kurzem Chor und glasirtem Satteldache nach dem Plane des genialen St. Galler Architekten Georg Müller durch Christoph Kunkler sehr geschmackvoll in gothischem Styl erneuert und mit dem schönen Glasgemälde des Abendmahls von Gsell-Laurent von St. Gallen geschmückt. In der flachgedeckten durch Rundbogen erhellten Aussenhalle wurden bis zur Reformation die Paternoster verkauft.

Die Stadt war schon 1412 in das Burg- und Landrecht mit den VI Orten als Zugewandte getreten, hatte Hülfe zu schicken und erhielt Hülfe, durfte aber ohne den Willen der VI Orte weder Kriege noch Bündnisse eingehen. Erst 1454 trat sie in ein ewiges Bündniss mit den Orten. Abt Caspar von Landenberg (1442—63) erkannte, dass die Eidgenossen ein besserer Schutz seien als das Reich, und wurde 1451 Schutzbefohlener der IV Orte Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus. — Ein Spruch von Bern hatte es der Stadt ermöglicht, die Reste der Hoheitsrechte, die das Stift über sie hatte, zu kaufen und sich vollständig zu befreien; nun wollte aber auch der selbstherrliche Abt Ulrich Rösch, der 1468 die Grafschaft Toggenburg durch Kauf an die Abtei gebracht hatte, sich aller Fesseln der Stadt gegenüber entschlagen, welche noch Rechte auf das Münster und den Wachtthurm innerhalb des Klosterumfangs besass, und zugleich gedachte er gegen die Appenzeller seine Rechtsansprüche auf das Rheinthal geltend zu machen, beschloss also, nachdem er als Fürst der alten Landschaft 1479 einen Schirmvertrag mit den IV Orten geschlossen, die ihm abwechselnd je für zwei Jahre ein Rathsglied als »Hauptmann« d. h. Beistand in weltlichen Geschäften sandten, das Kloster nach Rorschach zu verlegen, wo 1484 der Neubau begann, der aber schon in seinem Entstehen 1489, als die aufgebrachte Bürgerschaft und die Appenzeller umsonst die Einstellung des Baues verlangt hatten, als »Zwingburg« niedergebrannt wurde. Die Hülfe der IV Schirmorte zwang die Stadt, dem Abte eine hohe Entschädigung zu bezahlen; ihr verdienter Bürgermeister Varnbühler verlor als einer der Anstifter sein Vermögen und wurde verbannt, kam aber im Auslande zu hohen Ehren.

In der Reformationszeit hatte die Stadt das Glück, dass ihr bedeutendster Mann, Joachim von Watt (geb. 1484, gest. 1551), der sich in Wien humanistisch herangebildet hatte, und als Lehrer, gekrönter Dichter, Geograph, Schriftsteller (Vadianus) und Rektor der Universität unter die ersten Humanisten zählte, dann als Arzt in seine Vaterstadt zurückkehrte, mit der grössten Thätigkeit an die Spitze des Staates trat, und die neue Bewegung mit grosser Mässigung leitete. Sein ihm in der Reform behülflicher Freund Kessler erzählt, wie Vadian aus »behelf seiner redreichen Zungen meniglichen in einem ehrsamen rath, denen so mit wüthen und toben dawider stritten als wider unchristliche neuerungen, bescheidene antwort zu geben wusste, denn gleich wie er vormals in den weltlichen künsten hochberühmt war, hat er sich mit höchstem fleiss daran gemacht, die wahre heilige schrift zu studiren und zu besserer erbauung und tapferem aushalten des Wortes Gottes den priestern und prädikanten in St. Gallen der Apostel geschichten vorzulesen, zu erklären und mit gelehrten verzeichnungen ausschreiben zu lassen; hier predigt die obrigkeit und lehret selbst!« — Er präsidirte die berühmten Disputationen zu Zürich 1523 und zu Bern 1528, war 1526 Bürgermeister geworden, verlor selbst in den Wirren der Wiedertäufer nicht die Geduld, fand in eidgenössischen Angelegenheiten das höchste Vertrauen und hiess seiner Behutsamkeit wegen Sankt Schonlich. Zwingli nennt ihn »ohne Gleichen unter den Eidgenossen,« und Melanchthon fügt bei: ein heller Morgenstern, und eine unsterbliche Zierde der gelehrten Welt!

Der Reformeifer hatte auch in St. Gallen die Entfernung aller Gegenstände der Verehrung aus den Kirchen zur Folge gehabt; 1526 wurde unter Leitung »ehrbar verordneter Männer« alles beseitigt, das Steinwerk zerschlagen, das grosse Holzwerk zersägt und den Armen geschenkt, der Kirchenschatz verkauft. Die Halle mit dem Paternosterhandel an der St. Laurenzkirche wurde zu »Fischbänken« umgewandelt. Auch das schon 1228 errichtete St. Katharinenkloster (hinter dem jetzigen eleganten von Kunkler gebauten Theater) kam in den Besitz der Stadt. Einst traten die Töchter aus den ersten Geschlechtern des Landes in dasselbe, jetzt wurde es Zeughaus, dann eine Knabenschule, französische Kirche und Stadtbibliothek. Das Klösterlein der Feldnonnen zu St. Leonhard wurde Pfarrkirche und Korrektionshaus. 1549 verkaufte der Abt der Stadt die schöne Anlage des Brühls, wo jetzt das palastartige, von dem St. Galler Architekten Kubli erbaute kantonale

Schulhaus, die Büste des genialsten Lehrers der Stadt Peter Scheitlin und das neue Kunstmuseum stehen; einst schloss der Platz, den jetzt Blumen, Baumgruppen und ein prächtiger Park schmücken, mit der St. Jakobskapelle, wo jetzt die berühmte Strafanstalt steht. — Nach der Niederlage der Reformirten bei Kappel musste die Abtei mit allen

Sargans am Fusse des Gonzen.

Rechten wieder hergestellt werden. Erst der Umsturz der alten Eidgenossenschaft 1798, der auch die politisch und kirchlich konservative Stadt sehr überraschte, brachte der Abtei den Untergang, denn die helvetischen Räthe beschlossen am 8. Mai, dass die Klöster im Gebiete der helvetischen Republik unter die öffentliche Verwaltung des Staates gestellt seien. Vergeblich verlangte der Abt (als »Reichsfürst die Schwabenhosen anziehend«) vom Kaiser in Wien die vollständige Wiederherstellung der ehemaligen stiftischen Rechte. Zwar hielt er noch einmal nach dem Einrücken der Oesterreicher in die Schweiz seinen Einzug in St. Gallen, aber nach dem Sieg der Franzosen bei Zürich wandte er sich umsonst an Bonaparte. Die Vermittelungsakte schuf 1803 den jetzigen Kanton St. Gallen, der aus der Stadt St. Gallen als Hauptstadt, dem Stifte mit der alten Landschaft, dem Toggenburg, den Landvogteien Rheinthal, Sax, Werdenberg, Sargans, Gaster und Stadt Rapperschwyl zusammengesetzt wurde und als Kantonswappen das Zeichen der Souveränetät, wie sie das alte Rom hatte, erhielt: acht Ruthen, aus denen ein Beil hervorragt. Am 8. Mai 1805 wurde die Abtei aufgehoben. Die östlichen Gebäude des grossen viereckigen »Klosterhofs« sind jetzt Sitz der Regierung und des Grossen Rathes, die Nordfront Residenz des 1847 für die katholischen Einwohner des Kantons nach der Auflösung des Diöcesanverbandes mit dem Bisthum Chur eingeführten st. gallischen Bischofs und des Domkapitels; die doppeltgethürmte Klosterkirche war schon 1756 zu einem glänzenden Barockbau umgewandelt worden. Erst 1861 wurde das Schulwesen wieder Sache des Staates. Die Paläste der Kantonsschule und des Kantons- und

Bürgerspitals bezeugen, wie die Aufgaben des Klosters von der Gegenwart weiter gebildet wurden, während in den politischen Parteikämpfen des zusammengesetzten Kantons, welchen Landammann Müller-Friedberg aus der radikalen Helvetik in Verwaltung und Cultur wieder auf die konservativen Bahnen mit grossem Geschick überzuleiten suchte, dann jedoch die radikale Jugend der dreissiger Jahre, Curti, Hungerbühler, Weder, Näf und Baumgartner, darunter die bedeutendsten Redner der Schweiz, im fortschrittlichen Sinne umgestalteten, gleichsam der Kulturkampf zwischen Abt und Stadt ein kantonaler geworden ist, vielleicht mit demselben Ausgange. Der jetzige Landammann des Kantons, Friedrich Tschudi, der berühmte Verfasser des Thierlebens der Alpenwelt, sagt in seinen Vierzeilen:

Lass vergehen, was sich nicht mag halten,
Lass im Froste das Gefild erkalten,
Ruht in ihm des Lebens echter Same,
Wird er sich im Frühling neu gestalten.

Die Stadt St. Gallen hat sich zu einer der ansehnlichsten Handelsstädte der Schweiz aufgeschwungen.

Schon 1429 kaufte die Stadt vom Abte den Zoll und das Messen der Leinwand, seit 1452 hielt sie eine Leinwandschau im Gebäude der »Leinwandbänke« oben am Markt. Die einzelnen Stücke waren wenigstens 120 Ellen lang, beeidigte Experten bezeichneten sie nach dem Grade der Güte, schlechtere Stücke wurden zerschnitten, betrügerische verbrannt, für unbedeutende Mängel waren Bussen festgesetzt, die Oberaufsicht hatte die Weberzunft, die zur bedeutendsten der sechs Zünfte wurde und zu Vadians Zeit 350 verheirathete Meister zählte. Vadian schreibt: »dieweil man auch sölichen leinwandhandel in gar ferne land ziecht, findt man nit bald diser orten eine Statt, in dero man mer frömder sprachen kume und brauche, besonders spanisch, französisch, lombardisch, darbei ungrisch, pehemisch (böhmisch), pollakisch, dann in dise land allesampt den gewonlichen lagern in Oesterreich, Peiern, Schwaben und Franken ir handlung sich täglicher streckt.« Auch die Frauen halfen zur Blüthe des Gewerbes, wie denn Vadian die st. gallischen Frauen »zu aller arbeit geschickt und geneigt, eine schön und wohlgezogene frouwenzucht, mit schönem und sauberem wandel und erbarlich bekleit und guter sitten« nennt. Das Weberzunfthaus stand da, wo jetzt das literarische Museum steht. Daneben hatte die Schneiderzunft mit den Tuchhändlern, Färbern, Mangern u. A. ihr Zunfthaus im Antlitz, nach dem Abzeichen des Schweisstuchs St. Veronica's so benannt, das die vermöglichen Grosshändler und die alten Rathsgeschlechter führten. Die wohlvermöglichen »Müssiggänger« kauften später noch den Notenstein und nannten sich nach diesem. Die Leinwandstücke mehrten sich von 1528 bis 1590 von 3000 auf 18000 jährlich. Wo jetzt das schöne Handelsquartier steht, war bis weit hinaus die Ebene mit Leinwand zum Bleichen wie mit Schnee bedeckt. Im XVIII. Jahrhundert wurde die Stadt zum Mittelpunkt der Baumwollmanufaktur. Peter Bion, 1717 in das Bürgerrecht aufgenommen, durchbrach zuerst die Schranken der Zünfte, liess seine rohe Baumwolle, die er aus Acre, Cypern, Salonichi, Guadeloupe bezog, im Glarner Lande und Züricher Gebiete, wo es ihm vortheilhaft war, zu Garn spinnen, kaufte weiteres Garn an, wo es ihm beliebte, liess es von seinen eigenen Leuten mit Leinengarn zu »Barchent« verarbeiten und vertrieb diesen selbst in aller Herren Länder. Die unternehmungsmuthige Verbindung von Fabrikation und Handel erfüllte nun die neue Industrie mit solcher Energie, dass das Zunftwesen, trotz aller Gegenschritte der Weberzunft, nicht mehr in seine alten Formen zu bannen war. Die Spinnerei von Wollgarnen fand im St. Gallischen allgemeinen Eingang. Peter Gonzenbach liess auch in feine Leinwand Blumen von Baumwollgarn weben und erhob die »geblümte Leinwand« zu einem stehenden St. Galler Artikel. Als die Appenzeller die Hauptlieferer des Garns wurden, die Gespinnste und Gewebe sich gleichen Schritt hielten, die st. gallischen Kaufleute und appenzellischen Weber »Bauelstücke« (ganz baumwollene Gewebe) anfertigten, die Mousseline in St. Gallen zu Stande gebracht wurde, hob die st. gallische Kaufmannschaft im Verein mit den Appenzellern die Baumwollindustrie zu solcher Ausdehnung und Bedeutung, dass Stadt und Land ungewöhnlichen Wohlstand genossen. Die Stickerei erhöhte den Aufschwung, sie war schon 1735 vom Hause Gonzenbach in St. Gallen eingeführt worden. Die städtische Fabrikation trat aber in den Hintergrund gegen die Bedeutung St. Gallens als Marktplatz und Vertriebsstätte, namentlich der appenzellischen und besonders der toggenburgischen Fabrikate. Bald gab es in der Stadt eine Menge Ablagen (»Ghalter«) für den Verkehr und Handel, und als der Rath die fremden Verkäufer und den Verkehr nach altem System einschränken wollte, hielt ihm das kaufmännische Direktorium (das jetzt noch besteht) schon 1780 entgegen: »je weniger die Handlung an einem Orte durch Gesetze und Einschränkungen gehemmt, je grösser der Zufammenfluss von Waaren, je stärker die Anzahl der Verkäufer ist, um so blühender muss auch

Ragaz, von Süden.

der Handel selbst sein.« — Wie Appenzell schritten auch die Stadt und das Toggenburg durch die regste Pflege aller praktischen neuen Erfindungen im Gebiete der Baumwollindustrie, namentlich bei der Einführung der Maschinen täglich vorwärts, stets besonnen und mit geschickter Hand durch die verschiedenen Strömungen und Stürme des Handels steuernd, und der st. gallische Handel reihte sich auf's kräftigste und würdigste in den Welthandel ein. — Hermann Wartmann, der Geschichtsschreiber der Baumwollindustrie, spricht die Ueberzeugung aus, dass, in welchen Formen die st. gallische Industrie betrieben werden möge, welche Veränderungen auch in ihren Absatzgebieten bevorstehen, doch in dem Charakter des sich selbst regierenden Volkes, in der Mannichfaltigkeit der Produktion und in der Ausdehnung des Verkehrs über die verschiedensten, weit von einander entfernten Märkte, eine sichere Bürgschaft für ihr Gedeihen liege. — Ein Welthandel, betrieben von einem tüchtig gebildeten, fleissigen und rührigen Volke auf Grundlage einer gesunden, soliden Industrie, ist nie durch äussere Massregeln zu vernichten; ein Ausblick auf die Entwickelung der st. gallischen Baumwollindustrie, auf die Bahn, die sie in 150 Jahren durchlaufen, bezeugt, dass in derselben eines der rühmlichsten Blätter in der Geschichte St. Gallens enthalten ist.

In jenes industrielle Toggenburg, das Hand in Hand mit der Stadt und Appenzell Fabrikation und Handel in so hohen Aufschwung brachte, zieht die Bahn von der Stadt durch die alte Landschaft über Bruggen, wo rechts das schlossartige Rittmeyer'sche Etablissement für Maschinenstickerei die würdigste Einleitung bildet, und selbst die prächtige Gitterbrücke, welche über die romantische Sitterschlucht 70 Meter über dem Flusse auf drei gusseisernen Pfeilern gespannt ist, von der Bedeutung der industriellen Macht spricht. Schon der erste Ort, den die Bahn jenseits des stattlichen Dorfes Gossau erreicht, Flawyl, birgt mitten unter Obsthainen den Wohlstand, den ihm die Maschinenstickerei bereitete, und Niederuzwyl ist ein Hauptsitz der toggenburgischen Baumwollindustrie und hat zudem noch mechanische Werkstätten und Giessereien; auch in Oberuzwyl, in Degersheim, Henau, Jonswil sind zahlreiche Etablissements für Maschinenstickerei und wird Handweberei getrieben. Selbst in dem hochgelegenen Kirchberg, das gleichsam nur für den Anblick der Sentiskette geschaffen zu sein scheint, und in Lütisburg, Ganterswil, Bütswil, Mosnang, Oberhelfenswyl

Der Quellenhof und die Bade- und Trinkhalle zu Ragaz.

bildet überall neben der Landwirthschaft die Baumwollindustrie den wesentlichsten Erwerbszweig. Vollends aber in dem grossen Dorfe Wattwyl ist gleichsam das Herz dieses jugendfrischen Kreislaufes. Und wenn hier schon die neue Kirche, ein trefflicher Bau von Kubli, die Paläste für Gemeinde, Schule, Waisen und Arme auf ungewöhnlichen Wohlstand weisen, so löst das Räthsel noch weit mehr das grossartige Gebäude, welches das Geschäftshaus Raschle in Rietwies an der Strasse nach Ebnat für Buntweberei aufführen liess, mit über 200 mechanischen Webstühlen, nebst mechanischer Schlichterei und Zettlerei. Die Firma beschäftigt allein über 2000 Arbeiter, davon gegen 1000 in den Webereien hier und in Bütswil und in der Spinnerei im Neckarthal, nebst 7 bis 800 Handwebern und 300 Spuhlern ausserhalb ihrer Etablissements! Das Toggenburg zählt gegenwärtig 16 Webereien mit 2300 mechanischen Webstühlen und dazu 2600 Stickmaschinen. Die dichten Gewebe pflegt besonders das eigentliche Toggenburg, die bunten Gewebe Ebnat und Kappel, die weissen Baumwolltücher das untere Thurthal; an jeden grösseren Ort knüpfen bestimmte Familien ihren industriellen Adel. — Das nahe Städtchen Lichtensteig, das noch jetzt die ehemalige Festungsform behielt, im Innern noch Arkaden unter den Häusern hat, die alte Statthalterei in das Rathhaus des Hauptortes im Bezirke Neutoggenburg umbildete, und die neue Kirche im gothischem Style erbauen liess, hatte schon Ende des XIII. Jahrhunderts, als Landescentrum, einen regen Handel mit Leinwand und Wollentuch und über das ganze untere Toggenburg war der Anbau des Flachses und Hanfes ausgebreitet. Die Waarenbewegung war eine so bedeutende, dass Lichtensteig eine Zollstätte und ein Kornmagazin und 1501 eine Marktordnung erhielt, die 1612 und 1615, als der Garnverkehr so umfangreich wurde, dass auch die St. Galler und Appenzeller Webermeister hieher kamen, erneuert wurden.

Aber erst die Baumwollindustrie schuf dann das ganze Land zu einem Industriekreise um. Wer die charakteristische Lebensgeschichte des »armen Mannes von Toggenburg« (Ulrich Bräker) mit dem jetzigen Lose der Weber vergleicht, wird noch ein wärmerer Freund des Ländchens. Im nahen Krinau ist eine grosse mechanische Buntweberei, in Brumadern neben Maschinenstickereien eine Spinnerei und Färberei, in Mogelsberg eine mechanische Weissweberei mit 128 Webstühlen, in Peterzell eine mechanische Weberei mit 159 Webstühlen, und in Kappel eine grosse Rothfärberei, Buntweberei und im Umkreise über 700 Handwebstühle; so hat auch das nahe Ebnat neben Landwirthschaft (besonders Wiesenbau) grossartige Fabrikation und Handel, und letztere zwei Dörfer haben daneben für Kurgäste und ihr vergnügliches Stillleben in der anmuthigen ländlichen Umgebung, welcher der schönste Blick in die Hochgebirge so nahe gerückt ist, sehr freundlich gesorgt. — Welchen Gegensatz bieten hiezu die äusserst zahlreichen Reste der ehemaligen Burgen! Es waren rauhe Geschlechter, welche hier sassen, und was man noch von ihnen weiss, sind fast nur die Fehden unter sich und mit dem Abte, und hier und da eine grässliche Tragödie, die in Brudermord, oder Gefangenschaft, oder wilden Ausbrüchen gegen die Gattinnen ihren Wendepunkt hat. Fährt man mit der Zweigbahn aus der alten Landschaft vom burgartig auf dem Hochplateau an den Hofberg gelehnten und vom Kirchplatze eine herrliche Schau auf die Schneehäupter gewährenden Städtchen Wyl, einst einer Hauptstätte der äbtischen Herrschaft, in's Herz des Toggenburgs gegen Kirchberg hin und wandert nach Gähwyl im westlichen Engthal, so erblickt man hier eine hohe bewaldete Kuppe, wo jetzt die Wallfahrtskapelle St. Iddaberg steht. Hier thronte die erste »Toggenburg«, einst der Sitz der Mächtigsten des Geschlechts, nach dem Erbauer Tokko benannt.

Nach langem stillem Wachsthum wird das Haus der Toggenburger erst 1044 geschichtlich erwähnt, und bald darauf vernimmt man, wie Folkland mit des Reichenauer Abtes Schaaren gegen den Abt von St. Gallen zieht und auf der Berneck fällt, wie Abt Heinrich die Toggenburg stürmt und verbrennt, wie zwar Diethelm IV. das Haus wieder zu Glanz brachte und durch Heirath der Erbin von Uznach, dessen Gerichtsstelle eine gräfliche war, den Grafentitel errang, aber schon sein Sohn Diethelm V., neidisch auf die Erbsanwartschaft seines Bruders, zum Meuchelmörder wird, und der entrüstete Vater die Burg sammt Wyl dem Abt von St. Gallen schenkt, die Grafen, als sie nun den Abt befehdeten, ihre Burgen im Thurthale verlieren. Zu Füssen des Iddabergs liegt in der waldigen Thalschlucht das ehemalige Benediktinerkloster Fischingen (jetzt eine Industrieschule, Weberei und Stickerei beherbergend). Dies soll das Kloster sein, nach dessen Fenster Schillers »Ritter von Toggenburg« stundenlang blickte, und die Ballade soll an die bekannte Legende anknüpfen, dass der Gatte Ida's von Toggenburg in auflodernder Eifersucht die Schuldlose von der Zinne in die Tiefe stürzte, dann die Unverletzte als Klausnerin wiederfand, aber vergeblich reumüthig zu sich bat, da sie Gott und der Wohlthätigkeit sich weihend, in der Klause auf dem Hörnliberg blieb.

Die zweite alte Hauptburg der Toggenburger, von Liuto erbaut, krönte die Höhe oberhalb des Dorfes Lütisburg, dessen paritätische Kirche und katholisches Schulhaus aus den Burgruinen erbaut sind. Oberhalb Lichtensteig ragte die Neu-Toggenburg auf, schon 1248 nach der Beilegung des Streites mit dem Abte statt der verlorenen alten errichtet. Aber ein Dienstmann der Abtei St. Gallen baute ihr gegenüber (über Wattwyl) die Burg Iburg, um die Verbindung der Toggenburger mit ihrer uznachischen Herrschaft zu erschweren.

Der Besitzer von Iberg, von Graf Kraft von Toggenburg überfallen, übergab die Burg dem Abte von St. Gallen, der dieselbe, als die Toggenburger sie niederbrannten, wieder aufbaute. Noch zweimal zerstört und wieder aufgebaut, steht sie jetzt verlassen über dem Frauenkloster St. Maria der Engel. Friedrich VII., der letzte der Toggenburger, war ein Mann der klugen Berechnung (der »echteste Toggenburger«); er verband sich mit der Stadt Zürich und liefs alle seine Landschaften in deren Bürgerrecht aufnehmen; in den Kriegen

der Appenzeller liess er diesen freien Lauf, wenn sie nicht sein eigenes Gebiet schädigten, und stand, obschon zu Oesterreich und zum Adel haltend, in gutem Vernehmen mit Schwyz, um sich auch die kräftige Eidgenossenschaft zu sichern. Durch Verpfändung erhielt er die Herrschaft Sargans und so die Verbindung mit seinen bündnerischen Besitzungen, die durch die Heirath Friedrichs V. an das Haus gekommen waren, endlich fiel ihm durch die Aechtung des Herzogs Friedrich auch die Herrschaft über die österreichischen Besitzungen vom Bodensee bis nach Maienfeld zu, und das Rheinthal brachte er 1424 durch Pfandschaft an sich. So war der Graf von Toggenburg zu einem der bedeutendsten Herren geworden, aber Friedrich starb kinderlos und ohne bestimmte Testamentsverfügung, und die Herrschaft zerfiel eben so rasch in den Wirren des »alten Zürichkrieges«. Damals thaten sich die toggenburgischen Landleute zu einer Volksgemeinde zusammen, schwuren in einem Landeid treues Festhalten an den alten Rechten und Freiheiten, und wussten diese stets wieder wach zu rufen, nachdem der Freiherr von Raron, als erbberechtigt, Land und Leute des Toggenburgs 1468 an das Kloster St. Gallen verkauft hatte und sie nun mehr als drei Jahrhunderte unter dem Abt standen. In der Reformationszeit vorübergehend sich befreiend, 1588 durch Abt Opfer in Katholiken und Protestanten scharf ausgeschieden, im »Toggenburger Kriege« mit Abt Leodegar (1696 bis 1717), der wegen der Strasse über den Hummelwald begann, welche das Landvolk nicht ausführen wollte, weil sie in dem drohenden Religionskriege die Zufuhr vom Bodensee in die innern Kantone erleichtert hätte, hielten sie stets wieder am »Landeide« fest.

Felsenschlucht der Tamina bei Ragaz.

Freilich, trotz der Siege der reformirten Orte erlangte das Toggenburg seine Unabhängigkeit noch nicht, da es sich zu schwankend und unbotmässig benommen, und die aristokratischen Städte bei ihrer Hülfe wesentlich ihre Machtstellung in der Ostschweiz im Auge hatten, nicht aber das Schaffen neuer Demokratien. Erst die Helvetik und dann 1803 die Einverleibung in den Kanton St. Gallen machte das Ländchen zu freien Schweizern.

Neben der ausserordentlich entwickelten Industrie macht sich auch die Alpen- und Landwirthschaft geltend. Das fruchtbare Bergland steigt bis an die Sentisgruppe hinan und bietet dem Wanderer überall reges munteres Leben, heimelige und grossartige Aussichten die Fülle, den Anblick einer unverdorbenen kräftigen Landbevölkerung; die Bergthäler sind von friedlichen Dörfern übersäet, die bald hinter Obsthainen sich betten, bald an jähe, bis hoch hinan mit Wald und Wiese bekleidete Gehänge sich lehnen, bald am Flusse auf

tiefem duftendem Thalboden sich lagern, oder sich mit ihren gärtchenumzogenen Holzhäusern vereinzelt ausbreiten, während die herrliche leuchtende Alpenkette den Rahmen der Landschaft bildet. Das Volk ist frisch, frei und heiter, im Umgang gesellig, freundlich und redselig; es liebt die Häuslichkeit, Ordnung, Reinlichkeit und den Fleiss und zieht immer die verständige Berechnung zu Rathe. Von eigentlicher Volkstracht kann kaum mehr gesprochen werden, als dass etwa der Bauer die scharlachrothe Weste, den kurzen dunkeln Tuchkittel mit achteckigen silbernen Knöpfen, die silberne Uhr an silberner Kette mit zahlreichen Uhrschlüsseln an alten Münzen, das silberbeschlagene Tabakpfeifchen als seinen Sonntagsstaat liebt, und bei den katholischen Frauen Alttoggenburgs der rothe Unterrock und die buntfarbige Schürze, bei den Töchtern, wenn sie zur Andacht gehen, neben dem Gesangbuche ein aromatisches Sträusschen und ein blendend weisses Taschentuch sehr beliebt sind. Dem forschenden Wanderer bieten die Berge auch manchen Einblick in die Wunder der Erdbildung, denn die oberste Stufe des Berglandes, mit dem Goggeien und Schindelberg beginnend, war ursprünglich die unterste, und schliesst die Geschöpfe des ehemaligen Kreidemeeres ein, das sich längs der Alpen hinzog und noch die Reste der Krebse, Tintenfische, Austern, Seeigel und Korallen enthält. An den südöstlichen Hauptzug gegen die Kraialp hin schliesst sich die imposante gezackte Reihe der sieben »Churfirsten« an: Kaiserruck, Hinterruck, Scheibenstoll, Zustoll, Brisi, Frümsel, Selun, welche die Grenze des alten »Churgaus« gegen den Thurgau bildeten, und mit herrlichen weidereichen Hochthälern an ihrem Sockel geschmückt sind, während die Südseite jäh zur Tiefe des romantischen Walensees abstürzt. Zwischen den Felsenriesen des Sentis, Altmanns und Schafbergs sammeln sich in der abgeschlossenen, grossartigen Mulde der Fliesalp die Wasser zur Thur, die durch das verborgene »Kämmerlistobel« zum breiten Thale von Alt-St. Johann fliesst und nochmals den Bergzug durchsetzend in das Gebiet der Nagelfluh tritt, die bei Degersheim sogar den Namen »Marmor« als Brunnenschmuck erhielt.

Die schönsten malerischen Genüsse bietet das Ländchen besonders auf der Strecke von der Endstation Ebnat bis nach Wildhaus. Die herrlichsten Landschaftsgemälde entfalten sich hier zur Rechten und Linken, bald treten der majestätische Stockberg und die Churfirsten vor, bald stürzt die Thur zwischen Felsen in die Schluchttiefe nieder, oder die Gruppe des Sentis ragt in erneuerter Pracht auf, und dann wieder liegen unvermuthet zwei grosse ehemalige Benediktinerabteien Neu-St. Johann und Alt-St. Johann in friedlichster Landschaft zu Füssen, und von der ersten steigt westwärts eine überaus malerische Strasse gegen die Schroffen des Sentis hin nach dem freundlich im wiesenfrischen Alpthal gelagerten heimeligen Schwefelbad »Rietbad« am Fusse des gewaltigen Stockbergs; zur Rechten von Neu-St. Johann aber dehnt sich die wohlhabende Ortschaft Nesslau mit ihrem Gebiete vom Stockberge bis zum Speer hin, der höchsten Nagelfluhspitze der Schweiz, welcher die entzückendste Rundschau auf die Gebirgskette vom Sentis über den Tödi und Glärnisch hin bis zum Finsteraarhorn und westwärts auf das Gelände um den Züricher See den Namen »Rigi der Ostschweiz« gab. In der letzten obersten Toggenburger Gemeinde jenseits Alt.-St. Johann liegt in wonnigster Umgebung das Dorf Wildhaus, wo sich die wilderhabenen Churfirsten, der Lütispiz, die Schafwies und der Schafberg und die fernen Schneeberge jenseits des Rheins und in Bünden zu einer der grossartigsten Berglandschaften einigen. Vor dem Dorfe,

im Weiler Lisighaus, steht zur Rechten in der Wiese ein mit Steinen belastetes, zweigeschossiges, ärmliches Holzhaus, einst zu den besseren Bauernhäusern zählend, über dessen Thür eine Tafel die Inschrift: »Zwingli's Hütte« trägt. Hier wurde am 1. Januar 1484 der grosse Reformator geboren und athmete in seiner Kindheit auf diesem heiteren Hügel die wonnige kräftige Bergluft ein. Eine gute Strasse zieht über das Dorf Gams, das sich an das südöstliche Gehänge der Appenzellerberge anlehnt und im Mittelalter zur Freiherrschaft Sax gehörte, bis zur Bahn hin, die von Rorschach nach Chur längs des Rheinstromes führt. Der Grenzstrom gegen Oesterreich hin scheint von Zeit zu Zeit die alte Macht geltend machen zu wollen, erhebt sich nach mächtigen Regengüssen oder Schneeschmelzen aus seinem mancherorts verflachten und versandeten Bette in mächtigen Fluthen, strömt weithin über die Ufer, grause Zerstörung in Wiesen, Felder und Wohnungen tragend; doch ist die Wahrung eines der schönsten Thäler jetzt auch zu einer gemeineidgenössischen Angelegenheit geworden. Das erste Städtchen des Rheinthals, welches die von stets neuen Gemälden der Alpenpracht begleitete Bahn berührt, Rheineck, erhielt seinen Namen von der Burg, die gegen das (jetzt von Gebäuden der modernen Industrie verschönte) am traubenreichen Buchberg gelagerte Dorf Thal hin lag. Das Reichsstädtchen erhielt 1295 das neue Schloss Rheineck, das zweimal von den Appenzellern verbrannt wurde. Jetzt ist der Burgstein ein romantisch heimeliger Sitz mit den köstlichsten Ausblicken auf den See und die amphitheatralisch bis zu den Appenzellerbergen aufsteigende, mit Landhäusern, Höfen und Schlössern übersäete Hügelkette inmitten von Wiesen, Obstbäumen und Weinbergen. Ueber diese Landschaft herrschte im XII. Jahrhundert der Werdenberger Zweig des Hauses Montfort, welcher sie 1395 an Oesterreich verkaufte, dem sie die Appenzeller entrissen. Nach dem Klostersturme in Rorschach mussten sie dieselbe den IV Schirmorten der Abtei abtreten,

In der Schlucht der Quelle zu Pfäffers.

welche später noch drei Orte in ihre Mitherrschaft aufnahmen. Der Landvogt, den die Kantone alle zwei Jahre abwechselnd setzten, residirte in Rheineck, Gerichte und Verwaltungen standen jedoch unter verschiedenen Herren, so dass das Land schwer litt, bis die Helvetik und die Bildung des Kantons St. Gallen es zum gleichberechtigten Gliede erhob. In dieser Uebergangszeit war einer der grössten Wohlthäter des Rheinthals der Kaufmann Laurenz Kuster, Besitzer des Löwenhofes und des Grünensteins, der in jener Revolutionszeit als helvetischer Finanzsekretär und Finanzminister, sowie als Mitglied der Consulta, die vor Napoleon trat, sich grosse Verdienste auch um die ganze Schweiz erwarb. Die Gemeinden des Rheinthals setzten ihm in Grünenstein (ob Balgach) die Inschrift: »Fromm im Hause, fest im Staate, milde in der Armenhütte, segnend die Jugend.« — Jenseits des idyllischen St. Margrethen, der weinberühmten Mulde von Berneck und des alten, freundlich am Fusse der Appenzellerhöhen Stoss und Ruppen gelegenen Altstätten, folgt die Bahn stets dem Strome, bald an rebengeschmückten Hügeln, tiefgrundigen Waldungen und hochthronenden Burgen, bald an Obstgärten, buchtigen wiesenfrischen Thälern, lauschigen Dörfern, dunkeln Felsen, majestätischen leuchtenden Gebirgen hin. Am Nordostfusse der Gonzenkette liegt das stattliche Buchs, an welches das alte Städtchen Werdenberg stösst, über dem das romantische 1365 erbaute, noch gut erhaltene Schloss der ehemaligen Grafen von Werdenberg aufragt; die von Wilhelm 1471 an die Montsax abgetretene Grafschaft kam 1485 durch Verkauf an Luzern und 1517 an Glarus; erst die Helvetik befreite die Unterthanen von der landvögtlichen Willkürregierung. Ueber dem Weiler Trübbach ragt der Berg Gonzen auf, zu dessen altem Eisenbergwerke und aussichtsreicher Kuppe durch einen lieblichen Buchenwald und an jähen schluchtigen Felsen hinan ein Pfad vom Städtchen Sargans aus hinaufführt. Der Hügel, auf welchem das alte Schloss thront, ist selbst ein Vorsprung des Gonzen und wetteifert mit den umliegenden Höhen an entzückenden Blicken auf die Graubündner Berge und das weite, grüne, vom Rheine durchströmte Thal.

In diesem herrlichen Landschaftskreise voll der ergreifendsten Naturschönheiten liegt der berühmte Kurort Ragaz, der seit dem Verkaufe der Staatsdomäne an den gewandten rührigen Bauherrn Simon an die Spitze der vorzüglichsten und luxuriösesten Bäder der Schweiz getreten. In dem reichen Badeleben, wie der Kurgarten und der Kursaal hinter dem Quellenhof es bieten, in der anmuthigen Pracht, welche wie eine dichterische Offenbarung über die Höhen und das Thal ausgegossen ist, und in den Rundgemälden auf der Ruine Freudenberg, den noch herrlicheren auf dem Wartenberge, dem Tabor, Luziensteig und Mathoner Kaminkopfe, welche die grossartigsten Formen der Gebirgswelt enthüllen, gewährt diese glänzende Kurstätte eine Fülle der anziehendsten Reize. Eine der ausserordentlichsten malerischen Erscheinungen, welche die Felsenwelt der Schweiz birgt, bietet der Eingang in die Schlucht des wilden Bergstroms der Tamina. Sogleich hinter Ragaz rücken, nur durch eine Kunststrasse und den tiefbrausenden, stürmischwogenden Fluss geschieden, die bräunlichen, von weissen Kalkspathadern durchsetzten numulitenreichen Felswände zusammen, in wildromantischen Formen mehrere hundert Fuss aufragend. Im Hintergrund des Engthals liegt in tiefer Felsschlucht zwischen mächtigen dunkeln Naturpfeilern der klösterliche dunkle Steinbau des alten Bades Pfäffers, oft nur spärlich erleuchtet. Hinter der Trinkhalle

beginnt der Gang zur Quelle, welcher den Wanderer wie in den alten Naturmärchen mitten in die Zauberwelt des Felseninnern hineinführt, denn jetzt neigen die wilden Kalkfelsen ihre nackten zerrissenen Wände so drohend einander zu, dass kaum mehr das Licht hinabdringt und die dunkelgrauen Flächen nach hinten völlig in's Schwarze sich verlieren. Wie durch das Langschiff eines düstern hohen Naturdoms schreitet man hin. Tief unten wälzt sich, den Schluchtraum ausfüllend, die Tamina donnernd und zischend längs der ausgewaschenen Felsschroffen fort, an den Blöcken zu weissschäumenden Wogen aufgeworfen. Hoch über ihr führt, an das jähe Gestein angezimmert, eine 500 Meter lange, von starken Balken und Brettern erbaute Gallerie zu den heissen Quellen, die im Hintergrunde eines finstern Stollens dampfend hervorbrechen. 1038 wurden sie von einem Jäger des nahen Klosters Pfäffers, das jetzt in die kantonale Irrenanstalt St. Pirminsberg umgewandelt ist, entdeckt, aber erst 1242 liess der Abt die abermals von Jägern aufgefundene Quelle mit einer Badeeinrichtung versehen, in der man tagelang sass, dort ass und schlief. 1370 liess Abt Johann auf hölzernen in die Felsen getriebenen Balken ein Badehaus über der Quelle errichten, zu dem man mit verbundenen Augen in Sesseln an Stricken herabgelassen wurde; 1420 wurde ein neues Kurhaus in der Schlucht am Wege nach Valens, und 1543 ein Steg an der Felswand erbaut; 1628 kam das erste Kurhaus an die jetzige Stelle, 1704 das gegenwärtige Gebäude. Erst 1840 wurde die hölzerne Leitung nach Ragaz angelegt und die Ankunft des Quellwassers als Freudenfest mit Böllerschüssen, Glockengeläute und Feuerwerk gefeiert.

Sommerweide der Bergamasker Schafe.

Jenseits Ragaz setzt die Bahn über den Rhein und tritt in den an Wundern der Alpenwelt überreichen Kanton Graubünden ein, der sich zwischen die Wiege der Schweiz und das Tirol hineinlagert, nach Norden hin den grössten deutschen Strom, den herrlichen Rhein, entsendend, im Süden die Reize Italiens bietend. Die Alpen bilden hier ein förmliches Netz von Hochgebirgsmassen und nur drei Spitzen des Landes gehören nicht der Bergregion an. Massige Stöcke und langgereihte Ketten, gletscherumkränzte Schneehäupter und saftiggrüne Alpentriften, Hochthäler, in denen die geschützte und abgeschlossene

Luft im Sommer die angenehmste Wärme erhält, und wilde Geröllhalden bedecken in malerischem Wechsel das originelle Gebiet, das vom Gotthard und Adula bis zum Ortler, vom Tödi und Rhätikon bis zum Veltlin reicht. Hier liegen die höchstgelegenen Kulturthäler Europas, in einer Höhe von über 5000 Fuss eine blühende Ortschaft an der andern im sanftgeneigten Langthale. Die Centralmassen sind aus krystallinischem, granitischem und metamorphischem Gestein aufgebaut und werden durch Meeresgebilde aus Kalk, Schiefer und Sandstein, welche in Erhebungswellen sich muldenförmig einlagern, verbunden oder umzogen. Oft laufen die krystallinischen Schichten auf den Gräten in Fächerformen auseinander und selbst die Meeresgebilde nehmen dann zuweilen dieselben Stellungen ein, durch die krystallinischen Nachbarn umgebogen und auf sich selbst zurückgeworfen. Die bedeutende plateauartige Erhebung der Thäler und die zahlreichen Lücken zwischen den vom Hochthal in kürzeren Linien aufsteigenden Höhen haben schon frühe diese Alpen leichter zugänglich gemacht. Ein innerer voralpenartiger Wall an der Plessur lehnt sich an den Halbkreis der fünf grossen Ketten, in deren Mitte die Adula-, Bernina-, Piz d'Err-, Silvretta- und Rhätikonmassen die Thürme einer ungeheuren Umwallung bilden. Im Berninagebirge erreichen die Bündner Alpen, die sich hier gegen das Veltlin verzweigen, ihre grösste Mächtigkeit. Der gesammte Kanton ist eine natürliche Bergveste für starke Menschen, gross gezogen an den Schwierigkeiten, welche die Natur bot; und doch hat die Natur selbst wieder wie zur Erleichterung des Verkehrs eine Reihe sich kreuzender und verschlingender Bergzüge so gestellt, dass die Uebergänge die so eigenartigen Volksstämme dennoch zu einem staatlichen Gesammtorganismus zusammenführten. Graubünden hat auch unter allen Schweizergebieten den grössten Reichthum an Mineralien und berühmten Mineralwässern; aus Schluchten und Berghängen, aus dem Grunde von Thalwiesen und von kahlen Felsen entspringen in allen Richtungen Heilquellen, voran ein ganzes Heer von Säuerlingen. Ihre Benutzung und Ausgestaltung zu einer komfortablen Heilskolonie hat dem Lande weit mehr Nutzen gebracht, als die zumeist ohne System und gründliche Kenntniss unternommene Ausbeutung des Bergbaus nach Eisen, Silber, Kupfer, Zink und Blei. Der Pflanzenteppich ist einer der wunderbarst gewirkten, den die Alpenwelt birgt, denn alle Abstufungen der Bodenarten und alle Klimate liegen, vom öde gewordenen Felsen abwärts über Klüfte und sonnige Wiesen, schattige Waldung und nordische Hänge, an Seen, Flüssen und Wildbächen, in saftigen Wiesen und im Geröll der Rüfen, in Weiden, Saaten und üppigen südlichen Gefilden, in nachbarlichem Wechsel nur eine kurze Strecke auseinander, und die subalpine Region entfaltet hier einen grössern Reichthum des Blumenteppichs, als irgendwo in der Schweiz. Vom Norden der Schweiz unterscheidet sich die bündnerische Pflanzenphysiognomie wesentlich durch die Arven- und Lärchenwaldungen, durch das bedeutende Ueberwiegen des Nadelholzes über das Laubholz und durch Mangel an reicherer Buschornamentik.

Die Flora liegt hier bekanntlich an der Grenze des skandinavischen und mediterranischen Reichs; nirgends aber in der ganzen Alpenregion erstreckt sich die Baumgrenze so hoch wie hier, im Mittel bis auf 6500 Fuss, oft auch bis 7000 Fuss ü. M., die Espe bis 5200 Fuss, die Birke im Bergell bis 6000 Fuss und als Krummholz bis zur Schneegrenze, die Weisseller im Scarlthal bis über 6000 Fuss. Aber die wahren Bündnersöhne sind die stämmigen Nadelhölzer; die Rothtanne gedeiht im Münsterthal noch bis auf 7000 Fuss, und trotz der lauten Klagen über die Abnahme aller Waldungen und das Verschwinden ganzer grosser Waldgebiete, theils durch die zerstörende Natur, theils durch die unverständige Ausbeutung und Benutzung, bildet die Berg-

Saumpferde in der Bergschlucht.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Tiefenkasten.

kiefer im untern Engadin noch grossartige geschlossene Alpenwälder, erreicht noch eine Höhe von 15 Meter und ein Alter von 150 Jahren, doch freilich in schlanken Stämmen; die Lärchen erscheinen in den schönsten Schlägen in einem Höhenstreifen von 4000 bis 7000 Fuss, zählen im Engadin noch bis zu 6700 Fuss mehr Repräsentanten als die Tannen und erhalten oft in den obern Regionen ihre wuchtigste Kraftfülle. Nur selten trifft man etwa in den ältesten Wäldern Unterengadins auf Urwaldung, weniger selten dagegen auf unantastbare Bannwälder in schluchtigen von Steinschlägen, Lawinen oder Erdrutschen bedrohten Gebieten, wo sie dem Niederstürzen der Massen durch ihre gewaltigen Stämme wehren. Fast jedes grössere Kulturthal hat in Waldung und Landbau wieder seinen eigenthümlichen Charakter. — Der zur Höhe wandelnden Vegetation folgt auch die fröhliche Schaar der Vögel; Sperling, Schwalbe, Rothkehlchen, Wiedehopf und Kukuk treiben sich im Oberengadin noch bis zu 5800 Fuss ü. M. lustig herum, der Nusshäher schreit noch am Rande von Gletschern und erfreut sich wie der dreizehige Specht der höchsten Arven, das geschwätzige Schneevögeli (der Wasserpieper) stellt sich namentlich an Bächen zahlreich ein, und auch Baumläufer, Buchfinken, Kreuzschnabel und allerlei Meisenarten ziehen höher als irgendwo hinan.

Die Rinder sind meist gute Kletterer, nicht sehr milchreich, aber im Oberland durch zartes Fleisch, im Engadin durch helle Farben ausgezeichnet. Kein Kanton hält im Verhältniss zur Einwohnerzahl so viele Rinder, denn auf die Bevölkerung von 92,000 Seelen fallen gegenwärtig (1877) 78,000 Stück, wovon die Hälfte auf die Bezirke Glenner, Landquart, Vorderrhein und Albula fällt; die Zahl der Schafe beträgt sogar 83,000, der Ziegen 50,000. Den so zahlreichen Schafen sind die Raubthiere gefährlicher als jeder andern Art von Vieh. Bei ihrem ersten Einrücken im Frühjahr in die Hochgebirge wagt sich der einsame Lämmergeier hervor, in den Berninathälern der Geier von Comogask, aus den einsamen Waldungen des Unterengadins, im Münsterthal, im Puschlav, Bergell und Prättigau wandert der Bär, seine Schlucht zwischen jähen unzugänglichen Felsen verlassend, wie ein

Schleichhändler den Hürden zu, und nicht selten fallen bis dreissig Stück in einer einzigen Nacht ihm zum Raube. Auch den Kühen ist dieser plumpe und doch sehr gewandte Mörder, der in Bünden immer noch alljährlich als heimischer Tourist vorspricht, gefährlich, doch wissen sich die Kühe durch regeren aktiven Gemeingeist des Feindes besser zu erwehren,

Sils-Maria.

wittern ihn bei trockener Witterung schon aus der Ferne, werden unruhig und brüllen, und hat der listige Pez, den Hörnern ausweichend, ein Opfer von hinten gepackt und zerrissen, dann plötzlich nahen sich mit dumpfem Schmerz- und Rachegebrüll die wieder muthig gewordenen Rinder und senken die Stosswaffen wider den grausamen Feind, und der Bär — zieht ab. Eine eigenthümliche Erscheinung und schon zu unzähligen Staffagebildern verwendet, bilden die Bergamasker Schafe und ihre italienischen Hirten; die Schafe hochbeinig, mit italienischer Adlernase, Hängohren, hochragendem Kopf, schlappiger Wamme vom Unterkiefer bis zum Brustbein, Bassstimme und Strapazenhumor, die Hirten wettergebräunt, mit pechschwarzen Locken und krausem Vollbart, feurigen, oft melancholischen Augen, zuweilen fast römischem Gesichtsschnitt.

Sie tragen grobwollene Röcke und Beinkleider, bei kaltem oder regnerischem Wetter weisse Mäntel, der dunkle, spitze und breitrandige Hut sitzt tief im Kopfe; ihre Nahrung ist Wasserpolenta aus Mais oder Hirse mit etwas Zieger oder Käse, ihr Getränk Wasser oder Molke, das Lager altes Heu auf hölzerner Pritsche und Decke und Mantel darüber; als Kopfkissen dient der Rock. Es sind abgehärtete, rauhe Bergnaturen, ohne Sang, wortkarg, genügsam, pünktlich, Bewohner bergamaskischer unwirthlicher Seitenthäler. — Auch die Bündner Bergpferde gehören in die physiognomischen Züge des Landes; es sind muskelkräftige, ausdauernde Alpensprösslinge, die auf den grossen Bergpässen die Fahrpost befördern, und vor die kleinen Schlitten gespannt mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit die Bewegung des Schlittens gleichsam dirigiren, kaum vom Führer geleitet. Die Saumpferde mit den Milchgefässen und Weintransporten werden bei den neuen Verkehrsadern immer seltener.

Das Land bietet überall die wechselndsten reizendsten Bilder: zur Rechten und Linken jähe, von Wolken umspielte Felswände, reich an ernsten dunkeln Waldungen, oben mit freundlichen Matten, vereinzelten Hütten und Ställen, zu jeder Jahreszeit in neuen Farben

Silvaplana.

und Reizen prangende Thäler, Seen und Höhen, wilde schluchtige Einöden zwischen riesigen kühngeformten Felspyramiden; bald, Berg an Berg, stundenlang die Wunder der Gletscher, dort Moränentrümmer und zerrissene Eisblöcke, hier glänzende Firnen, blendende Schneefelder, donnernde Lawinen, aus smaragdgrünen Eisgewölben hervorsprudelnde weisse Gletscherwässer; über die Felstrümmer und bemoosten Steine hin den lärmenden Bergstrom, an dunkeln Hängen flatternde Wasserstürze, unter der wilden Hochgebirgswelt die üppigsten Weiden und saftgrüne Triften, belebt durch die Heerden und ihr heimisches Glockengeläute, die einsamen Hirten und Sennen und ihre von der Kultur wenig leidende Geschäftigkeit. Noch tiefer: malerisch gelagerte Weiler, Dörfer und grössere Ortschaften, auf ragenden Felsen Schlösser und zertrümmerte Burgen, in Engpässen, welche die schöne Kunststrasse durchzieht, die ganze grossartige Scenerie riesiger Bergschlünde, die der Wildbach langsam und stetig einriss. Endlich im Tiefland und auf dem berghohen Hochplateau das reiche Leben der Kultur, und wie im Bau der Thäler und Höhen eine eng zusammengehaltene Verschiedenheit der natürlichen Bildung, so auch im Volksstamme originale Eigenheit und die grössten Gegensätze innerhalb gemeinsamer Grundzüge, ja sogar in Sitte und Vorurtheil, in Neigung und Denkart, Charakter und Physiognomie, Weltanschauung und praktischer Thätigkeit, Selbstherrlichkeit und Gemüthsruhe ebenso mannichfaltig als einheitlich. Freilich von industriellen Unternehmungen ist nur wenig vorhanden, und selbst die bekannte Speditionsthätigkeit Churs, als des diesseitigen Knotenpunkts der Graubündner Pässe, hat durch die neuen Verkehrs-

bahnen empfindlich gelitten. Dagegen findet eine merkwürdige Ebbe und Fluth statt zwischen den jährlich auswandernden Graubündnern und den in ausserordentlicher Anzahl in die schöne merkwürdige Gebirgswelt einströmenden Touristen und Heilsbedürftigen. Wer kennt nicht jene biedern thätigen Ehrenmänner, zumal aus dem Engadin, die in fremden Städten aller Lande als Zuckerbäcker und Cafetiers sich niederlassen, um, wie Pfarrer Lechner sagt, zuerst andern, dann sich das Leben zu versüssen; fast alle, die zu Vermögen gelangten, kehren nicht nur aus den nordischen Städten, sondern selbst aus den wonnigsten Sitzen am südlichen Meeresstrande in ihre kalte dörfliche Heimat zurück, und wissen die langen Winter durch ein heimisches Herz zu erwärmen. — Das Romanische ist jetzt noch Muttersprache von mehr als 50,000 Graubündnern, und es hat die Grundzüge seiner römischen Abstammung treuer und reiner bewahrt, als die romanischen Schwestersprachen. Die gesammte Sprechweise gleicht dem derben, ungezierten Naturkinde einer schönen Mutter. Etwas von der gewaltigen Natur der Heimat spiegelt sich in den volltönigen Doppellauten und in der kräftigen Aussprache; bei den Oberländern herrscht das i vor, im Oberengadin das e, im Unterengadin das a. Das »ladinische« engadiner Romanisch zählt über 300 gedruckte Werke.

Auch im Bau der Häuser hat sich in verschiedenen Gegenden manches Eigenthümliche erhalten, und doch gewann im mittelalterlichen und spätern Styl der Kirchen wieder eine gewisse Einheit die Oberhand, gleichsam als Zeuge, wie sich das Volk durch innere Kraft, welche in schweren Kriegen für Freiheit und häuslichen Herd gestählt wurde, die geistige Einheit errang. Die romanische Epoche hat es in Bünden meist nur zu äusserst schlichten, schmucklosen Bauten gebracht, mit wenig Sorgfalt für das Detail, und die Formen vererbten sich so lange, dass selbst in der vollen Renaissancezeit noch romanische Thürme gebaut wurden. Der Uebergang zur Gothik muss ein importirter, plötzlicher gewesen sein, denn frühgothische Kirchen findet man in Bünden keine, sondern nur die spätesten Formen, diese aber in zahlreicheren Bauwerken als irgendwo in der Schweiz. Selbst in hochgelegenen abgeschlossenen Thälern trifft man, wo es am wenigsten zu erwarten ist, Chor- und Langhausgewölbe von zierlichster Technik, und unter den mehr als 70 spätgothischen Kirchen gibt es über 40, welche mit künstlerisch durchgeführten Stern- und Netzgewölben geschmückt sind. Sie fallen sämmtlich in die Epoche von 1460 bis 1520; die Meister wanderten damals von Thal zu Thal bis zum Konkurrenzkreise eines Zweiten, so Meister Steffan (Klain), Meister Andreas (Büchler), Balthasar Bilgeri, Wernardus u. A.

Beim Eintritt in das Bündnerland zeigt das schon sehr alte Städtchen Mayenfeld echt bündnerische Physiognomie, Steinhäuser und enge Gassen, dabei freie reizende Aussicht auf Ragaz und das Sarganserland, die letzten Häuser zwischen Wein- und Obstgärten, und etwas weiter hinauf das schöne Schloss Salenegg, im Besitze der Gugelberg. Bei Mayenfeld beginnen die vortrefflichen »herrschäftler« Weine, die dem politischen Namen Ehre machen. 1499 hatten die Bündner im Schwabenkriege nach harter Belagerung das Städtchen erobert, dessen Burg und Umgebung den österreichisch gesinnten Herren von Brandis gehörten, und von diesen an die Bündner verkauft wurden. Das Land erhielt nun eine eigenthümliche Mittelstellung, denn als mit den 26 »Hochgerichten« gleichberechtigter Freistaat war es ebenso berechtigt zur »Herrschaft« im Unterthanenlande Veltlin, anderseits hatten die drei Bünde 1509 die »Herrschaftsrechte« vom Grafen von Suz gekauft; die bündnerischen Hoch-

Der Morteratschgletscher und der Monte Rosso di Scerscen.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

gerichte setzten desshalb abwechselnd einen Landvogt über Mayenfeld, wenn aber die Reihe an Mayenfeld selbst kam, so setzte es sich auch selbst den Vogt. — Das Städtchen lehnt sich an den in kühnen Kanten aufsteigenden, malerisch gezackten, glattkalkigen Falknis, einen der linienschönsten Berge der Schweiz. An seinem Fusse und unter den pyramidal zugespitzten Hörnern der Hochwangkette breiten mitten unter waldigen, wiesengrünen und mit Wein bekleideten Böschungen, auch »Rüfen« ihre grauen, vegetationslosen, schrägen Steinschuttlinien aus. An den Fuss des grünen Augstenbergs drängen sich trefflich bewirthschaftete Waldungen mit hineingestreuten stattlichen Buchen; ein köstliches Kulturland zieht dem eingedämmten und kanalisirten Landquartflusse entlang. Ostwärts schaut aus berühmten Weinbergen das heimelige Jenins hervor, und in einen Hain von Obstbäumen hinein streckt das von reichen Wiesen und Wäldern umlagerte Malans seine Niederung hin. In seinen Weinbergen wird die Traube des vortrefflichen, feurigen gelben Completers gewonnen. Hoch über Rebgeländen thronen die alten Burgen Unter-Ruchenberg, Klingenhorn und Weineck. Von der letztern nannte sich der berühmte Kriegsheld und Chronist Johann Guler, dessen Raetia 1616 in Chur erschien.

Grabmal des Dichters Salis-Seewis.

Im Schlosse Bodmer lebte längere Zeit und starb (1834) der bündnerische Dichter Salis-Seewis; in den französischen Kriegsdiensten fand er keine Befriedigung, und das Heimweh nach seinem Lande gab ihm die schönen Strophen ein:

Heil dir und dauernde Freiheit, du Land der Einfalt und Treue!
Deiner Befreier Geist ruh' auf dir, glückliches Volk.
Bleib durch Genügsamkeit reich und gross durch Strenge der Sitten.

Rauh sei wie Gletscher dein Muth, wenn Gefahr dich umblitzt,
Fest wie Felsengebirge und stark wie der donnernde Rheinsturz;
Würdig deiner Natur, würdig deiner Väter, und frei! —

Die Freiherren und Reichsritter von Salis, deren Stammwappen die Devise trägt: »pro fructibus arma«, sind ein sehr altes Bündnergeschlecht (Rudolf 1250), das jetzt nicht weniger als zehn Linien zählt (Sils-Samaden, Marschlins, Rietberg-Chur, Jenins-Aspermont, Mayenfeld, Haldenstein, Zizers-Tirano [mit gräflicher Linie seit 1694], Soglio [mit dem gräflichen Haus zu Bondo], Seewis, Grüsch) und reich an Kriegern, Staatsmännern und Schriftstellern ist. —

Cellerina und Piz Languard.

Gegen die Berge hin schaut das alte Schloss Marschlins hervor, mit seinen vier Eckthürmen, seinen Schlossgräben und Alleen, dessen Ursprung auf König Pipin 755 zurückgeführt wird, doch taucht es geschichtlich erst 1333 auf und wurde 1633 von Oberst Ulysses von Salis neu aufgebaut; 1770 verlegte der französische Geschäftsträger, Ulysses von Salis, als Geschichtsschreiber, Dichter, Naturforscher und Staatsmann rühmlichst bekannt, mit grossen Unkosten die berühmte Erziehungsanstalt »Philanthropin« hieher, welche in Haldenstein begonnen hatte. Ueber Zizers, das in fruchtbarster Lage auf einer Geschiebserhöhung sich ausbreitet, krönt der Thurm der Veste Ober-Ruchenberg aus dem XII. Jahrhundert einen Felsenvorsprung der Hochwangkette. Ob der schönen bischöflichen Sennerei Molinaera schaut auf eingestürztem Felsenkopf der Thurm von Ruch-Aspermont in's Thal hinab, zu dessen Herrschaft einst die »Vier Dörfer« Jenins, Zizers, Igis und Untervaz gehörten, die dann an das Bisthum gelangten und sich später als eigenes Hochgericht loskauften. 1803 kam noch die vormalige Herrschaft Haldenstein hinzu, deren alte Burg jenseits des Rheins am Fuss des Calanda schon seit 1769 unbewohnbar ist.

Im untern Schlosse wurde 1761 durch den Vorläufer Pestalozzi's, den Graubündner Martin Planta und den Pädagogen Nesemann aus Magdeburg eine Umbildung des Jugendunterrichts auf Grund der allgemein menschlichen Entwickelung unternommen, und der Anschauungsunterricht organisch ausgebildet. In dieses »Seminar« traten nicht nur aus der Schweiz, sondern bald auch aus Deutschland, Frankreich, Italien und Holland Zöglinge ein; als den Hauptzweck nannte Planta selbst: »die ihm anvertrauten Knaben und Jünglinge zuerst zu denkenden, das Leben verständnissvoll auffassenden Menschen heranzubilden und zu Christen zu erziehen, sodann gestützt auf diese Grundlage sie zum politischen, ökonomischen, materiellen und kaufmännischen Berufe vorzubereiten.«

Hier erhielten Cäsar Laharpe, Legrand von Basel, der Dichter Salis-Seewis, Hans Reinhard (Landammann der Schweiz) ihre Erziehung. Raummangel veranlasste die Versetzung nach Marschlins. Martin Planta wird als Erfinder der Scheibenelektricität genannt, und als der erste, welcher die Wasserdämpfe als bewegende Kraft wissenschaftlich empfahl; er erhielt für seine Schrift »die Beförderung der Schiffe und Wägen durch Wasserdämpfe, 1762« durch den Minister Ludwigs XV. die verbindlichste Anerkennung. Die Planta sind das älteste

Samaden.

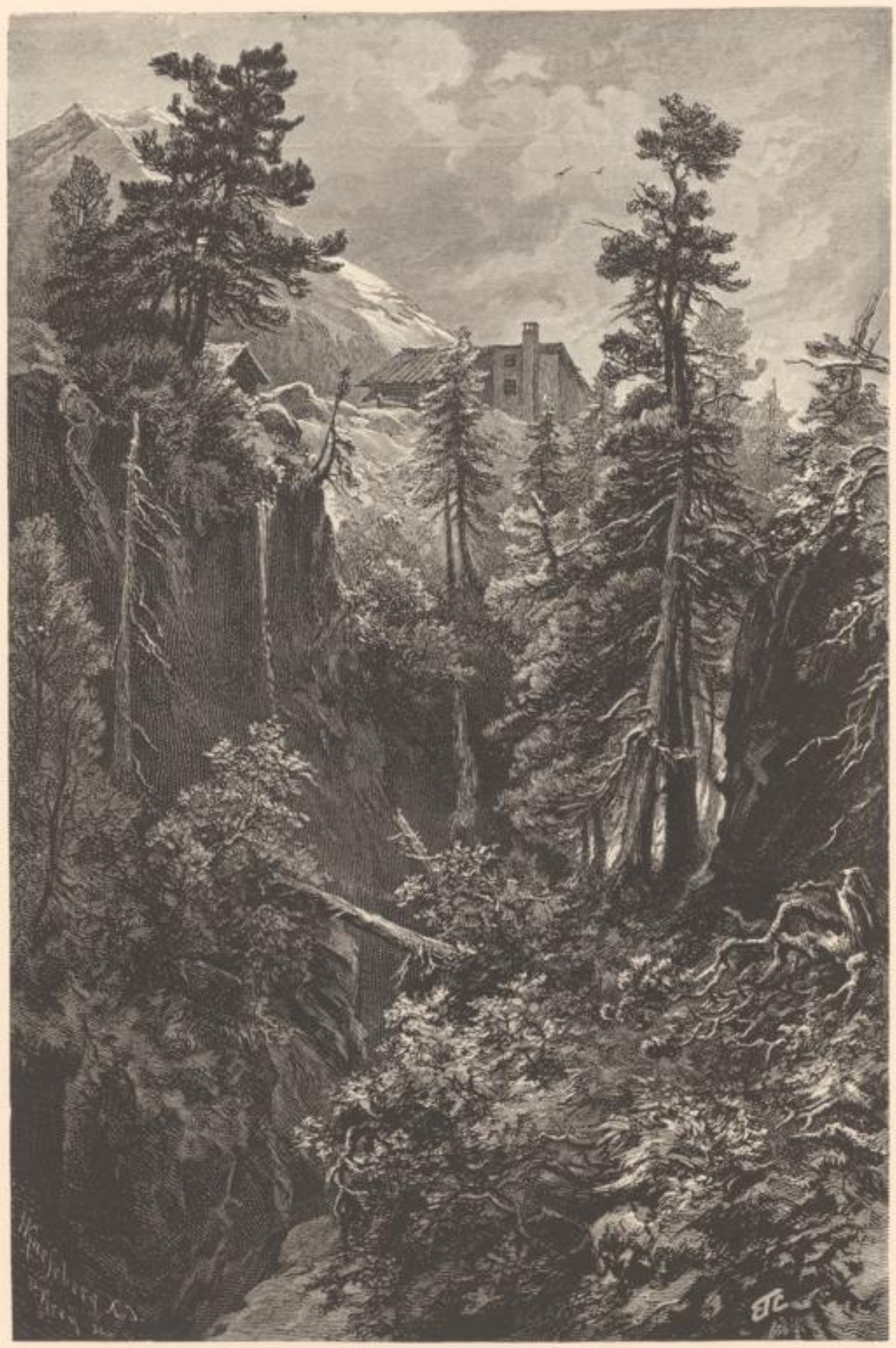
Geschlecht Bündens, als dessen Ahnherr Pompejus Planta (490) genannt wird, ihr Wappen ist eine schwarze Bärentatze mit blutendem Stumpf. Andreas Planta erhielt 1288 vom Bischof von Chur das Oberengadin zum Lehen; das Geschlecht zählt sechs Linien: Zuz (mit vier Aesten), Wildenberg (mit zwei), Chur-Süss-Samaden, Zuz-Chur, Süss in England, Samaden (mit drei Aesten zu Samaden, Reichenau und Tamins). — Von der Ruine Lichtenstein oberhalb Haldenstein liess der Fürst von Lichtenstein Steine in das Fundament seines Palastes in Wien ein.

Dem imposanten Gebirgsstock des Calanda gegenüber lehnt sich die Hauptstadt Bündens, das freundliche Chur gegen Süden an den vom Dreibündeberg auslaufenden Pizokel und gegen Osten an den Mittenberg an, so dass der erweiterte Thalgrund der Stadt von einem grossartigen amphitheatralischen Bergrücken umschlossen wird. Aus jenen Bergen strömt aus wilder Schlucht die Plessur herbei, an deren Ufer sich die Stadt erhebt, in üppige Wiesen und schattige Obstgärten gegen den Rhein hin sich verlierend. Terrassenartig erhebt sich im Osten der Stadt auf einem Schieferfelsen am äussersten Vorsprung des Mittenberges der bischöfliche Hof mit der Kathedrale. In dieser merkwürdigen Kirche kleiden sich die grossen technischen Neuerungen, welche die Gothik brachte, noch in das alte romanische Gewand, doch mangelt die höchst unregelmässige Anlage nicht grosser malerischer und perspektivischer Reize, zumal in der eigenen Art, wie die in halber Höhe über den Boden des Langhauses aufragende Krypta den Unterbau des hohen Chors trägt und wie sich zwischen den Treppen, die vom Chor zum Schiff herabführen, ein weiter

Flachbogen gegen die Krypta öffnet. Die erste Kunde vom Dombau ist die Weihe des Chors 1178; erst 1282 fand die Weihe des Ganzen statt. Während des Baues wurde die frühere Längenachse aufgegeben und das Langhaus schief zum Chor gestellt, wohl weil der steile Abhang an der Seite nach der Plessur hin zu kostspielige Unterbauten erfordert hätte, und jene Zeit ohnehin gegen Formengleichheit der Einzelglieder gleichgültig war. — Ueberall herrscht der gothische Spitzbogen (bis zur Ueberhöhung) vor, aber »die schwere Massenhaftigkeit der Konstruktion und der Charakter des Details« gehören noch der romanischen Zeit an. Phantastische Figuren, Räthselbilder, Centauren, Drachen, Sirenen und biblische Gestalten schmücken die Pfeilerkapitäle, und erinnern zuweilen durch Würde der Haltung und Gewandung an die antike Zeit, sowie auch eine Reihe von Ornamenten der Kirche auf die Kenntniss antiker Formen deutet.

Zu den reizendsten Werken der Kirche gehört das zierliche gothische Sakramentshäuschen im Chor, eines der bedeutendsten Werke des XV. Jahrhunderts, von klarster Gliederung und lebendigster Beweglichkeit, in leichtem Schwung aus dem Tabernakel sich lösend, und von reichster Eleganz der Giebel und Fialen; auch die Figuren, Maria und die Apostelfürsten, voll Leben und Wahrheit. Parlirer an dem Werke war Steffan Klain von Chur, 1484. Die gothischen eichenen Chorstühle mit durchbrochenen virtuosen Verzierungen stammen aus dem XV. Jahrhundert. Der Schrein des Hochaltars ist der schönste der Schweiz, in der farbigen Freiskulptur und in der Pracht der Dekoration übertrifft ihn keiner; im Untersatze ist die Leidensgeschichte, an der Rückseite auf blauem Grunde die Kreuzigung in freien Figuren dargestellt, an der Aussenseite der Flügel die Geburt Christi und die Anbetung der Könige gemalt; bei geöffneten Flügeln erscheint in vollem Glanze und in den anmuthigsten Formen die Glorifikation Mariä und der Schutzheiligen des Bisthums in Freisculptur. Der Künstler dieses Prachtschreins war Bildhauer Jakob Russ, 1491. — In dem Altarwerk der St. Lorenzkapelle mit dem Wappen des Bischofs Lucius Ither (1541—48) gehört das Mittelbild der fränkischen Schule an, die Lunette und Seitenbildchen zeigen den Einfluss des Lucas Kranach, und das kleine Untersatzbild mit der Marter des St. Lorenz ist wahrscheinlich von Hans Holbein. Im Gange des obern Geschosses der bischöflichen Residenz ist grau in grau ein Todtentanz gemalt, der in den Grundzügen mit den weltberühmten Holzschnittbildern des Hans Holbein übereinstimmt, und so grosse Vorzüge besitzt, dass er als zum Theil eigenhändige Ausführung des Meisters angesprochen wird.

Die Stadt ist unregelmässig angelegt und zieht im Dreieck gegen die Kathedrale hinan von zwei durch eine dritte verbundenen Hauptstrassen durchschnitten. In den ältesten Privathäusern ist noch die gothische Bauweise angewendet. St. Martin, die protestantische Hauptkirche, enthält an der südlichen Langwand in den hohen schmalen Blendarkaden noch einen dürftigen Rest des 1464 durch Brand zerstörten romanischen Baues. Die jetzige grosse, 1476—91 erbaute Kirche ist schmucklos und nüchtern. Sanct Regula, 1500 von Balthasar Bilgery erbaut, wurde grösstentheils in ihrer ursprünglichen Schmucklosigkeit belassen, die halbrunden Fenster stammen von einer Erneuerung; das alterthümliche Rathhaus wird patriarchalisch von den Bürgerhäusern umlagert, Regierungsgebäude und Zeughaus erhielten einen hauptstädtischen Charakter. Die alten Ringmauern sind gefallen, aber hie und da erinnert noch ein Thurm an die alte und älteste Zeit. — Hinter der Stadt schliessen hohe Felsen, mit seltsam verbogenen und gewundenen Schichten des »Bündner Schiefers« das Thal. Aus enger Schlucht bricht der Wildbach Rabiosa hervor und mündet in die Plessur. Weiter oben lagert sich in malerischer Umgebung das Dörflein Araschgen, von dem man am linken Ufer über das Riedwiesli an wilden Abhängen durch Gebüsch und Tannenwald zu den Salz-, Soda- und Sauerquellen von Passug gelangt. Etwas höher bieten die kräftigen Weiden und saftiggrünen Wiesen eine köstliche Fernsicht über den ganzen Umkreis von Chur, und in's Thal Schanfigg, das zerrissenste aller bündnerischen Thäler, das aus den Zuthälern



Schlucht am Berninapasse.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Morteratschgletscher.

Sagün, Fandei und Erosa auf der Nordostseite des Parpaner Rothhorns sich entwickelt, im Schooss der abgeschlossenen formenschönen Gebirgsinsel, welche durch die Ketten des Hochwangs, des Strelabergs und des Rothhorns gebildet wird. Im Hintergrunde bei Langwies und in den höheren Zuthälern wird die Gegend zur völligen Alpwildniss. — Hoch oben am Mittenberg, dessen zackige steile Schieferwände oft aus der Bergwaldung vorbrechen, thront auf überhängender Felswand die Kapelle des Sanct Lucius, dessen Predigerstimme im II. Jahrhundert hier oben so gewaltig erscholl, dass man sie bis Truns und Dissentis im Oberland hörte. An der linken Uferseite der Plessur ragt mit Tannen und Laubholz geschmückt der Pizokel auf, über der Lurlibadhalde schwingen sich die Felsköpfe des zerrissenen Hochwangs empor, wo noch hie und da Gemsen sich bergen, und an der Nordostseite senkt sich der berüchtigte Scaläratobel nieder, dessen dunkelgraue rüfenreiche Wände in jähem Absturz tief in die Gebirge eingerissen sind; dunkle Tannen auf den drohenden Felsvorsprüngen, Lawinenschnee in den Seitenschluchten vollenden das finstere Bild. Meist trifft der Wanderer das Bett des Thalbachs wasserlos, wehe aber, wenn ein Schlagwetter den unscheinbaren Bach zur schwarzgrauen Schlammfluth anschwellt und er nun mit dem morschen Gestein der Schluchten, mit Felstrümmern und entwurzelten Tannen gewaltsam Thal und Waldung durchbricht. In die wilden ansteigenden Schlünde hinter dem Tobel lässt die Volkssage jene Bürger der Stadt, welchen der Weg zur Seligkeit verwehrt ist, einziehen; dort treiben sie sich um Mitternacht in ihren alten Trachten rastlos umher und hie und da gewahrt der Wanderer plötzlich aus den Klüften oder dem Erlengebüsche hervor ein höhnisches Gesicht. Selbst auf der Burg Ruchenberg, auf dem waldigen Felsvorsprunge harrt eine Jungfrau noch auf Erlösung.

Le Prese.

Dem Engadin entgegen führt von Chur die schöne Alpenstrasse über Malix hinan, das an sonnigem, fruchtreichem Hange liegt, über welchem schöne Waldungen und fette Alptriften die Höhen bekleiden; dort zieht zwischen der Gebirgskette des Parpaner Rothhorns und der Felseninsel des Malixerbergs die Thallandschaft Churwalden zur Niederung des vereinigten Rheines herab. Am »Bündnersteine« stossen die Grenzen der drei Bünde zusammen. Churwalden, jetzt ein beliebter Luftkurort, glänzte früher durch sein Prämonstratenserkloster, dessen 1472 erbaute Kirche zwar durch das umgebaute hohe Satteldach ein schwerfälliges Ansehen erhielt, aber im Innern noch die Schönheit des spätgothischen dreischiffigen Baues mit wuchtigen Pfeilern und sterngewölbtem Chore behielt. An den Chor schliesst sich südlich die noch romanische Marienkapelle an; der Luciusaltar ist ein Werk jenes Jakob Russ, der den unvergleichlichen Hochaltarschrein im Churer Dom schuf; der Hochaltar ist der älteste (1477) Schnitzaltar Bündens. Neben dem alten Klostergang wird noch jetzt die Grabstätte des wilden Donat von Vaz gezeigt. Bei dem höheren Parpan, das zwischen Wiesen und Waldinseln einer köstlichen Alpenluft geniesst, gedeiht in der Bergwilde Obst und Getreide schon nicht mehr. An keiner Stelle der Alpen ist aber eine grössere Mannichfaltigkeit der Flora auf so beschränktem Raume anzutreffen als hier, auch bieten die Lagerungsverhältnisse an den abgerissenen Felswänden und die hier reich zerstreuten Schätze des Mineralreichs einen bequemen tiefen Einblick in das Leben der Erde. In Malix, Churwalden und Parpan herrschen noch die deutsche Sprache und der Protestantismus; in der Dorfkirche, einem spätgothischen, vom Glockenthurm getrennten Bau, erzählen wappengeschmückte Grabsteine von den kräftigen Altvordern. Schon das Churwaldner

Faulhorn, das seinen Namen von dem leichten Verwittern (Faulen) des Schiefers erhielt, bietet einen Prachtblick in die Via mala hinab, eine weit grossartigere Rundschau aber entfaltet sich auf dem von ihm getrennten, von Parpan leicht zugänglichen Stätzerhorn, das so vortheilhaft vorgeschoben ist, dass von der Kuppe aus fast die ganze Gebirgswelt Rätiens ihre malerische Herrlichkeit entgegenbietet: westwärts das burgenreiche Domleschgthal und der idyllische dorfreiche Heinzenberg, über den der Piz Beverin aufragt, südlicher die »schönen Schrecken« der Via mala und weiter südwestwärts die Tödikette in voller Majestät, über Parpan die Bergünerklüfte und hinter Septimer und Julier der bündnerische Herrscher Bernina; das Alles im Zauber der Alpenluft, des Alpenlichts und des Alpengrüns. Vom Joche zwischen Rothhorn und Stätzerhorn herab zieht die Strasse in das öde, rauhe, von Berghängen eingefangene Thal der »Lenzer Haide« hinab, das rings nur magere Weiden und kärgliche Waldung darbietet, und im Winter von den wildesten Schneestürmen heimgesucht wird. Jenseits des finstern Vazer Sees breitet sich aber auf's behaglichste das ansehnliche romanische Dorf Lenz, einst eine bedeutsame strategische Stelle, auf aussichtsreicher Terrasse aus. Oestlich von Lenz gewährt ein Hügel bei Obervaz den wonnigsten Niederblick auf das Albulathal und den Heinzenberg.

An der Schlucht der Albula, auf dem Abhange des Dreibündeberges, hatten die Herren von Vaz drei Burgen: Nivailg, Castion und das eigentliche Wohnschloss der Freiherren; sie werden in einer Urkunde von 1160 zum erstenmal erwähnt, setzten sich aber schon frühe in der Zeit des Uebergangs der Grafschaften in erbliche Lehen in den Besitz eines grossen Theils des jetzigen Bündens, und wetteiferten mit den Klöstern in der Urbarmachung unkultivirter Thäler durch Ansiedler. Zuerst besetzten sie das unbewohnte Davos mit »Walseren«, deutschsprechenden Wallisern, da die Walliser Herren von Raron mit den Herren von Vaz verwandt waren, und verliehen die Landschaft denselben als ewiges Erblehen; 1277 stellte Freiherr Walter von Vaz für die Walser (homines theotunicos d. h. deutschredend), welche auch vom Schamserthal bis zum St. Bernhardin sich ansiedelten, einen Schirm- und Freiheitsbrief aus; sie konnten ihren Ammann, dem die niedere Rechtspflege zustand, selbst wählen, hatten aber dem Schirmherrn für Sold in den Fehden beizustehen. Als bei der Wiederbelebung des deutschen Reiches durch die Habsburger deren Hausmacht auch gegen Bünden hin sich zu vermehren strebte, stellten sich ihnen als mächtige Gegner die letzten Sprösslinge der Freiherren von Vaz, Johann und Donat entgegen. Beim Kampfe um die Kaiserkrone zwischen Friedrich von Oesterreich und Ludwig von Bayern traten der Bischof von Chur, die Grafen von Montfort und Werdenberg auf Oesterreichs Seite, die Freiherren von Vaz und ihre Vasallen ergriffen Ludwigs Partei, und auch die Waldstätte, Bern und Solothurn hielten zu ihnen. Die Eifersucht des Bischofs war um so grösser, als zuvor (1300) beim Zurückziehen der Vogtei an die Kirche den Herren von Vaz doch viele Besitzungen und Rechte überlassen werden mussten. Friedrichs Verzicht auf die Krone stillte den Streit daher nicht, die Bischöflichen verschanzten sich zu Sanfs in Oberengadin, Donat lagerte zu Davos und zog dann der Albula zu; als plötzlich die Bischöflichen über den Scalettapass in das Dischmathal hinabrückten, erkämpfte Lucas Guler, der die Hut der Davoser Landschaft besorgte, auf der »Kriegsmatte« einen glänzenden Sieg; noch lange nachher wurden dort Harnische und Waffenstücke gefunden. Auch Donat schlug bei Greifenstein, von 1500 Waldstättern unterstützt die Bischöflichen völlig auf's Haupt (1325), stürmte und plünderte in den bischöflichen Besitzungen, und schädigte die Güter der Geistlichkeit »systematisch«, so dass diese völlig verarmte. Aber schon 1333 starb Donat, noch auf dem Todbette den Trost der Kirche sich verbittend, mit den Worten: eine Beichte ohne Zerknirschung wäre Betrug.

Südöstlich von Lenz unweit des stattlichen, von schönen Wiesen und Bäumen umkränzten Dorfes Brienz erhebt sich die herrlichste Ruine Bündens, die malerischen und umfangreichen Trümmer des im Schwabenkriege zerstörten Schlosses Belfort, dessen Hauptgebäude noch jetzt in mehreren Geschossen majestätisch auf dem freien und schwer zugänglichen Felsvorsprung aufragt. Einst war es »der freien Walser und der von Donat von Vaz befreiten Landleute offenes Haus« zur Kriegszeit. Nahe bei Brienz führt ein Fusspfad nach dem als Ort des Bundesschwurs der drei Bünde gefeierten Hof Vazerol.

Tarasp.

Jenseits Lenz senkt sich die Strasse in weitgreifenden Windungen zum Albulaflusse nieder nach Tiefenkasten, dessen Name »tiefes Kastell« (ima castra) auf eine römische Niederlassung deutet; die Heerstrasse vom Septimer zog hier vorbei. Das acht Stunden lange Oberhalbstein-Thal, mit gletscherreichen Seitenthälern, bietet dem Naturfreund hohes Interesse, weil es wie in einem Bilderbuche die merkwürdige Umwandlung der vorherrschenden Schiefer durch die Serpentinbildungen vor Augen legt. Hochaufsteigend und in Dolomitfelsen eingesprengt, biegt die Strasse in die Gehänge ein, wo der Oberhalbsteiner Rhein sich sein enges Bett zwischen senkrechten Felzabstürzen tief unten in der schluchtigen Wildniss gegraben hat. Oberhalb dieses wildmalerischen Engpasses des »Steins« entfaltet eine breite Thalmulde wieder alle Fülle der heiteren Bergnatur, traute Dörflein bis hoch an die Hänge hinan, schön gelegene vereinzelte Gotteshäuser, pittoreske Ruinen, zuoberst rauhe Gebirgszacken, tiefer herab Weiden, Matten und Wald, und unten mit Liebe gepflegte Fruchtfelder; hier leuchten schon die wundervollen zerrissenen blauen Gletscher und die Schneespitze des Piz d'Err herüber und schwarze Serpentinwände erhöhen den blendenden Glanz. Drüben auf der freundlichen Terrasse liegen den Dörfern Conters, Schweiningen und Tinzen (Tinetio) gegenüber auf sonnigen lichten Höhen Salux und Reams, dieses mit altersgrauer Burg, einst Sitz der bischöflichen Vögte. Die Kirchen zu Salux und zu Stürvis, das über dem Schynpass auf der westlichen Abdachung des Höhenzugs sich lagert, zeigen noch jene spätgothischen kunstreichen Gewölbebauten in bester Erhaltung. Hoch zwischen den Felsenköpfen des kraterartigen Dolomitstocks der Toissa und dem höheren Piz Curvèr

glänzt die Wallfahrtskapelle von Citail. Bei Tinzen führt die Alp Err in jenes grossartige Thal, das durch den schönsten Gletscher Bündens geschlossen und von den herrlich gestalteten Riesen des Tinznerhorns und des Piz Aela bewacht wird. Hinter Tinzen drängt sich die Strasse durch eine steile Schlucht hinan, durch deren düstere Waldwände der Zufluss zum Rhein mühsam sich Bahn brach. Jetzt plötzlich dehnt sich die weite kreisrunde, wie durch Kunst geglättete Thalsohle von Roffna hin, ein ehemaliges Seebecken, und nochmals durch eine an malerischen Fels- und Waldpartien reiche Schlucht hindurch wird eine neue durch frischen Pflanzenwuchs und reichsprudelndes Wasser erquickende Mulde erreicht, wo das liebliche Dörflein Molins den Schutz an den Felsen sucht und der Fellerbach aus der Waldschlucht der Serpentin- und Schieferfelsen hervorbricht. Im Hintergrunde zur Linken schwingt aus wüsten zerklüfteten Felsthälern der Piz Platta, der prächtigste Alpenjüngling Oberhalbsteins, seine steilrechte Gestalt in schlanken reinen Formen empor, das glänzende weisse Käpplein auf dem Haupte. Alle Formen umher werden ernster und grösser, tief unten im dunkeln Absturz, wo die glänzenden schwarzen Serpentine, und die epidotreichen grünen Schiefer Jahrtausende lang vom Rheine immer tiefer durchschnitten wurden, stöhnt die Natur ihre Klagen. Aus hellem Lärchenwald schaut ernst und finster auf felsiger Anhöhe die Burgruine Splüdatsch und über einem ehemaligen Seebecken ragt bei dem Dorfe Marmels aus dunkler Felsengrotte die zerstörte Burg hervor, deren Raubritter einst die Septimerstrasse beunruhigten. Schon treten Feldbau und Baumwuchs zurück und jenseits der Gabbrotrümmer schmücken jetzt Alpenrosen, Gentianen und Primeln die Felsenvorsprünge. Mitten in einer grünen Alpenmatte lagert das italienische Stalla, zumeist von einer protestantischen Kolonie des Bergells gegründet, während die Bewohner des Oberhalbsteins, hochgewachsene kräftige Bergleute, romanisch reden und vorwiegend katholisch sind. Hier scheidet sich vom Saumpfade über den Septimer die Kunststrasse über den Julier, denn ostwärts thürmen sich die gletscherbekleideten Granit- und Kalkmassen der Julierkette empor, zu deren niederster Lücke die 1824—27 neuangelegte bequeme Postkutschenstrasse in zahlreichen Windungen längs der steilen Berghänge und übergeschobenen Thalstufen hinanzieht, und dort zwischen den Granitmauern des Piz Munteratsch und Pulaschin an den räthselhaften röthlichen Gneisssäulen des Julierpasses vorbeizieht. Am Rande des Thalabhangs erzählt schon die knorrige Arve, dass hier das merkwürdigste Hochthal der Schweiz, das vielgepriesene Engadin beginnt, das der Schweizerdichter Fröhlich also begrüsst:

Wo die reinsten Lüfte wehen
Wo die höchsten Alpen blühn
Rings im Thale niedersehen
Nahe Gletscher ab den Flühn,
Tag und Nacht die Wasser brausen
Zu dem fernen Meere hin,
Wo die Lärchenwälder sausen:
Sei gegrüsst mein Engadin!

Dieser Sturz der Gletscherbäche
Was ist also gross und kühn?
Deiner Seen Spiegelfläche,
Was ist so krystallen-grün?
Felsenwand und Schneegefilde,
Wald und Trift, verklärt im Inn,
Schönstes Bild von Ernst und Milde:
Sei gegrüsst mein Engadin!

Die Eigenthümlichkeiten dieses Zauberlandes sind durch die ausnahmsweise Höhe bedingt, die hier einem viele Stunden langen Thal, das durchschnittlich mit dem Rigikulm in gleicher Erhebung über dem Meer liegt, doch noch die Vorzüge einer zahlreichen Bevölkerung und reichen Kultur gönnt, in 28 Ortschaften gegen 12,000 wohlhabende

reformirte romanische Bewohner zählt in Dörfern, die mit manchen palastartigen, mit Balkonen und Freitreppen elegant ausgerüsteten Häusern geschmückt sind. Getreidefelder zeigen sich noch bis gegen 1700 Meter ü. M., während an einigen Orten grosse Gletscher fast bis zur Strasse ziehen, und über den Alpweiden überall die Schneewelt thront. Der

Schloss Reichenau bei Chur.

Inn durchströmt 18 Stunden lang dieses nur etwa eine halbe Stunde breite Hochthal, in welches fünfundzwanzig Seitenthäler münden und durchzieht die lieblichsten grünen Alpseen, umgeben von saftgrünen Wiesen, von Arven und Tannen. Schon der Name, denn das keltische »Eniat« bedeutet Wassergegend, bezeichnet es als Thal des Flusses und der schönen Seen. Sowie der Schnee geschmolzen ist, verliert das winterliche Hochland all seine Schrecken, und die Pflanzenwelt scheint ihr kürzeres Leben in Sonnenschein und Wärme durch rascheren Wuchs, grössere Mannichfaltigkeit und glühendere Farben werthvoller zu gestalten. Die Grenze des »ewigen Schnees« liegt hier viel höher, die Pflanzen erobern daher manche ihnen sonst unzugänglichen Gebiete; die Höhengrenze der zusammenhängenden Alpweiden zieht sich an Südhängen sogar bis zu 2850, an Nordhängen bis zu 2760 Meter hinan.

Das Engadin ist ein »Paradies der Botaniker«, sagte der um die Erforschung der rätischen Alpen hochverdiente Professor Theobald von Chur. Wegen der hohen Lage ist schon die Flora der Thalsohle eine vollkommen alpine, weiter aufwärts gelangt man mit leichter Mühe zu den Standorten solcher Pflanzen, welche man sonst nur durch mühsame Ersteigung sehr hoher Gipfel und oft nicht ohne Gefahr erreicht. Kryptogamen und Insekten kommen hier vor, die nur dem höchsten Norden eigenthümlich sind. Schon Ende März

Im Domleschgerthale.

strahlt die Frühlingsgentiane in ihrem dunkeln Blau; zwar ist die Schneeschmelze gegen Ende April von solcher Tragweite, dass selbst der Verkehr im Thale unterbrochen wird, aber schon Anfangs Mai hat sich das Thal des weissen Mantels völlig entschlagen und den Herolden der Anemonen, Crocus und Bergprimeln folgt rasch der Gewalthaufe des jugendfrischen Pflanzenheers. Der Landmann säet, die höhern Alpenwiesen werden zugänglich, das Roth der Alpenrosen glüht. Schon Ende Juli ist Heuernte und im September wird das Getreide eingethan. Alpenwiesen und Alpenweiden liefern herrlichsten Ertrag und der Viehstand ist trefflich gehalten. Berühmt sind die hohen Oasen bis zu 3000 Meter ü. M., in welchen der Rasen hart am Rande der Firne noch mit den rosenrothen Blüthen der Androsace helvetica, Polstern mit weissen Saxifragen, stahlblauen Köpfen von Phyteumen bekleidet ist, und hie und da auch blaue Gentianen ihre Häupter erheben. Fast alle Blumen entbehren hier der Stengel und betten sich dicht in die Blätter ein. — Die Bevölkerung ist eine sehr friedliche und Ruhe liebende, und die einst so kampfgerüsteten Streiter haben mehr die kräftige Konstitution hinterlassen als die Kriegsbereitschaft; das Unabhängigkeitsgefühl hat sich zum Streben nach unabhängiger Existenz ausgebildet, daher auch hier der stille Geschäftsmann vorwiegt, und selbst den zahlreichen Wanderungen in fremde Städte stets der Wunsch zu Grunde liegt, als ehrlicher vermöglicher Mann in seiner Heimat wieder zu leben. Daher lautet die Engadiner Lebensregel: Chi da vainch anns non ais, da trenta non so e da quaranta non ho, quel mè non sarò, mè non savarò, e mè non averò d. h.: Wer mit 20 Jahren noch nichts ist, mit 30 Jahren noch nichts weiss, mit 40 Jahren noch nichts hat,

der wird nie etwas sein, und wird nie etwas wissen, und nimmer etwas haben. Die vielen aus der Fremde Zurückgekehrten haben in manchen grossen Ortschaften das Leben fast zu einem städtischen umgewandelt; ihre romanische (»ladinische«) Sprache ist weicher und wohlgefälliger als die der andern Mundarten, ihr Aeusseres offenbart vorwiegend den romanischen Typus, dunkle lebhaft sprühende Augen, dunkles Haar, scharf ausgeprägte Physiognomie.

Der Wanderer, der vom Julierpasse herabzieht, tritt bei Silvaplana schon in die volle Pracht der Landschaft ein, denn jenseits winken die Hochgebirge und ganz nahe glänzen zur Rechten und zur Linken, durch den Stromfaden des Inn verbunden, wie vier Juwelen die Silvaplana-, Silser-, die Campfer- und St. Moritzer Seen, alle vier von der Natur wie mit Künstlerhand hingemalt, Gebirge und Gletscher spiegelnd, von Arven und Lärchen bewillkommt. Bis zur Seehöhe der Arven gedeihen hier Forellen und Trüschen noch vortrefflich. Jenseits des Inn ist unlängst eine Mineralquelle gefasst worden, so dass die Vorliebe für Silvaplana sich noch steigern wird. Im weiten Wiesengrund lagert das kältere Sils, das sich durch drei »Thalsperren« vor dem Bache geschützt hat, der aus dem höchsten ständig bewohnten Seitenthal des Engadins, der Val Fex (die letzte Häusergruppe Curtins hat 1967 Meter Seehöhe), als geschiebreicher Wildbach niederströmt. An beiden Seiten des Flusses schliesst sich Sils-Maria an, das in Gärten und an den Fenstern noch schöne Blumen pflegt und sogar ein Kirschbäumlein zu Ehren der Engadiner Vegetationswunder pflanzen liess.

Längs des Silser Sees zieht wieder eine schöne Kunststrasse zur Höhe von Maloja und hinab durch das naturherrliche Bergell zu den südlichen Geländen von Chiavenna, italienischer Vegetation, italienischem Typus und Leben entgegen. Am Maloja, auf jener Felsplatte, wo die Rundhöker von den alten Gletschern erzählen, bricht das Thal plötzlich in seiner ganzen Breite ab, und ein tiefer Abgrund liegt wie der Krater eines Vulkans vor Augen. In weiten Windungen senkt sich, von jähen Berghängen umzogen, die Strasse in die Tiefe hinab, zunächst in die noch rauhen Hochflächen von Pian Malogin und Folla, dann unten in das ebene kreisförmige Alpenthal Casaccia, wo die Septimerstrasse einmündet. Ueppig wuchern die Alpenrosen, ein Saumpfad spricht von den alten Zeiten, als der Murettogletscher zum Passe durch das Malencothal in's Veltlin diente. Rüfen und Wildbäche bedrohen Casaccia, aber schon reifen die Kirschen und vortrefflich gedeihen die Kartoffeln. Eine poetische Burgruine und das spätgothische Kirchlein des St. Gaudentius, der in Vicosoprano enthauptet, hieher noch den Kopf trug, widersprechen beinahe dem reformirten nüchternen Völklein im Thale, dessen Physiognomie, Lebhaftigkeit und Sprache zwar schon die Nähe Hesperiens offenbaren, das aber im ruhigen Souveränetätsgefühl, in der Klugheit und Vorsicht, im Treuhalten an alter Sitte, an rechtlichem Sinn und durch Sparsamkeit errungenen Wohlstand völlig den Charakter eines reformirten schweizerischen Bergvolks bewahrt. Bei dem hübschen Flecken Vicosoprano begrüssen Getreidefelder, Obstbäume und zierliche Gärten die mildere Sonne. Steilrechte in scharfe Spitzen zulaufende Gebirge begleiten stets zu beiden Seiten den Wanderer bis zur Niederung, in wildphantastischen Gestalten ragen die Granithörner des Albignagebirgs zur Linken über den Firnen empor, herrliche Genüsse dem kühnen, schwindelfreien Kletterer darbietend. Dort stürmt aus dem prachtvollen gebieterischen Albigna-

Thusis.

gletscher der Strom hervor, der im Grunde tannendunkler Abstürze durch seinen gewaltigen Fall die Schönheit des Landschaftsbildes vollendet. Die Poststrasse durchzieht die Ortschaften Borgonuovo und Stampa, wo die schiessschartenähnlichen Fenster der Steinhäuser immer noch die Wegweiser für das Klima bilden. Auf einem schönen Glimmerfelsen ragt die Ruine von Castelmur, zu welcher das jetzige breite Schloss und die Kirche von Coltura ein köstliches Contrastbild fügen. Der Waldwuchs ist hier noch überaus kräftig, Roth- und Weisstannen und Lärchen bilden die schönsten Schattirungen, überall wuchern die Haselnusssträucher, im untern Thale rücken die Erlen, Birken, Eichen, Linden und Ahorne dem Süden entgegen; ganz in der Höhe, wo die Tannenstämme nur schwer in's Thal zu schaffen wären, lassen die Gemeinden durch Lombarden das Holz zu Kohle brennen, deren Ausfuhr nicht unbedeutend ist. Plötzlich von den Bildern der Tannenwelt und der schroffen Engthäler weg, erblickt der Wanderer jenseits des Tunnels einen weitausgedehnten, selbst in Italien nur ausnahmsweise so bedeutenden, vollkräftigen Kastanienwald (Brenta), der von der italienischen Grenze hinanzieht und auch das Dörflein Protomagno, eine der reizendsten Stellen des rätischen Landes, beschattet. Hoch auf der Terrasse des rechten Ufers thront, noch 1088 Meter ü. M., das aussichtsreiche Dorf Soglio, der ehemalige Hauptsitz der Salis-Soglio. Bis dorthin trägt die Kastanie reife Früchte, und doch steht in einem Garten noch eine Arve mit Zirbelnüssen, und gegenüber auf dem Felsen von Bondo gedeiht die Alpenrose neben der Kastanie. Ein weiter grossartiger Blick öffnet sich auch in das gletschergeschlossene, waldreiche Bondascathal. Dort hausen noch Bären und in den steilen, kühngeformten Felsen des

Andeer (Sessame) an der Splügenstrasse.

Hintergrundes zahlreiche Gemsen. Castasegna, die Heimatstätte der jetzt so gesuchten italienischen Biene, und nicht minder süssen Klanges des Berliner Zuckerbäckers Spargnapani, schliesst hier Bergell und Bünden; üppiger Pflanzenwuchs, Buchsbäume von seltener Höhe, Feigen und Pfirsiche, reichfarbige Schmetterlinge und südliche Blumen verrathen die Nähe — Italiens. Der Bergeller aber ist mit vollem Herzen ganz Bündner, und ihm entstammt das schöne Lied auf Bünden:

Cognosciat tu quel paiset,
Guarnì da tantgi ornament
Ed abità cun gran rispet
Da tanta cera, brava gent?
Um al cognosc, quel paìs cer:
La Rezia l'è, c'um vol amèr!

Kennst du das theure kleine Land
Umgeben von dem reichsten Schmucke
Mit grosser Ehrfurcht rings bewohnt
Von so viel lieben guten Leuten?
Wir kennen wohl das liebe Land
Das Rätien ist's! wir wollen's lieben!

Von Silvaplana nordostwärts zieht die Engadinerstrasse nach dem sonnigen, durch Höhen, Wälder und See malerischen Campfèr; auch hier bildet der dritte jener Bergseen des Inns ein ernstes, prachtvolles, durch vorspringende Waldhügel verschönertes Thalbild, um welches man nur »den Rahmen legen zu müssen glaubt« für ein vollendetes Gemälde. Den reichsten Blick über das ganze glänzende Seegebiet gewährt die Höhe jenes Vorsprungs von Crestalta, wo jetzt eine Sommerwirthschaft den Wanderer zur wonnigen Schau einladet. — Sonnig und vom Thalwind unberührt lagert St. Moritz, das höchstgelegene grosse Dorf des Oberengadins, (1855 Meter) an der Berghalde auf Gneiss und Cesannaschiefer. Südwärts stehen das Curhaus und die Bäder mit den weltberühmten kohlensäurereichen Eisensäuerlingen auf ehemaligem Seegrund; die grosse alte Quelle, welche die Bäder speiste, entspringt aus Geschiebe, doch tiefer aus granitischem Boden, welcher hier an schiefrige Bildungen grenzt. Bei der 1853 erneuten Fassung der alten Quelle fand man nebst einem

St. Moritz.

Landes- u. S:
Bibliothek
Düsseldorf

Hirtenstab mit der Jahrzahl 1040, auch den mächtigen ausgehöhlten Lärchenstock, der die alte Fassung gebildet hatte, behielt diesen bei und erhöhte ihn mit Ziegeln und Cement bis zur Oberfläche. Eine zweite noch reichere Quelle fand man im alten Innbette wieder auf. Gegenwärtig drängen sich zu diesen kräftigsten aller Eisensäuerlinge in den Sommermonaten Gäste aller Stände und Nationen in so ausserordentlicher Menge, dass selbst im Dorfe oft die Räume fehlen; im eleganten Bade- und Kurhaus bewegt sich die fashionable Welt in all' ihren Gestaltungen. Im Sommer 1876 übernachteten während der Saison mehr als 20,000 Personen in diesem Bau, und als eines Tages die vor einem Gasthofe zu St. Moritz kreuzenden Fuhrwerke gezählt wurden, waren es 870. Die Natur ringsum erquickt durch ruhige Grösse und die mannigfachsten anheimelnden Bergidyllen; ein prachtvoller Bogen von Hochgebirgen rahmt das stille abgeschlossene Bild des an hügeliges Land sich lehnenden Sees ein, in rauschendem Sturze fällt der Inn jenseits der Schwellung über die Gneiswand hinab. Hinter dem Kurhause zieht sich am Fusse des Rosatsch ein dichter, dunkler Arven- und Tannenwald bis hoch hinan; ein Schlenderweg zur Acla (Maiensäss) am untern Ende des Sees führt in köstlichstem Schatten dem Ufer entlang, dann über die Hügel hin zum Innfall. Verminderter Luftdruck, vermehrtes Hautleben, geringerer Wasserdampfgehalt der Luft und das Licht der Höhen steigern das Wohlgefühl in diesem merkwürdigen Hochthale.

Bei Cresta und Celerina gedeiht noch die Gerste, zur Seite auf sonnigem Hügel umlagern Arven und Lärchen das romanische Kirchlein St. Johann. Die grosse Ortschaft Samaden hat völlig die Physiognomie eines Städtchens und den regsten Verkehr. Auf der Höhe gewährt die spätgothische Kapelle St. Peter einen malerischen Blick auf das vielgestaltige Thal. Am untern Dorfende verkündigt die schöne englische Kirche die Neuzeit, während die Stammhäuser noch ganz das Gepräge des echten praktischen Engadinerhauses tragen.

Dieses ist stets solid aus Stein aufgebaut, lang und schmal, meist ohne Symmetrie, oft mit Balkonen, Vortreppen und eisernen Gittern geschmückt, vorn mit hohem weitem Thoreingange; die Hausflur führt zur geräumigen von Halbmondfenstern durchbrochenen Tenne, die zum Heumagazin dient; wo die Häuser an Böschungen anlehnen, sind unter dem Heustocke die Viehställe halbkellerartig angelegt. Der Engadiner ist seinem Vieh leidenschaftlich zugethan, so dass ihm die Aufzucht seiner Rinder fast zur Gemüthssache wurde; die Stallungen sind daher sehr reinlich eingerichtet, der Boden sauber und mit feinem Sand überstreut, Tisch, Ruhebank und Bücher fehlen selten. Leonhardi erzählt, dass ein deutscher Gelehrter hier einen ehemaligen Professor fand, der im griechischen Homer lesend, Dünger auf's Feld führte. Die Fenster der Wohnungen sind oft schiessschartenartig klein, die Wände der Wohnstube meist mit Arvenholz getäfelt und zuweilen mit Holzschnitzereien verziert. Zwischen dem grossen länglich viereckigen Familienofen und der Decke ist ein Raum für Wäsche und Boudoir, und durch eine Oeffnung der Decke geleitet eine Stiege zum Schlafgemache. Gepolsterte Ofenbank und ein verzierter Familien-Wandschrank fehlen nie.

Samaden beherrscht die weite grüne Fläche gerade da, wo das Berninathal einer Kunststrasse den Zutritt zu den Wundern der Bergwelt gestattete. Dort liegt als beliebtester Mittelpunkt der Bergtouren das Dorf Pontresina, von grünen Matten voll der kräftigsten Alpenkräuter und bis weit hinan von Lärchen und Arven umzogen. Der nahe Berninastock übertrifft an kühn aufstrebender Grösse der Formen und an Pracht der Gletschermassen alle Bündner Berge; die riesige granitische Erhebung steht mit der Kette am linken Ufer des Inns in Verbindung und bildet so mit jener eine doppelte krystallinische Mauer, zwischen welcher die geschichtete Thalmulde Oberengadins bis zu 1800 Meter ü. M. gehoben wurde.

Ganz aus massigem Gestein gebildet ragen Piz Bernina, Roseg, Morteratsch, Tschierva Zupo, Surlei, Crestagüza und Palü als mühsame aber herrlich lohnende Bergkletterziele auf, denn das Erklettern der steilen, schroffen Gletscherwände, das Ueberschreiten der Guffertrümmer und der Eiskanäle der Gletscherbäche, das Hinarbeiten über die Hänge und Gräte, die zuweilen nur rittlings am Seile zu bewältigen sind, bedürfen körperlicher und geistiger Kraft ungewöhnlicher Art. — Leicht zugänglich sind die Gletscher Roseg und Morteratsch, und die hohe Spitze des Piz Languard. Schon von Pontresina leuchtet der Roseggletscher in gewaltigster Ausdehnung entgegen, oft vom Lichte blutroth übergossen, und weisse Zacken ragen über ihm auf; steil zieht sich die Eiswand von der Thalsohle hinan und weit wölbt sich das gewaltige Thor, das die blaue Eisburg eröffnet, aus welchem der Gletscherbach hervorströmt, mächtige Moränen ziehen bis zu ihrem Muttergestein hinan. Mitten in der Eiswelt umschliessen die Gletscher einen saftiggrünen Rasenplatz auf einer an seltenen Alpenpflanzen reichen Felseninsel (Aglioils), wohin die Bergamasker-schäfer noch ihre grossen langohrigen Schafe über den Gletscher treiben. — An den 9000 M. langen Morteratschgletscher führt die Kunststrasse ganz nahe hin. Im prachtvollen Bogen rauschen dort die Berninafälle über die grünlichen Syenit-Felsen nieder, von Regenbogenfarben durchzogen; selbst die Felsen färben sich wunderbar; braune Blöcke zertheilen die Wässer, dunkle Bäume und helle Sträucher umrahmen das Bild. Auch hier öffnet sich die jähe Eiswand mit einem prächtigen Gewölbe, aus welchem rauschend der wasserreiche Bergstrom hervorstürzt. Ein leidlicher Pfad geleitet hinan, aber hüte dich, Wanderer! Ein Berggeist hält Wache am Gletscherthor, und wenn der Neuling unvorsichtig sich naht, schleudert er ihm in gewaltigen Bogensprüngen Moränentrümmer entgegen.

Cupa aus Schleins im Oberengadin.

Die Touristenwelt kennt die Schrecken und Schönheiten der höhern Eiswelt dieses Gletschers durch die Schilderungen und Bilder des Malers Georgy, der hier 1856 im Hôtel Granitblock à la Murmelthier logirte. — Der Piz Languard, von der Berninagruppe abgegliedert, vereinigt einen nicht schwierigen Weg mit einem der entzückendsten bündnerischen Panoramen, und wurde desshalb zum Lieblingsziel aller Verehrer des Landes. An dem Kegel hinan, der aus Gneis mit eingelagerten Bänken von Glimmerschiefer besteht, zieht sich nun ein Kunstweg in zahlreichen Windungen empor. Die Aussicht ist kein anmuthiges Rigigemälde, sondern wild und grossartig in der Nähe, von höchster Erhabenheit in der Schau über alle Gebirge und Gletscher, am schönsten auf das nahe in furchtbarster Majestät aufsteigende Berninagebirge; zur Rechten des Piz Surlei tritt in weiter Ferne der Monte Rosa vor, neben dem breiten Julier das Finsteraarhorn, hinter der Kette des Piz Ot die Tödigruppe und neben Piz Albula der Säntis, den Schluss bilden ganz nahe die wilde Rhätikonkette und die Silvrettagruppe.

Ueber den Berninapass zieht die Poststrasse am Hospizgasthof mit seinen ernsten Gebirgsbildern und an schönen Hochthälern vorbei zur lieblichen Thalfläche von Poschiavo (Puschlav) nieder, wo italienische Sprache und Landschaft beginnen und einer der grössten Alpenseen, von Dörfern umzogen, mit wundervollem, tiefaugigem Spiegel zwischen den hohen Felsenufern ruht, an die sich in überaus reizender Lage das Dorf Le Prese und das grosse Kurhaus mit reicher Schwefelquelle lehnt. In den Alpweiden und Maiensässen sind überall Privatgüter zerstreut; in den Gemeindealpen sennt jeder Hirt in seinem Revier für sich allein; manche grosse Striche sind gegen hohen Zins an die Bergamasker Schäfer verpachtet. — Von Samaden zieht die Engadinerstrasse durch das städtische Zuz, wo Roggen, Gerste und

Serneus im Prättigau.

Gemüse vortrefflich gedeihen; bei »Puntauta« (hohe Brücke) beginnt das Unterengadin, wo die Dolomit-Gebirgskette auf der rechten Seite des Inn so nahe an den Fluss tritt, dass kaum Raum für menschliche Wohnung bleibt, und nur die breite Terrasse der linken Thalseite von reichen Fruchtfeldern umgebene grosse Dörfer trägt. Die Gebirge sind zerklüfteter, die Wälder dichter, hinter Zernetz zur Heimat von Bären wohlgeeignet; die Sänger in den Forsten feiern meist nur im Frühling und Herbst ihre lauten Feste. Zernetz, 1872 abgebrannt, ist jetzt eines der ansehnlichsten Dörfer mit breiten Hauptgassen und grossen öffentlichen Plätzen. Hier steht das feste Schloss Wildenberg, Sitz jener Familie Planta, welche sich im XVII. Jahrhundert an die Spitze der österreichisch-spanischen Partei in Bünden stellte, die nach leidenschaftlichen blutigen Kämpfen durch ihren grössten Gegner, Georg Jenatsch, zu einem vaterländischen Ziele gelangte. — Ostwärts führt ein befahrener Pass nach dem rauhen Münsterthal, wo die Obstzucht noch an die Kirsche gebunden ist. Die romanische Stiftskirche zu Münster behielt ihre halbrunden Apsiden und Blendbogen, wurde aber im Innern zur dreischiffigen Hallenkirche im zierlichsten spätgothischen Styl verwandelt. Am Ramflusse ward im Schwabenkrieg 1499 jener grosse Sieg »in der Calven«, wo die Bündner die an den Ufern des Flusses errichtete Verschanzung erstürmten, während eine kleinere Schaar über die Höhe des fast unzugänglichen Schlingenbergs die Kaiserlichen umging, mit kühnster Aufopferung erfochten, wobei der Anführer des Gotteshausbundes, Benedikt Fontana aus Oberhalbstein, sterbend rief: »Fraischiamaing, meis matts, cun mai

ais pars uen huom da far, quai brichia guardat« (»frisch, Kameraden, ich bin nur Ein Mann, auf den schaut nicht!«)

Das stattliche, aber schattige Süss gewann früh den Vorzug, die Produkte des Südens, Wein, Reis und Getreide über den Fluelapass nach Davos und in's Prättigau zu führen.

Süss ist Geburtsort des Vaters der rätischen Geschichte und Reformators Campell. Nach einer öffentlichen Disputation zu Ilanz 1526, an welcher der Reformator Komander, Messpriester in Chur, gegen die römischen Dogmen und Gebräuche 18 gedruckte Thesen unterbreitete, hatte sich der Bundestag für Glaubensfreiheit erklärt und 20 Artikel an die Räthe und Gemeinden gerichtet, welche den politischen Einfluss des Bischofs herabsetzten, jeder Gemeinde die Selbstwahl der Pfarrer zutheilte, den Klöstern die Novizenaufnahme untersagte und zu geistlichen Stellen nur Bündner zuliess. Der erbitterte Bischof schlug seine Residenz im Schlosse Fürstenburg bei Mals auf, aber seine Verbindung mit dem mächtigen Medici am Comersee, dessen Bruder (später Papst) durch den Abt des Luciusstiftes Schlegel heimlich bei einer Hochzeitsgelegenheit nach Chur kommen sollte, um das Bisthum zu ergreifen, nöthigte ihn, weil der Verrath entdeckt wurde, zur Flucht, und kostete dem Abt das Haupt. Komander, Blasius und Gallicius wirkten nun rüstig für die Reformation. Die Parteien standen sich auf's leidenschaftlichste gegenüber. Auch Campell wurde in die Wirren hineingezogen, ja wegen einer Nothtaufe, die sein Grossvater statt einer berechtigten Hebamme vollzog, kam es zum Bürgerstreite. Ein öffentliches Religionsgespräch in Süss überband den Geistlichen allein das Taufen, betonte aber nochmals, es könne jeder frei und ungehindert das glauben, was er vor Gott zu verantworten sich getraue. Das Engadin blieb der Reformation auf's wärmste treu.

In sonniger Gebirgsbucht liegt das 1869 neu aufgebaute Lavin, hinter welchem der mächtige Piz Linard aufragt, wo Oswald Heer noch bei 8100 Fuss ü. M. 33 Arten von Blüthenpflanzen verzeichnete, und vom Gemsblümchen bis zum Gipfel (3436 Meter) hinan begleitet wurde; von Thieren fand er dort nur eine Spinnenart, welche unter den Steinen sich angesiedelt hatte. Piz Linard ist die höchste Pyramide der Silvrettagruppe, aus welcher eine Reihe prächtiger Hörner und Schroffen über dem hohen mit Eis und Schneemassen belasteten Grunde aufsteigen. Jenseits Lavin breitet sich oben Guarda mit seinen patriarchalischen Häusern aus. Dem Luftkurort Fettan gegenüber ragen über wildzerissenen Dolomitwänden eine Reihe von Hörnern, vor allen die gewaltige Pyramide des Piz Pisoc auf. Tief unterhalb der Firne umziehen Wälder die Hänge und unten krönt den hohen Schieferfelsen das romantische einst österreichische Schloss Tarasp. Gegenüber liegt ein grosses mit allem Comfort ausgestattetes Kurhaus, das europäischen Ruf geniesst, denn Tarasp ist »eine der reichsten Apotheken der Natur.« Aus den schwarzen Schiefern des Thales quillen Eisensäuerlinge, Natronsäuerlinge und Schwefelquellen in Fülle, ja in gerader Linie von einer Stunde zählt man zwanzig Heilquellen! Die berühmtesten sind die zwei kochsalzreichen Natronsäuerlinge St. Lucius und Emerita, denen zu Ehren nun auch eine prächtige Trinkhalle erbaut wurde. An einigen Stellen bricht freie Kohlensäure aus dem Boden und bildet Mofetten. — Ueber das wohlhabende Sins und die letzte Thalstufe von Remüns zieht die Engadinerstrasse bei Martinsbruck dem österreichischen Finstermünz zu.

Wie über den Julierpass, so zieht westwärts eine Kunststrasse über den Splügen. Das Verdienst, diese Pässe dem Handelsverkehr zugänglich gemacht zu haben, gebührt den Römern.

Der Nordabhang der rätischen Alpen war einst von Kelten (Galliern) eingenommen; die Annahme, dass die Etrusker die Ahnen der Bündner seien, findet in den bis jetzt erforschten Schädelformen keinen Halt. Die Rätier waren wegen ihrer wilden Raubzüge gefürchtet; sie überfielen auch Römer und römische Bundesgenossen, die durch ihr Land reisen wollten, und tödteten Alles, was unter den Gefangenen männlich war,

Eine Gletscherwanderung über den Silvretta-Pass.

wie Dio Cassius berichtet. 15 v. Chr. gelang es den zwei Stiefsöhnen des Kaisers Augustus in einem kurzen, blutigen Feldzuge, die in viele Völkerschaften getheilten Rätier nach verzweifeltem Widerstande zu unterwerfen. Die Römer richteten nun die Provinz Rätien, die vom Adula bis zur Donau und von der Linth und Thur bis zum Inn reichte, in römisch-militärischem Sinne ein. Für die Truppen und für den Handelsverkehr liessen sie Alpenstrassen über die rätischen Pässe ziehen, freilich zum Theil noch so schmal, dass der zeitgenössische Strabo sagt, Fussgänger und des Weges ungewohnte Lastthiere seien vom Schwindel ergriffen worden, und die ungeheuren Eisschichten haben zuweilen ganze Reisegesellschaften mit sich fortgerissen. Die Heerstrasse über den Splügen deutet schon eine alte römische Militärkarte an; Septimer und Julier waren begangene Militärpässe und von der römischen Fahrstrasse finden sich jetzt noch wohlerhaltene Stücke. Chur (Curia) hielt die Gebirgsvölker im Zaume und bildete den Mittelpunkt der Verwaltung.

Von der schönen Reichenau, wo der Vorderrhein als grünlich klares Gletscherwasser über eine Felsenschwelle herbeifliesst und der trübe Hinterrhein in weiten Bogen wuchtig mit ihm zusammenströmt, führt die Strasse durch Bonaduz, wo auf waldbekränztem Hügel die Georgskapelle mit einem grossen Cyclus von naiven Wandgemälden aus dem XIV. Jahrhundert geschmückt ist, dann am Schlosse Räzüns vorbei, das vom Hinterrhein umspült, kühn auf dem Schieferfelsen thront, an den ältesten Bund des Thales zwischen Herren und Gemeinden erinnernd, in das überaus anmuthige Domletschgerthal. Die zahlreichen Burgen und blühenden Ortschaften gegenüber dem sanftgeneigten idyllischen Heinzenberg besingt das heinzenbergische Landmädchen Nina Camenisch:

Es lächeln deine sonnenhellen Weiden,
Der Quellen klares Auge winkt so hold,
In Waldesgrün sich Bergbach, Schluchten kleiden
Und nah an ihnen rauscht der Aecker Gold.

Sanft hin dich lehnend, freundlich doch erhaben
Scheint deine einfach sinnige Natur
Am schönen Gegenüber sich zu laben
An seiner burgbesäten reichen Flur.

Die Burgen Juvalta, Ortenstein, Paspels und Canova bilden jede für sich die reizendsten Landschaftsbilder, aber ein ernstes düsteres Geschichtsbild wirft mitten in sie hinein

das stolze, noch bewohnte Schloss Rietberg, wo 1620, als sich schon die Parteileidenschaft, welche die Theilnahme Bündens am 30jährigen Krieg verschuldete und namenloses Elend in's Land brachte, zu blutigen Gewaltthätigkeiten hatte hinreissen lassen.

In »alt fry Rätien«, drei Bünden von 26 fast selbstständigen Republiken, mit besondern Wahlarten, Steuererhebungen, Güterreglementen und örtlichen Rechten, hatte jeder Bund seine besondere Versammlung, eigenes Siegel, Archiv und Bundesbanner, doch fassten die Bünde ihre allgemeinen Beschlüsse nach der Mehrzahl der sämmtlichen Gemeinden. Eine Anzahl vornehmer Geschlechter vermochte sich allmählig der ansehnlichsten Aemter zu bemächtigen und die Parteien standen sich eifersüchtig gegenüber; die Glaubenstrennung hatte die Zerrissenheit gemehrt, zumal nun die »Prädikanten« zu einer bedeutenden enggeschlossenen politischen Partei erwuchsen, welche die Bevölkerung bevormundete, denn jener grosse Kampf, welchen Oesterreich, der Papst und Spanien gegen Frankreich und Venedig führten, trennte Bünden in zwei grosse Heerlager, deren leidenschaftliche Befehdungen hier zeitweilig den Charakter eines Familienstreites erhielten, da die Häupter der Planta zur österreichisch-päpstlich-spanischen Partei, die Häupter der Salis zur französisch-venetianischen gehörten. In den Mailänderkriegen hatten die Bündner bei ihrem Anschluss an die eidgenössischen Heerhaufen, welche 1512 auf dem Feldzuge zur Wiedereinsetzung des Hauses Sforza in Mailand Bünden durchschritten, die Landschaften Bormio, Veltlin und Chiavenna sich unterthan gemacht und in diesen Unterthanenlanden dann einen Landeshauptmann, einen Vikar (Rechtskonsulenten) und in jeden Bezirk einen Podestà (Ammann) eingesetzt. Zugleich hatten damit die Bündner die Macht erlangt, das spanisch-katholische Mailand in Kriegszeiten an einer direkten Vereinigung mit dem katholischen Oesterreich, an welches zugleich das kaiserliche Reich geknüpft war, zu hindern. So erhielten die Bündner Pässe auch für Frankreich hohen Werth, als es sich darum handelte jene Mächte auseinander zu halten. Aber die Vogteien trugen das Joch der Bündner ungern, zumal in diesen Kriegszeiten Habsucht, Aemtererschleichung und Bestechlichkeit die klingenden Argumente bevorzugten, und Veltlin, wo die streng katholische Partei vorwog und Spanien, das sich dauernd zwischen Frankreich und Deutschland hineinschieben wollte, dieselbe durch Kapuziner und Jesuiten fanatisirte, dem vorwiegend reformirten Bünden abgeneigt war. Volkserhebungen und »Strafgerichte« in Bünden wechselten bei beiden Parteien; die Erneuerung des 1613 erloschenen Bündnisses mit Venedig steigerte die Spannung auf's höchste, und die Prädikanten, von Zürich und Bern unterstützt, wirkten auf's leidenschaftlichste für dasselbe. Als der Bundestag der spanischen Partei beitrat, fand Rudolf von Planta den Augenblick für geeignet durch Strafgerichte und als übermüthiger Herrscher die Gegenpartei zu züchtigen. Der Zeitgenosse Ulysses von Salis schildert ihn als gewaltthätig, stolz und unverträglich, vom Volke gefürchtet und wegen Knauserei verhasst. Da er den Prädikanten mit Missachtung begegnete (er wurde 1523 katholisch) und diese sein Ziel durchschauten, so suchten sie eifrig ihn durch Beweise des Vaterlandsverrathes zu verderben. An der Synode zu Bergün wurde eine aufgefangene Korrespondenz Rudolfs und seines Bruders Pompejus von Planta, der auf Rietberg sass, vorgelegt, welche die verrätherische Verbindung mit den spanischen Agenten darlegte. Bald brach im Unterengadin, dem vulkanischen Urheerd der Volksbewegung, der Aufstand gegen die Planta und die spanische Partei offen aus. An die Spitze desselben traten die drei Prädikanten Georg Jenatsch, Blasius Alexander und Bonaventura Tutsch; 1300 Mann rückten vor Zernetz, wo sich Rudolf von Planta in seinem Thurm Wildenberg verschanzt hatte; 400 Obtasner, die ihn schützen sollten, riethen ihm der Uebermacht zu weichen, und er entfloh in den Vinstgau, das Schloss wurde geplündert. Nun stellten die in Thusis sich versammelnden aufständischen Gemeinden ein furchtbares Strafgericht auf, dazu, wie die Rechtfertigungsschrift sagt »jeder Pundt 22 Rechtsprecher, 9 aufseher, 2 kleger, 1 schreiber und 2 weibel« bestellte, und »dieweil man gesehen, dass bisshar das volck durch die authoritet der Geistlichen in besserer Ordnung gehalten worden, hat man auch wöllen, dass 9 derselbigen diesem geschafft ausserhalb der urthlen beiwonen söllen.« Der Geschichtschreiber Juvalta, der selbst vorbeschieden war, bemerkt: Die Anklagepunkte waren von den Geistlichen bereits schriftlich verfasst, wurden dann den Staatsanwälten und Richtern vorgelegt, die Geistlichen verhörten die Zeugen, schrieben die Aussagen nieder, wirkten bei der Fällung des Urtheils mit, und wenn etwas ohne ihren Befehl vorgenommen wurde, erklärten sie es für nichtig. Der Bergeller Baptist von Provost, genannt Zambra, ein 74jähriger gichtischer Greis, wurde der Tortur unterworfen und hingerichtet, der sehr gelehrte und beliebte Nicolaus Rusca, Erzpriester von Sondrio, wurde dreimal am Seil aufgezogen, »hat aber nichts bekennen wollen«, des andern Tags wieder gebunden und am Seil aufgezogen, hat er sich »ganz kraftlos« erzeigt, ist »angantz herabgelassen« worden, worauf er sogleich verschied. Der Bischof von Chur wurde seines Amts entsetzt, und falls er im Lande ergriffen würde, dem Schwert übergeben. Die flüchtigen Planta wurden »ewig aus Bünden bandirt, dem vogel in der Luft erlaubt, auff ihre person lebendig 1000 kronen, auf ihr haupt 500 Kronen gesetzt; so einer lebendig ergriffen, sollen ihm ohne procedieren durch den Scharfrichter die vier glider abgestossen und an der Landstrasse aufgesteckt werden!

Im Poschiavothal.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Am Davoser See.

Fünf Monate regierte dieses Schreckenstribunal. Die Verbannten, Geflüchteten und Gebüssten schworen Rache, von den katholischen Höfen begünstigt; den Veltlinern versprach man Freiheit und es bildete sich eine grosse Verschwörung, die ihre Berather auch in Rom und Paris hatte; ein wohlverbreiteter grauenhafter Triumph des confessionellen Fanatismus, »der Veltlinermord« war die entsetzliche Antwort auf das Strafgericht von Thusis. Ueber 500 Reformirte wurden in Tirano, Villa, Teglio und Sondrio niedergestossen und der Abfall Veltlins und Bormios von Bünden eingeleitet. Für Spanien stand nun die Strasse offen. Die reformirten Bündner wollten den Veltlinermord rächen und unterstützt von Bern und Zürich die Vogteien wieder gewinnen. Aber Söldner aus der Urschweiz drangen in den Obern Bund ein, verstärkten sich dort durch die Katholiken, besetzten den Splügen und reichten den Oesterreichern im Vorarlberg die Hand. Die spanische Diktatur herrschte jetzt auch am Hinterrhein und in Domleschg. Aber in Grüsch im Zehngerichtbund hatten die Häupter der französisch-venetianischen Partei als »Gesellschaft der Gutherzigen« sich zusammengethan, geleitet von Georg Jenatsch, der 1620 zum Kriegerstand übergetreten war. Jenatsch, der Sohn einer Zeit, die »den Frieden kaum mehr dem Namen nach kannte und während des 30jährigen Krieges seltsame Charakter wie Wallenstein hervorrief, kann der bündnerische Wallenstein genannt werden, doch durchglühte ihn als Bündner ebenso mächtig die Liebe zum Vaterland, als das Streben durch innere Kraft und Geschick sich selbst eine glänzende Stellung zu bereiten. Er war schnell entschlossen, erfinderischen Geistes, herrisch und schlau, in der stürmischen Zeit des furchtbarsten Parteihasses die Seele aller Bewegungen, in der Kriegführung ein Genie, für Menschenleben wenig besorgt, in kühner Ausführung keinem nachstehend. Als die »Gutherzigen« in Grüsch durch Kundschafter inne wurden, dass die spanische Partei nach dem Anschlage des Pompejus Planta damit umgehe, sie zu überfallen, zu tödten und Grüsch zu verbrennen, mahnte Jenatsch ihre Widersacher nicht erst zu warten. Eine Schaar Entschlossener versah sich mit guten Pferden, und brach bei Nacht auf mit »Seitenweeren, Scheitachsen (Holzäxten), Isenschlegeln, Buxen (Flinten) und andern Instrumenten«, und zog vor das Schloss Rietberg. Es war 6 Uhr Morgens, der Reitknecht Planta's, der eben die Pferde tränkte, da sein Herr nach Ilanz reiten wollte, öffnete das Thor. Als sie zur Schlafkammer Planta's kamen, hieben sie dieselbe mit Aexten auf; Pompejus stand im Hemd vor ihnen, das Schlachtschwert in der Hand, und rief: »Was hab ich euch gethan, dass ihr mich mit Gewalt überfallt?« Da antwortete einer: »Du hast das Vaterland verrathen und ihm Jammer und Noth gebracht; das ist nun dein

Airolo.

Lohn«. Mit einer Axt schlugen sie ihn zu Boden, und hieben danach eine Axt so mächtig durch seinen Leib, dass sie im Fussboden stecken blieb. Der Knecht läutete Sturm und die Landleute eilten herbei; die Mörder aber begaben sich ruhig auf den Heimweg, und niemand wagte ihnen in den Weg zu treten. Durch ihre Anhänger liessen sie dann noch fünf einflussreiche Parteigenossen der Planta niederstossen. Mit tausend Mann zerstreute Jenatsch die feindlichen Oberländer, und verstärkt vertrieb er auch die Truppen der V Orte aus dem Lande. Ein Ueberfall Bormio's aber missglückte. Der Kaiser, durch diese Versuche der Bündner, ihr Unterthanenland wieder zu erobern, gereizt, sprach plötzlich, gestützt auf vereinzelte Rechte, die Landeshoheit über das Unterengadin, das Münsterthal und den grössten Theil des Zehngerichts an, und als Bünden diesen Eingriff zurückwies, erklärte er ihm den Krieg. Von Montafun heran in das Prättigau, den Inn heran, durch das Scarlthal, über den Ofenpass, vom Comersee her geschahen die Angriffe. Zuletzt erzwang sich Oberst Baldiron den Eingang in's Engadin, und besetzte nach heldenmüthigem Widerstand das ganze Thal. Oberst Biron nahm das Prättigau, die Hauptstadt Chur wurde ein kaiserlicher Waffenplatz. Die Patrioten und Prädikanten wurden vertrieben, fanden aber Zuflucht bei Zürich. Durch dieses ermuthigt wagten die kühnen Prättigauer eine heldenmüthige Erhebung. Die in Klosters einquartirte Besatzung merkte die Bewegung und zog sich in das Schloss Castels zurück, musste aber kapituliren. Die Mannschaft zu Schiers sollte die Einwohner am Palmsonntag (1622) zur Anhörung der Messe zwingen, wurde aber plötzlich mit der Wuth der Verzweiflung angegriffen und meist mit eisenbeschlagenen Keulen erschlagen, wobei selbst die Weiber halfen. Unter der Oberleitung von Rudolf von Salis ward die Befreiung vollendet und Baldiron gezwungen sich in's Münsterthal zurückzuziehen. Aber ein zweiter verstärkter Angriff der Oesterreicher brach jeden Widerstand; in der Schlacht bei Saas unterlagen die Bündner und Schweizer im heldenmüthigsten Kampfe gegen eine sechsfache Uebermacht. Jetzt nahte Frankreich, an dessen Spitze Cardinal Richelieu stand, als Retter, denn er konnte die für Venedig und Savoyen bedrohliche Befestigung der österreichisch-spanischen Macht in den rätischen Alpenpässen nicht dulden. Ein Feldzug in's Veltlin mit vereinten Kräften endigte 1624 mit der Wiedereinnahme der italienischen Vogteien. Als 1628 Oesterreich abermals zur Obmacht gelangte, schickte der Cardinal 1632 den hochherzigen Hugenottenführer, Herzog von Rohan, nach Graubünden, wo der Bundestag ihn als General über die in französischem Solde stehenden Bündner bestätigte. Der Hugenot war die passendste Wahl für die Leitung eines Volkes, dessen tüchtigste Kräfte für das reformirte Bekenntniss und für die Unabhängigkeit gleichzeitig stritten.

In vier glänzenden Treffen, an denen Bündner, Schweizer und Franzosen Theil nahmen, siegte Rohan (1635) durch die Kühnheit seiner Angriffe, das stete Zusammenhalten der Streitkräfte im Augenblick der Gefahr und den Muth seiner Truppen. Jeder seiner vier Siege zeigte seine Feldherrngrösse in Ueberwindung neuer Schwierigkeiten; Zeitgenossen nannten den Sieg im Livinenthal den kühnsten, bei Mazzo den vortheilhaftesten, in Val Fraele den durchdachtesten, bei Morbegno den ruhmvollsten. Aber Frankreich gab weder die eroberten Vogteien an Bünden zurück, noch bezahlte es die Schuldrückstände an die Truppen. Da that sich die franzosengegnerische Partei zu einer Verschwörung zusammen, und Oberst Jenatsch, jetzt aus Patriotismus Führer seiner früheren Gegenpartei, wusste als innigster Vertrauter des edlen Rohan nun Frankreich zu täuschen, wie Frankreich Rohan täuschte. Jenatsch war sogar Katholik geworden, um Spanien und Oesterreich leichter als Bundesgenossen zur Befreiung Bündens zu erhalten. Ihm schlossen sich 1637 aus allen drei Bünden 31 Männer an und beschworen den »Kettenbrief« zu gemeinsamem Vorgehen gegen die Franzosen auf Leben und Tod. Ein plötzlicher Angriff auf die Franzosen mit der Einschliessung Rohans in der Rheinschanze nöthigte sie nach wenigen Wochen, freien Abzug zu verlangen. Rohan erhielt ein glänzendes Ehrengeleite. Bünden erhielt den »ewigen Frieden« mit Spanien und die Vogteien, in denen aber der reformirte Gottesdienst ausgeschlossen blieb.

Calcacciafall.

Jenatsch fiel 1639 an einem Feste in Chur als Opfer der Blutrache. Der zeitgenössische Bündner Geschichtschreiber Sprecher von Bernegg erzählt: am 24. Januar sassen die Obersten Jenatsch, Guler und Travers mit den Oberstlieutenants Tscharner und Ambrosius Planta im Hause des Pastetenbäckers Lorenz Fausch zechend beisammen; sie hatten Fiedler und Spielleute zugezogen. Gegen 10 Uhr kamen etwa zwanzig Personen von Haldenstein her, die meisten maskirt. Zwei Masken näherten sich Jenatsch, der schon aufgestanden war. Die eine ergriff seine Hand, es war der Sohn des ermordeten Pompejus Planta. Als Jenatsch den Gruss erwiederte, als wollte er eine Damenhand zum Reigen aufführen, erhielt er einen Pistolenschuss in die Wange, dass Blut hinabfloss. Während er zur Abwehr einen Kerzenstock ergriff, hieb ihn eine Maske mit umgekehrter Axt in den Nacken, so dass er zu Boden stürzte; sechs Axthiebe der Andern und der Fausthammer Planta's vollendeten die Schlächterei. Anwesend waren auch der Freiherr von Haldenstein, den Jenatsch persönlich beleidigt hatte und Hauptmann Karl Salis mit zwei Neffen. Die Lichter wurden ausgelöscht, die Mörder nahmen Jenatsch's Hut und Schwert, mit welchem er den Oberst Ruinello, der ihn bei einem Gelage übermüthig herausgefordert, erstochen hatte. Es wird von Manchen behauptet, dass an der Spitze der Masken Katharina von Planta, Tochter des Pompejus, sich befunden habe, und dass die Axt, welche Jenatsch todt schlug, die nämliche gewesen sei, welche im Fussboden zu Rietberg gesteckt habe. Schon einmal, zu Fideris, soll Jenatsch kaum der weiblichen Blutrache für Ruinello's Tod entgangen sein. Auf-

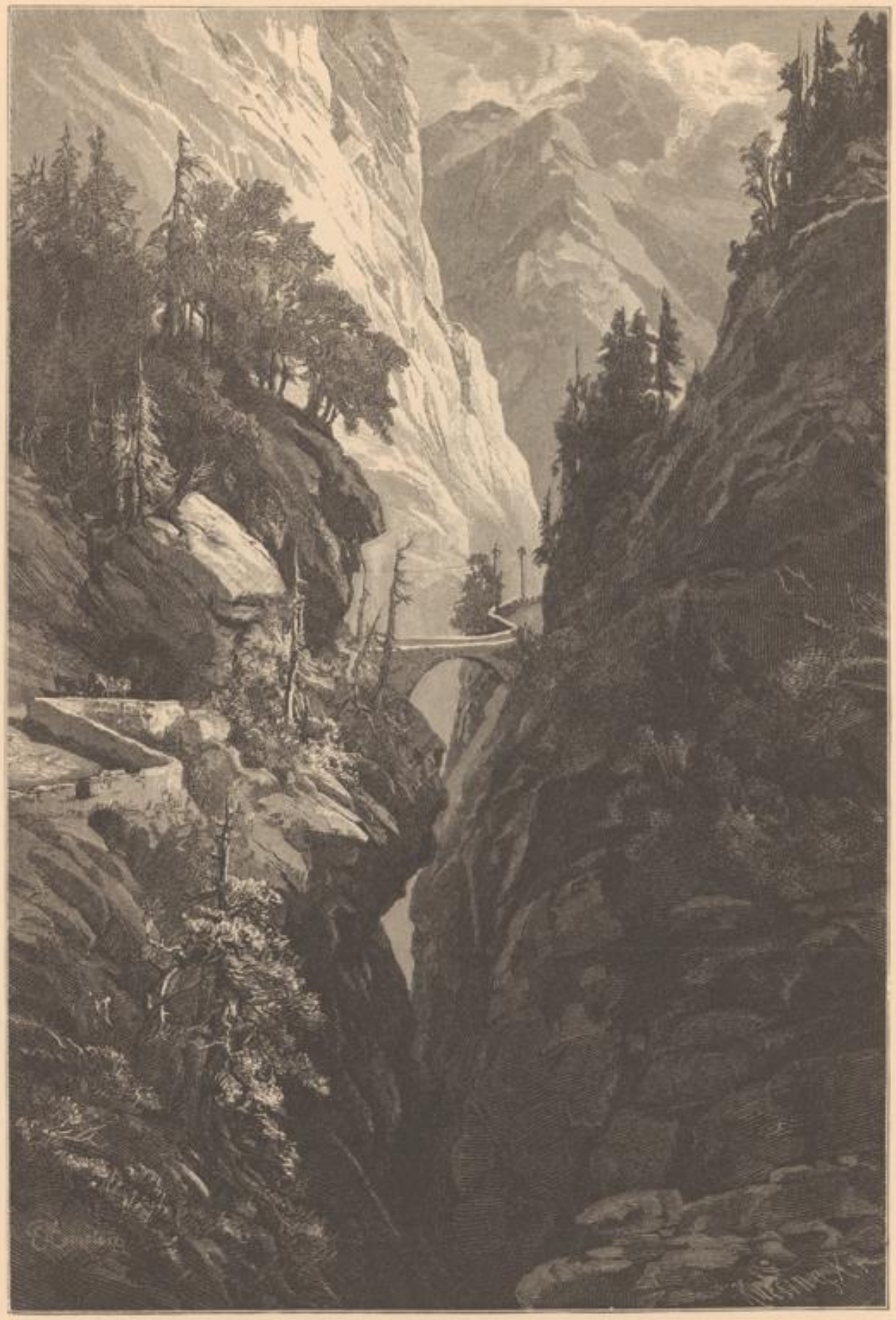
fallend ist, dass der König von Frankreich, als Salis im Kabinet die Parole holte, diesem, der noch von nichts wusste, die Ermordung von Jenatsch schon mittheilen konnte. Das Grab von Jenatsch liegt in der bischöflichen Kathedrale.

Jenseits des neu aufgebauten Fleckens Thusis, dessen üppige Matten einen köstlichen Gegensatz zu den nackten Felswänden im Hintergrund bilden, ist die Eingangspforte zur erhabenen wildromantischen Schlucht der Via mala, deren malerische Grossartigkeit sie zu einem der berühmtesten Engpässe der Schweiz erhob, denn hier hat sich der Rhein, den Spaltungen der braungrauen, zerrissenen, fast senkrechten Wände folgend, ein schauerlich tiefes Bett in die Schieferfelsen gerissen. Wohl eine Stunde lang steigen zur Rechten und Linken die Felsenmassen, bald kahl, bald tannenbekleidet, jäh in die Höhe, das romantische Schluchtbild in Dämmerung hüllend. Hoch oben auf dem steil abgerissenen Johannisstein thronen über dem Bergstrom, der schäumend aus der Schlucht niederströmt, die gebieterischen Burgtrümmer von Hohen-Rätien, eines der ältesten Herrensitze des Landes, im Anfang des Mittelalters Sitz des rätisch-fränkischen Grafengeschlechts der reichen Viktoriden, welche von 600—788 als currätische Statthalter in Chur residirten und selbst das Bisthum bekleideten.

Nach dem Erlöschen der Viktoriden übertrug Karl der Grosse die Regierung der rätischen Lande dem Bischof und Rektor Constantius, aber schon in einer Urkunde von 807 erscheint Hunfrid, Sohn eines Hofbeamten Karl's des Grossen, als Graf von Currätien, wonach also die Trennung der weltlichen und geistlichen Gewalt auch hier durchgeführt wurde. In der Reichstheilungscharte wird Currätien schon als Herzogthum (Ducatus) bezeichnet und bestand als solches bis 916. Die Ottonen schenkten dann, nach üblicher Freigebigkeit der damaligen deutschen Kaiser an die Bisthümer der bischöflichen Kirche die Mehrzahl ihrer Reichsgüter und Reichsrechte; 1213 wurde der Bischof zum Reichsfürsten erhoben, stand seinem Gebiete als Grundherr vor, den Freien als Schirmherr und Graf, den kleinen Klöstern als Lehensherr und als Vogt; Ammänner verwalteten die niedere Gerichtsbarkeit. Als Inhaber der Vogtei und zahlreicher Lehen thaten sich bald jene Herren von Vaz hervor. — Die Kapelle St. Johann zwischen den Ruinen von Hohen-Rätien soll die erste Kirche des Thales gewesen sein.

Der plötzliche Uebergang in das Dunkel der Schlucht aus dem sonnigen offenen Gelände erhöht die ergreifende Wirkung dieser phantastischen, nach oben von scharfen schwarzen Umrissen umzogenen, und an den Hängen von Lichtblitzen und den verschiedensten dunkeln Farben durchspielten Gebirgskluft. Zugleich feiert hier der menschliche Geist den sichtbaren Sieg über die Schrecken der Natur, denn kaum ist ein Strassen- und Brückenbau kühner angelegt worden. Der erste Durchbruch 1473 wurde von Felsenstürzen und Lawinen so häufig verwüstet, dass die nur 1¼ Meter breite Strasse den Namen »Via mala« erhielt; erst als die Steinbrücke gelegt und der Tunnel des »verlornen Lochs« durch den schärfsten Vorsprung gebrochen war, konnte 1824 an die Brücke vor Andeer die Inschrift gesetzt werden: Jetzt steht offen die Strasse Feinden und Freunden; hütet Euch, Rätier! Einfachheit der Sitten und Einigkeit werden die althergebrachte Freiheit erhalten!

Jenseits des lieblichen Mattenthals von Schams, das auf dem Schwemmland eines ehemaligen Seebeckens ruht, und des Hauptorts Andeer, wo die Kirche auf dem Felsen und die Ruinen der Bärenburg mit den Schneebergen im Hintergrund sich zu reizenden Bildern verbinden, strömt zur Linken der Averser Rhein, in den der Hinterrhein mit furchtbarer Gewalt einsetzt, jugendlich herbei; ein düsterer, schluchtiger Eingang führt zu langen Gebirgsthälern, wo der Strom in fröhlichen Sprüngen seine Kraft entfaltet, und hinter dem melancholischen, eisenreichen Ferrerathal, einem der höchstbewohnten Alpenthäler Europa's, das Aversthal, einen verlornen deutschredenden Stamm beherbergt. Der alte Hauptort



Via mala.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

des Schamserthals war Zillis, wo noch das Rathhaus der Landschaft steht, und die Kirche, ein schmuckloser romanischer Bau, an der flachen Holzdecke des Schiffes eine merkwürdige Reihe heidnischer, phantastischer und kirchlicher Bilder aus dem XII. Jahrhundert in 153 Feldern bewahrt. Ostwärts gegenüber erhebt der Piz Beverin, mit einer Rundschau sonder Gleichen, sein Haupt. Unten führt die Rofflaschlucht mit ihren sprudelnden Rheinstürzen durch das Felsenthor von Sassaplana und dichten Tannenwald in das lange Rheinwaldthal, ein altes Seebecken, die oberste mit Waldungen und alpinen Pflanzen bekleidete Thalstufe des Hinterrheins, wo in geschützten Lagen noch Flachs, Hanf, Kartoffeln, Erbsen und Gerste gedeihen. Die Bewohner sprechen deutsch und gelten als Abkömmlinge jener von den Hohenstaufen zum Schutze der Alpenpässe mit grossen Freiheiten begabten Kolonien. Bei dem Hauptort Splügen trennen sich zwei Kunststrassen über die wilden Gebirgspässe; die Splügenstrasse windet sich in kunstreichen Kehren zur italienischen Grenze empor; noch oben bei der langen Schutzgallerie erfreuen sich Primeln und weisse Alpenrosen der Gebirgsluft. Die Bernhardinstrasse zieht durch das obere Rheinwaldthal nach Hinterrhein, wo der Wanderer, der noch die Flussgötter ehrt, den herrlichen Stammvater Rhein durch wilde beschwerliche Pfade in seiner prachtvollen blauschimmernden Gletscherburg aufsucht, denn dort in der Freiheit und Kühle des Hochgebirgs träumt er seine heitersten Kinderträume und fühlt sich noch als Jüngling, wenn er aus seinen stundenweiten Eisgemächern hervorstürzt. Draussen schüttelt er sich den Schaum vom Haupte und blickt liebetrunken zur Burg seines Urvaters empor, denn dort ragen an majestätischer Wildheit sich überbietend die Thürme mit ihren weissen Bannern zum blauen Himmelsbogen hinan. Die Römer bauten hier einen Tempel, das Mittelalter eine St. Peterskapelle. — Von der Höhe des Passes an dem von gewaltigen gletscherbekleideten Gebirgsstöcken umkränzten Bade von S. Bernardino, und an rauschenden Alpbächen und schönen Tannenwäldern vorbei eilt der Wanderer immer reicheren, herrlicheren, nach Italien deutenden Landschaftsbildern entgegen. Auf gezacktem Felsplateau eröffnet die malerisch prächtige Ruine von Misocco (Sax) jene reizenden romantischen Gemälde, welche den vollen Charakter des Südens entfalten: im Hintergrunde der Kopf des Tessiner Camoghè, malerische Kirchlein auf duftigen Hügelterrassen, unterhalb

Ueberraschung des Jägers.

Giornico.

Soazza der prächtige Wasserfall Buffalora, wie ein Kometenschweif, an den Rändern dichter, in der Mitte florartig, frei von schwarzer Felswand niedergleitend; endlich winken neben frischgrünem Laubholz Kastanien, Maulbeeren und Feigen. So bis in's Tessin hinab.

Wildere, ernstere Schluchtbilder entfaltet der Seitenzweig der Splügenstrasse, der von Thusis westwärts der Albula entlang den Schynpass durchzieht, und an tannenumzogenen Burgruinen hin in die domartige Waldschlucht führt, wo jede neue Wendung einen neuen reichen Rahmen um die wilde Landschaft fügt; Tunnels und Gallerien durchsetzen die massige Naturmauer, zahlreiche steinerne Viadukte fügen architektonische Schönheiten zu den phantastischen Umrissen der tiefen Abgründe, in gewaltigem kühnem Bogen überspannt 70 Meter hoch die Albulabrücke den Fluss.

Ein milderer, echt ländlicher Charakter ist dem Prättigau eigen, das von einer kräftigen deutschredenden Bevölkerung bewohnt wird; die Ortsnamen weisen auf die frühern romanischen Bewohner hin. Dort wo die Felsenpforte der Klus hineinführt, drängen die von schwarzgrauem Wetterkalk und Thonschiefer aufgebauten jähen Seitenwände die Strasse an die schäumende Landquart hin, die alte Veste Fragstein lehnt sich an den überhängenden Felsen der Nordwand; dann lachen in voller Sonne die grünen Hügel von Pardisla und Grüsch hervor, Waldungen ziehen sich an den Höhen hinan, auf vorspringender Kuppe thront die verfallene Veste Solavers, Geburtsstätte des letzten Grafen von Toggenburg. Hoch über Pardisla an der Berghalde des Augstenbergs lagert sich der neuerstandene freundliche Luftkurort Seewis zwischen Obstgärten; der Friedhof trägt das Grabmal des Dichters

Magadino.

Salis. Weithin sichtbar ragt die höchste Spitze der Rhätikonkette, die Scesaplana, mit der herrlichsten Rundschau, über alle Gipfel empor, zu Füssen das ganze Prättigau. Weiterhin sonnt sich westwärts Fideris auf der Bergterrasse, und in der nahen romantisch wilden, windgeschützten Schlucht birgt sich das beliebte Bad Fideris mit seinen berühmten Sauerquellen; duftiges Waldesgrün zieht bis zum »Friedenshain« und zum »Maiensässli«. An das Ufer der Landquart tritt, von Buchen und Ahornen umgeben, das trauliche Schwefelbad Serneus. Im heitern wiesengrünen Thalbecken vertheilt der letzte grosse Ort, Klosters, seine schmucken Häuser, deren ältere sinnige religiöse Inschriften tragen; von Osten schauen die Gletscher der Silvretta herüber. Die nahen Gebirgsschluchten bergen noch Urwaldtannen, deren eine 7 Meter umfassende und 45 Meter hohe — in Photographie — die Wiener Weltausstellung schmückte. Jenseits der wildromantischen Schlucht tritt die Rhätikonkette in vollem Glanze vor und zu Füssen öffnet sich die reizende Thalschaft Davos, ein baumloses, aber üppig grünes Wiesenland, das bei 1650 Meter Höhe ein wunderbar mildes Klima geniesst und an den Gehängen mit Nadelwäldern bewachsen ist; im Vordergrund spiegeln sich in einem reizenden dunkeln See die bewaldeten Höhen, im Hintergrund ragt aus den Gebirgen das linienschöne Tinzenhorn auf. Davos ist jetzt zu einem der berühmtesten »Höhenklimate« für Athmungsleidende geworden, und hat neben dem Hauptort Platz auch noch das Dörfli und Umgebung zu einem Sitz eleganter Bauten mitten in der ländlichen Idylle erhoben. — Die Landwasserstrasse führt am tannenumwaldeten luftfrischen Spinabade vorbei durch romantische Gallerien und Tunnels zum berühmten Schluchtblicke des »Känzeli« am Bärentritt und endet jenseits des heitern Luftkurortes Wiesen bei dem gesellschaftlichen Schwefelbade Alveneu. Von hier gegen Samaden hin schliesst die herrlichen Schönheiten

dieser Schluchtnetze der Bergüner Stein, wo die Albula die berühmte Kluft erreicht, über deren Abgrund die Strasse in die Felswand eingesprengt ist, und wo der Wanderer oben wilde Schluchthänge mit finstern Tannen, unten den brausenden Wildbach erblickt.

Dem Hinterrhein aufwärts entlang entfaltet das Oberland wieder neue mannigfache Reize, auf jähem Felsenkopf Trins mit dem fränkischen Burgthurm Hohentrins, unten am steilrechten Flimserstein das Dorf Flims bei so zahlreichen Quellen krystallreinen Wassers, dass es davon den Namen erhielt; im Dunkel des Waldes ruht in trümmerreicher Thalmulde der Caumasee; oben wo der Boden noch auf einen uralten Bergsturz hindeutet, beherrscht die Kuranstalt Waldhaus-Flims das ganze reizende Panorama in köstlicher Bergluft. Im Thale lehnt sich das alte Ilanz, die »erste Stadt am Rheine« zwischen Obstgärten und Maisfeldern an die Berge. Von Süden her strömt der gefährliche dunkelblaue Wildbach Glenner herbei. Ihm zieht das naturherrliche Lugnetzthal entlang, wo grauschiefrige Gebirgsstöcke jäh und zackig über die Terrassen emporsteigen, und der Weg hoch über dem Abgrund hinanführt. Die engste Stelle »das Frauenthor,« ist berühmt durch den Heldenmuth der Frauen, die 1352 die Montfort'schen Schaaren mit Gabeln, Sensen und Holzblöcken schlugen, und seitdem den Ehrenplatz in der Kirche erhielten. An das linke Ufer des Glenner lehnt sich in wonnigster Lage das Kurhaus von Peiden. — Westlich von Ilanz beginnt jener rauhe Pfad über den Panixer Pass, den Suwarow mit Kanonen, Reiterei und Bagage überschritt, wobei 200 Menschen und der grösste Theil der Lastthiere umkamen. An den malerischen Ruinen des Jörgenbergs vorbei, wo in unvergleichlicher Pracht die glänzende Pyramide des Brigelserhorns die mächtige Tödikette einleitet, erreicht man die St. Annakapelle von Trons, wo am 16. März 1424 unter dem Ahorn der Obere Bund zwischen Abt Peter von Dissentis, dem Freiherrn von Räzüns und dem Grafen Hans von Sax und allen Gemeinden, eigenen Leuten und Hintersässen ringsumher geschlossen wurde, dem der Bund zum Schutz des Gotteshauses schon vorausging und der Bund der X Gerichte (von Davos bis Mayenfeld) 1436 nachfolgte.

Schon 1339 hatte der Abt zu Dissentis ein Schutzbündniss mit den drei Waldstätten und den Häusern Belmont und Werdenberg geschlossen; bei den steten Fehden zwischen dem Freiherrn von Räzüns und Bischof Hartmann zu Chur entstanden neue Bündnisse, 1396 ein Bund der Untergebenen des Bischofs und der Grafen von Werdenberg, endlich 1424 jener Obere Bund, unbeschadet der Verbindung des Gotteshauses mit den Waldstätten, und die zwei andern Bünde. Die Bundesurkunde des »Pundts der dryen Pundten« wurde erst 1524 zu Ilanz schriftlich ausgefertigt und wieder beschworen; 1497 schloss der Obere Bund, 1498 der Gotteshausbund mit den VII alten Orten einen ewigen Freundschaftsvertrag. Aber erst 1803 wurde Graubünden mit der Schweiz völlig verbunden.

Im Hauptthal zieht in köstlichster Lage zur Berglehne hin der alte stattliche Flecken Dissentis, dessen stolze Benedictinerabtei, von einem Diadem prächtiger Schneegebirge umzogen, einst weithin das Thal beherrschte und cultivirte; sie sorgte selbst für schützende Bauten an dem nahen, nun fahrbaren Lukmanierpasse. Unter seine Mönche zählte das Kloster den trefflichen Placidus a Spescha (geb. 1752), der die Gebirgswelt ringsum wie ein Geolog erforschte, und durch sie frischen gesunden Geistes bis an sein Ende blieb. Im hohen durch seinen Käse berühmten Tavetschthal, dessen Hauptort Sedrun ein Mittelpunkt der genussreichsten Bergwanderungen ist, trägt der Kirschbaum noch Früchte. Am ärmlichen Chiamut vorbei, von wo der rüstige Wanderer zur Quelle des Hinterrheins am Tomasee hinansteigt, geleitet der jetzt von Eilwagen befahrene Oberalppass zur Gotthardstrasse.

Locarno.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Blick vom Monte Cenere in's Tessin.

Vom Hospiz zieht die prächtige Kunststrasse durch die Val Tremola in das schöne Tessin hinab.

Prachtvoll ist der Blick hoch ob Airolo in das Leventinathal hinunter, oben der ernste majestätische Norden, unten die warmen Farben des Südens. Gegen das Wallis hin streicht, von den höchsten und wildesten Bergen des Kantons eingeschlossen, die Val Bedretto mit den reichsten Alpen, die zu Airolo, Quinto und Piora gehören. Von Mittellivinen an gedeiht das Obst sehr reichlich und die gewässerten Wiesen sind üppig. Faido, mitten in felsiger Thalspalte auf frischgrünem Thalbecken hingebreitet, geniesst die ganze Romantik des Bergcircus und wird doch von der südalpinen Waldzone heimgesucht; schon oberhalb des Fleckens bei 800 Meter Seehöhe beginnen die Kastanienbäume, das Korn wird in Bündeln an Latten gehängt, zum Trocknen für das Dreschen. Weiterhin beginnen die echt tessinischen Gemälde: leuchtende Farben, schärfere Schatten, malerische kunstgerechte Brücken, braunere Felsen und Blöcke, rundere Baumkronen, freiere Gruppen, behaglichere Wasserstürze. Bei Biasca, in der Riviera, bildet die Froda einen solchen echt italienischen Fall in den glänzendsten Formen. — Nordwärts zieht das Blegnothal hin, noch mit Weinreben, Kastanien und Obst, doch weit reicher an Weiden und Vieh. Wie aus den meisten Thälern Tessins, wandern auch hier die männlichen Bewohner regelmässig aus; während aus der Val Maggia, Verzasca und Intragna vorzugsweise Kaminfeger in die italienischen Städte ziehen, wo in Turin und Mailand sich sogar Frauenvereine der verwahrlosten Jungen annehmen, wandern aus Brissago Weisstüncher und Gypser, aus Centovalli Facchini (Lastträger), aus dem Blegnothal Chocoladenverfertiger, aus andern Kastanienröster aus. Selbst nach Californien und Australien wandern Züge von Tessinern.

Von Biasca führt die Bahn schon durch echt italienische üppige Natur; auf trockenem Boden wachsen umfangreiche Feigenbäume, auf Felsen und in Wäldern Lorbeer. In prächtiger Landschaft tritt die Stadt Bellinzona mit ihren malerischen Bastionen und Thürmen weithin sichtbar vor, schon durch die natürliche Lage zur eidgenössischen Festung bestimmt. In den Zeiten der gemeinen Herrschaften hatten hier Uri in San Michele auf 80 Fuss hohem

Lugano mit der Statue Tells von Vela.

Felsen, Schwyz im nahen Castello di Mezzo, und Nidwalden im höchsten majestätisch aufragenden Castello Corbe ihre Vogteiburgen. Das Wohnhaus des Landvogts, »il Palazzo«, stand später auf dem Markte. Die Bauart der Stadt ist völlig südlich, die Hauptkirche mit einfacher edler Renaissancefaçade zeigt im Innern schon ganz italienische Pracht; der gewaltige lange Schutzdamm und die lange steinerne Brücke sind Zeugen der berühmten technischen Geschicklichkeit der Tessiner. Die Bahn nach Locarno durchschneidet Gordola, wo aus der Val Verzasca der wilde Bergbach aus dem Schluchtthal, in das er schauerliche Klippen und tiefe Schlünde einriss, hervorströmt. Jetzt windet sich eine neue Kunststrasse durch diese malerischen Klüfte empor, doch weiter oben, wo das Wasser ruhiger fliesst, wölbt sich die Weinrebe, ragt der Mais auf und schlingt sich die Bohne an Kornstengeln hinan; höher folgen nach wirren Granitblöcken Kastanien und Nussbäume, dann drängt sich die Alpenrose in das Reich des Buchen- und Birkenwaldes. Die Männer sind kecke Gestalten, meist Hirten; die Weiber haben wie mancherorts in Tessin ein mühsames Leben, denn ihnen sind selbst die härtesten Arbeiten des Feldbaues und Lasttragens überbunden; die Berghäuser sind dunkelgraue, ohne Kalkverbindung aufgeführte Steinhaufen und im Innern meist verwahrlost. — Jenseits der Verzasca tritt die Bahn bei Contra an das Ufer des herrlichen Lago maggiore, dessen prangenden Geländen sie sich anschliesst, um die malerische Hafenstadt Locarno zu erreichen, die einem freien Garten gleicht, der sich unter den Höhenschutz gegen den Nordwind stellte; weit hinan gedeihen Granaten, Maulbeeren, Feigen und Weintrauben, am Felsen der Madonna del Sasso wächst sogar die Olive und die Agave, unten

Lugano.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

gehören Lorbeer und Oleander zum Schmuck der Häuser. Die engen, auf die Hitze berechneten Strassen und die alterthümlichen Palazzi, oft mit dreifachen Arkaden übereinander, führen schon ganz in den Süden. Freilich hat die Stadt viel verloren, seit sie 1555 auf rohe Weise die reformirten Bürger austrieb, die dann Zürich neuen Wohlstand brachten. Die Bucht von Locarno gehört zu den schönsten des Lago maggiore, denn über italienischer Natur bilden noch die Schneegipfel und Eisfelder der Alpen den nahen imposanten Hintergrund und hohe dunkelbewaldete Berge umgürten den Wasserspiegel, heitere Höfe und Weiler schauen aus den Weinbergen und Kastanienwäldern hervor, volkreiche Flecken, glänzende Villen schmücken die Ufer. Wer vom Glanze der Abendsonne umflossen in der Barke über die leuchtenden Wellen dahingleitet, erblickt oft Alles ringsum in einer solchen Fluth glühender Farben, dass das Auge geblendet sich abwendet und Ufer, Häuser, Gebirge, ja die Gesichter in der Barke wie in Flammenfarben getaucht sind, während das Wasser, wenn der Bergamasco weht, im Schatten des Kahns zum reinsten Indigo sich wandelt.

Markt in Lugano.

Gleichlaufend mit dem Verzascathal zieht östlich die Val Maggia dem Bedrettothal entgegen, auch hier hat der Fluss die wunderlichsten Formen in die Schluchten eingerissen, und bei Ponte Brolla einen der schauerlichsten und seltsamsten Felsenschlünde sich gegraben, wo er in der Tiefe olivenfarbig und doch krystallen durchsichtig den schneeweissen kantigen Kalkfelsen durchbohrte. Von Maggia bis nach Bignasco hin gedeihen noch Kastanie und Weinstock. Jenseits des alterthümlichen Cevio liegt im Seitenthal der Val di Campo

Monte San Salvatore.

eine einsame, aus dem Oberwallis stammende deutsche Dorf-Sprachinsel. Nach Bignasco eröffnet sich das romantische Lavizzarathal, das durch eigenthümliches Zusammentreffen von mächtigem, seltsam geformtem Gebirgsland, üppigen Bäumen, italienischer Himmelsbläue, prächtig schäumenden Bergbächen die reizendsten Landschaftsbilder bietet. Der Thalname stammt von den Lavezsteinen (laveggio Topf), einer Talkart, die sich schneiden, drechseln und in Oefen brennen lässt, und zu feuerfestem Geschirr dient. Während die Weiber in Maggia noch gerne taillenlose Röcke und rothe Kopftücher tragen, so hier riesige, über die Stirne niederfallende Lichtschirm-Hauben; in Prato sah Bonstetten, der 1795 die Syndicatur der Vogtei verwaltete, noch runde Kappen von Gold- und Silberstoffen und seidenes mit goldener Binde geschlossenes Corset. In Sornico hatte der Landvogt seinen Palazzo. Fusio, zu dem eine kunstreiche Strasse hinanführt, ist jetzt Luftkurort geworden. Westlich zieht das Bavonathal empor, das an Farbenreichthum alpiner und südlicher Natur, malerischen riesigen Felsblöcken, klardunklen Gewässern, formenschönen Kastaniengruppen und italienischen Kultur-Kleinbildern die Fülle hat. Von hier wird der höchste Gipfel Tessin's, der Basodino, erstiegen, wo die Formen noch origineller und schärfer ausgeprägt sind. Südlich durchzieht eine prächtige Bergstrasse mit kühn angelegten Brücken die originelle Val Onserone, die schluchtig zwischen riesigen Felswänden sich einbettet und nur auf der Nordseite für Wohnungen geeignet ist. Die Bewohner beschäftigen sich schon von Kindheit an mit Strohflechten und Strohnähen, und schon zu Bonstetten's Zeit flochten die Weiber im Gehen und Stehen, in der Kirche und im Bett. Wo der Onserone aus dem Zackenschlunde hervorstürzt, schaut das grosse Dorf Intragna auf die Felsschlucht hinab, und die Melezza schäumt ihm aus dunkelm Engthal in wildem Sturze entgegen. Die Val Centovalli, die hinter dem Dorfe beginnt, hat ihren Namen von den unzähligen gleichlaufenden Winkeln, die ineinandergreifend hunderte von Thälchen bilden.

Südwestwärts von Bellinzona trennt der Monte Cenere, über den eine bequeme Kunststrasse führt, den nördlichen Kantonstheil vom südlichen (Trascenere); der majestätische Camoghè überragt als Beherrscher die ganze Gegend; jenseits der äusserst fruchtbaren

Monte Generoso.

Umgebung von Vezia öffnet sich plötzlich über die im Vordergrunde liegenden Weinberge ein überwältigender Niederblick auf Lugano und seinen reizenden Umkreis.

Lugano und sein See sind das sinnigste Bild einer Vermählung des kräftigen, herrlich gestalteten Alpensohns der Schweiz mit der in aller Fülle der ersten Blüthe prangenden Italia. Die kleine Stadt ist nicht nur die schönstgelegene, sondern auch die intelligenteste des Kantons, klimatisch so paradiesisch, dass die Wärme, obschon sie im Sommer stets gemässigt bleibt, den Heerden gestattet, schon am 1. April zu den Höhen hinanzuziehen. Das Innere der Stadt ist völlig italienisch, eine gewaltige Piazza »della Riforma« mit elegantem Regierungsgebäude, die Handwerker unter den Arkaden arbeitend, die Frauen auf Holzsandalen schreitend und zum Gottesdienst in Schleier oder Tücher gehüllt, die Mädchen in den Setificien und Filanden in langen Reihen Volkslieder singend; die Männer im Café in lautem Gespräch, die Glockenthürme alle Augenblicke eben so laut, die Kirchen mit prächtigen Frontseiten und schönen Gemälden. Während die Stiftskirche S. Lorenzo an ihrer Renaissancefaçade von 1517 ein »graciöses Excerpt« der Façade der Certosa von Pavia besitzt, ist die Kirche S. Maria degli Angeli mit einem Leonardo da Vinci würdigen Bild seines Schülers Bernardo Luini von 1529 geschmückt, durch Anmuth und Farbenfülle die Reize des Landes gleichsam verklärend. Der moderne Tessiner Bildhauer Vincenzo Vela hat durch die Statuen des Tell und der Desolazione die kräftige Liebe zur Freiheit und das leidenschaftliche Gefühl, wie sie der echte Bürger Lugano's aufs wärmste vereinigt, in grossartigen Zügen dargestellt.

Der prachtvolle zur bequemen Promenade gestaltete Quai, vom Mustergasthofe du Parc bis zur Villa Ciani in leichter Rundung die Stadt umspannend, bildet zugleich das kostbarste Naturdiadem der Stadt. Die Fahrten im See den Ufern entlang gehören zu den grössten Genüssen in der Schweiz, denn duftige waldbekränzte

Höhen und Berge bilden einen fast ununterbrochenen Kranz und gönnen den reichen Thälern von Porlezza, Cassarate, Agno und Mendrisio kaum Durchlass zum fischangelförmigen See. Die Gärten und Villen wetteifern an Reizen mit dem Wasserspiegel, und neben dem Pfirsich und Wein tritt schon der Mandel- und Olivenbaum landschaftlich auf, und Kastanien beschatten Hütten und Weiler; dreissig Ortschaften lagern malerisch zerstreut über dem Gestade. Gegenüber am Fuss des laubbewaldeten mächtigen Monte Caprino werden die berühmten Weingrotten am Ufergeröll, wo hinter den Kellern Windlöcher für die Kühlung sorgen, in Barken mit scharlachrother Bedachung besucht. Gegenüber ragt der wein- und kornreiche Monte Bré in Terrassen mit Reben, Maulbeeren, Feigen und Kastanien auf, am See lagert das vielbesungene Castagnola mit seinen Villen, wo Granaten und Limonen mit Lorbeer, Olive und Cacteen wechseln. Südwärts durchsetzt die Fortsetzung der Gotthardbahn die mächtigen Felsen in zahlreichen Tunnels, zieht angelehnt an den berühmten Kunstdamm für die Poststrasse über den See und setzt ihren Eilmarsch an dem anmuthigen Mendrisio vorbei nach Italien fort. Diese herrlichen Gestade waren die Geburtsstätte der berühmten Schöpfer der Barockbaukunst Domenico Fontana aus Melide, Carlo Maderna und Francesco Borromini von Bissone, welche dem modernen Rom seine Grundgestalt gaben. In der Mitte und am südlichen Ende des Sees ragen zwei leichtzugängliche Gebirgsmassen auf, welche den ganzen Zauber dieses Landes und weithin das ganze in ewiger Jugendkraft strotzende Bundesheer der Schweizeralpen vor Augen legen, hier Monte San Salvatore, dort der zweigipflige Monte Generoso, wo hoch oben eine Luftkuranstalt auch unvergängliche Himmelsluft zuführt.

Einen grossartigen Contrast zu dieser italienischen Romantik bietet der Norden des Kantons; dort auf dem Gotthard nimmt er an der Centralstelle Theil, von welcher alle vier Hebungsgruppen des schweizerischen Hochgebirgs ausgehen. Die vierte, die Glarneralpen, umzieht einen Kanton, der vielleicht den schärfsten Gegensatz zum Tessin bildet, aber nicht nur in seiner Bevölkerung, sondern auch in seiner Natur neue charakteristische Züge dem Bilde der Schweiz verleiht. Wandert man vom Gotthard hernieder nach Amsteg und ostwärts durch das wildschöne gebirgsherrliche Maderanerthal, so tritt man in den Vorhof jenes erhabenen Contrastes. Wie ein Urwald das freie Walten der Natur noch in der unbeschränkten Schöpferkraft offenbart, so hier die gewaltigste Eiswelt, die Gletscher, Firnen, Schneefelder und Lawinen, die Wildbäche, Runsen und Wasserstürze, die mächtigen Felsen und ihr Trümmerleben, die Launen der uncultivirten Bergwelt, die sturmverwetterten strammen Tannen. Im Hintergrunde zieht der jungfräulich reine ungeheuere Eisstrom des Hüfigletschers zwischen starren Felsen dem Glarnerlande entgegen. Dort hinan wagt sich der kühne Bergsohn, und an den Winterpalästen des Claridenpasses vorbei, in vollen Zügen ihre Formen, Farben und Schönheit geniessend, zum Stachelberger Schwefelbad hinab, zu welchem auch ein leichter köstlicher Weg am malerischen Stäubifall vorbei über den Klausenpass und die grösste Alp der nördlichen Schweiz, den Unerboden, geleitet. In Stachelberg bietet schon die Terrasse des Kurhauses einen vollen Blick in die eigenthümlich geformte wilde Gebirgswelt von Glarus. Ein grossartiger Schluchtpass, der Via mala ähnlich, führt in den Hintergrund des Thales, aus welchem »im Schauer stiller Dunkelheit« die Linth niederrauscht. Hoch oben schwebt in kühnem Bogen die Pantenbrücke wie ein Aar in der urwüchsigen Felsenwildniss. Stachelberg ostwärts gegenüber ragt der Saasberg auf, der den umfassendsten Einblick in das Relief der Glarnergebirge gewährt, das noch malerischer gegenüber auf dem Kammerstock genossen wird, wo die jähen, ohne Vorberge zu gewaltiger Höhe aufstrebenden Gebirgskolosse als eine Reihe von den kühnsten Linien umrissener Massen erscheinen. Die grösste Kette, die Tödigruppe, ist reich an prächtigen Gletschern; ihre höchste Spitze, der Tödi-Rusein, ist auch die höchste der ganzen nordöstlichen Schweiz, in steilen Hängen aus dem Gletscherthal des Bifertenfirns, dem Becken des Sandfirns und dem Hintergrund des Ruseinthals emporsteigend.

Stachelberger Bad im Linththal.

Dr. Abraham Roth, der den Gipfel 1862 bestieg, sagt von dem Reichthum des Gesammtbildes: »Da die unmittelbare Umgebung und ein bedeutender Theil des Mittelgrundes völlig beherrscht ist, so ruht das Schwergewicht des Panorama's auf dem Hintergrunde, auf jenen höhern Zinnen und Ketten, welche den Gipfel des Tödi überragen. Vom Glärnisch und den Clariden weg über Uri und Unterwalden hinaus streichen die Bergketten in einem gemeinsamen Grundzuge, wie durch geheimnissvolle Hände aneinander gefesselt, zu der gewaltigen Bernerkette hin und finden im alles überragenden Finsteraarhorn ihren Ruhepunkt. Ganz ebenso ziehen sich die noch weit reicheren Ketten des Ostens und Südens vom bayerischen Oberland, vom Vorarlberg und Tirol über ganz Graubünden hin und durch Tessin in die kolossale Gruppe des Monte Rosastockes und seiner Verzweigungen. Dergestalt gleicht die Gesammtmasse dieser zahlreichen Berge einem nach Nordosten geöffneten Kranze, gebildet aus zwei gewaltigen Palmzweigen, die sich im Südwesten in einander schlingen, die Berner- und Walliseralpen aber sind die silbernen Bänder und Maschen, welche die Zweige zusammenhalten. Ein unvergänglicher Kranz auf dem Haupte der Mutter Helvetia!«

Zwischen dem Tödi und dem rings von Gletschermassen umstarrten Bifertenstock senkt sich der Bifertenfirn an den öden Felswänden des Selbsanfts und des Ochsenstocks herab, und vom zackigen Claridengrat der grosse Claridenfirn in den Hintergrund des Linththals. Am Ostende des Kreisbogens der Tödikette ragt die prachtvolle ganz von Firnen umzogene Pyramide des Hausstocks über den wilden Gräten empor; weit in's Land hinein sendet er die breite Gebirgsmasse des Kärpfstocks, die höchste Erhebung der Freiberge, die ihren Namen von der geschützten Freiheit der Gemsen erhielten. Im Südosten ziehen der wilde Segnespass und der durch Suwarow berühmte Panixer Pass nach Graubünden; im Norden schliesst der zackige Mürtschenstock den Kanton. Westlich gegenüber erhebt sich der Glärnisch als kolossale, vom Thalboden frei emporsteigende herrliche Felspyramide, unten mit Tannen, Matten und Buchen umgürtet.

Seine wallartige Massenhaftigkeit und die breite Frontentwickelung der mittleren Kammhöhe zeichnen ihn als das schönste Glied im Gürtel der schweizerischen Ostalpen aus, wo er jener nördlichen Zone der Kalkalpen angehört, welche von den alpinen Centralmassen bei der Erhebung in grossartig verwickelter Weise zer-

stört wurde. Balzer hat nachgewiesen, dass der Glärnisch im Wesentlichen der Repräsentant eines liegenden Gewölbsystems mit seitlichen Luftsätteln ist, seine Kreidedecke von einem System liegender Gewölbe gebildet wird, und dass er im grössten Maassstab darlegt, wie ein gefaltetes Schichtensystem die Biegungen eines andern nur unvollkommen mitmacht. Der Vorderglärnisch steigt unmittelbar vom Flecken Glarus auf und der 2331 Meter hohe Gipfel bildet eine vollendet schöne sechseckige Pyramide; die südöstliche ungeheure Felswand krönen noch gefährliche Wildheuplätze und jeden Frühling stürzen hier gewaltige Lawinen nieder. Der firnbekrönte mittlere Glärnisch stellt eine durch Wassereinschnitte zerstörte Veste dar, deren Ruinen die Gipfelplatte des zierlichen Vrenelisgärtli bildete. Die Citadelle, aus Schrattenkalk, ruht auf terrassirtem Unterbau und leuchtendem Firnlager. Der wilde Hochthorgrat verbindet die beiden Kuppen mit einem tiefen Kieselabsturz, unter und ober dem die Gemsjagd geht. An das Kalkmassiv des Hinterglärnisch schliesst sich ostwärts ein rauher Grat, der zum kahlen steilen »Ruchen Glärnisch« aufsteigt, der bedeutendsten aber am leichtesten erklimmbaren Höhe.

Die Nordseite des Hinterglärnisch taucht mit senkrechten Wänden in das Wasser des reizenden Klönsee's und mildert seine Schrecken im klaren Spiegelbilde. Das Thal ringsumher ist ein wahres Hirtenidyll und reiche Wiesen umkränzen das Ufer. Sinnige Naturfreunde haben daher hier dem Züricher Idyllendichter Gessner einen Denkstein gesetzt. Im Winter ist die Eisdecke oft so durchsichtig, dass selbst das fröhliche Treiben der Fische bis in die Tiefe hinab vor Augen liegt. Bei fester Fläche wird mit Schlitten und Holz über den See gefahren und das Eis bildet dann einen bedeutenden Ausfuhrartikel. Der Weg von Schwyz über den Pragel zieht an diesem blumenreichen Seegelände vorbei zum Hauptflecken des Thals, Glarus, hinab, der 1861 fast gänzlich abgebrannt in völlig veränderter Gestalt nach modernen Bedürfnissen geschmackvoll aufgebaut wurde. Ein überaus harmonisches, prächtiges Geläute der neuen Kirche feiert die Auferstehung des Orts. Auf dem Hügel »Bürgli« thronte die alte Burg, der Sitz der Vertreter der säckingischen Aebtissin, zu deren Grundherrschaft das Thal Glarus gehörte.

Ein säckinger Mönch schrieb im X. Jahrhundert, dass Sanct Fridolin, der hier das Christenthum ausbreitete, von zwei allemannischen Herren des Landes das Thal für sein Kloster Säckingen erhalten habe, und »Fridli« ward im Lande so hoch geschätzt, dass sein Bild im Kantonswappen, sein Name einer der häufigsten ist. Der »Meier« der Aebtissin hatte grundherrliche Gerichtsbarkeit, das Strafgericht stand beim Reichsvogt. Dem Meier stand zur Seite ein »Keller«, der die Einkünfte in Empfang nahm. Das Meieramt wurde in der Familie Tschudi, die in ihrem Archive schon einen Freilassungsbrief von 906 besitzt, erblich. Erst 1288 erhielten die Herzoge von Oesterreich, Grafen von Habsburg und Kyburg, die Meierei, mit der sie die Kastvogtei und Reichsvogtei verbanden und so zur vollen österreichischen Landeshoheit vorschritten. Aber Glarus verband sich mit Schwyz, und als 1386 Herzog Leopold bei Sempach erlag, hielten die Glarner 1387 die erste freie Landsgemeinde. Im Feldzuge von 1388, als die Glarner Schwyz zur Versöhnung mit Oesterreich aufforderten, dieses aber die unbedingte Unterwerfung verlangte, wagte es Glarus, den Kampf, nur von wenigen Schwyzern unterstützt, fast allein aufzunehmen. Als die Vorhut der Glarner versprengt wurde, und nun die verfolgenden Reiter und Kerntruppen über Näfels hinanrückten, warfen die sich sammelnden Glarner Steine auf die Pferde, stürzten in die aufgelösten Haufen, und erstritten nach elf kühnen verzweifelten Angriffen einen glänzenden Sieg, der jetzt noch alljährlich durch die Näfelserfahrt gefeiert wird. Die Glarner kauften sich von Säckingen los, wurden später als völlig gleichberechtigte Eidgenossen aufgenommen, und blieben bis jetzt ein demokratischer Kanton, wo bei der Landsgemeinde sogar für die Knaben besondere Balkensitze angebracht sind, dass sie lernen, wie die Männer tagen sollen (»i denke dann, sie lerned da trotz in ere Schuol, unds schlat nen a«). Das von so grossartiger Gebirgswelt nahe umschlossene Thal mit seinen reichen Feldern und Fluren und in Obstwälder gehüllten Dörfern, von der Linth seiner Länge nach durchströmt, ist auch ein Ländchen des fleissigsten Lebens; ehemals waren Landesprodukte der Haupthandel, die Schiefertafeln vom Plattenberg in der Gemeinde Matt, die bis nach Holland, England und Schweden gingen, der Glarnerzieger (Schabzieger), ein mit Ziegerklee (Melilotus coerulea), der durch das Kloster Säckingen aus Kleinasien kam, sowie mit Salz versetzter in Ziegerreibenen fein zerriebener und in zuckerhutförmige Gefässe eingestampfter Zieger, der Glarnerthee, in den Apotheken mit Hirschenzungen und isländischem Moos reichlich versehen, später auch noch das Möbelholz, das leider die schönsten Waldungen bedrohte. Jetzt pflegt das

Madonna del Sasso bei Locarno.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Ländchen auf das eifrigste die Baumwollenmanufactur, Spinnerei, Weberei, Druckerei und Färberei. In dem fünf Stunden langen Thal muss die Linth die Wasserräder und Turbinen von über 80 Etablissements drehen und die jährliche Gesammtproduktion wird auf mehr als 50 Millionen Francs geschätzt. Die Physiognomie der Bauten änderte sich völlig, grosse Fabriksäle, Ateliers für Dessinateure und Modelstecher, Farbküchen, Drucksäle mit heisser Temperatur und beissenden Farbgerüchen, Maschinenräume, riesige Kamine, hohe Trockenthürme, kasernenartige Fensterreihen traten an die Stelle der Dorflegende. Klare Verständigkeit, rührige nach Aussen gerichtete Thätigkeit, praktischer Sinn befähigen den Glarner zu dieser grossartigen Entwickelung der Industrie und des Handels. Der Schattenseite, die mit dem Fabrikleben verbunden ist, begegnet in neuerer Zeit eine klarere Einsicht der Fabrikherren in ihre Pflichten.

Selbst bis in das Sernfthal, wo noch patriarchalische Sitten herrschen, drang die Industrie. Enneda bei Glarus gelangte schon 1760 durch auswärtigen Handel zu hoher Blüthe; auch das grosse Pfarrdorf Netstall am Fusse des jähen Wiggis pflegt trotz seines Reichthums an Wiesen und Alpen vorwiegend Handel und Industrie. Ebenso widmen das städtische Schwanden und das mit stattlichen Häusern geschmückte, von Gärten und obstreichen Wiesen umringte Mollis, das zwar einen Bauernstand hat, der die Viehzucht im Grossen betreibt, sich grösstentheils der industriellen Thätigkeit. Näfels ist gleichsam das Geschichtsheiligthum des Landes und sein prächtiges Gemeindehaus Zeuge des gedeihlichen öffentlichen Lebens. — Vor 1811 lief die Linth quer durch's Thal nach Niederurnen, strömte gegen Schännis und in zahlreichen Windungen dem Züricher See zu, durch Ueberschwemmungen das weite Gelände in einen steten Sumpf mit Fieberluft verwandelnd voll Modergeruch und Froschgeschrei; die Anwohner waren blass und kränklich, Weesen und Wallenstadt lagen in einem Pfuhl von Wasser und Morast. Da gelang es der jahrelangen unermüdlichen Thätigkeit des Hans Conrad Escher von Zürich, eines der grössten schweizerischen Nationalwerke zu schaffen, indem mit Unterstützung fast aller Kantone die Linth in den Wallensee geleitet, der Lauf des Flusses bis zum Züricher See verbessert und der Boden wieder der reichsten Kultur anheimgegeben wurde.

H. Conrad Escher von der Linth.

Der Wallensee, der schönste unter den dunkelleuchtenden Alpenseen der Schweiz, bietet den Hochgenuss einer eben so erhabenen als wildromantischen Natur. Hohe zerrissene grauröthliche Felswände senken sich auf der Nordseite jäh und nackt in die olivenfarbigen Fluthen hinab; auch gegenüber tauchen schroffe Abstürze in die Wellen ein; von Mühlehorn bis nach Wallenstadt treten grüne und fruchtbare Berge an's Ufer. Schäumende leichtflatternde Wasserstürze rauschen von den Wänden der seltsam gezackten Kurfirsten und der dreigipfligen Pyramide des Mürtschen hernieder, bald aus Klüften und dunkelm Gebüsch mit säuselndem Geistertone, bald als schimmernde Fächer, die ihr Silber bis hinab leuchten lassen. Der Wechsel des Tageslichts entwirft auf dem prächtigen Bilde stets neue Züge stiller majestätischer Alpengrösse. Aber auch zürnen, und zum schreckhaftesten Groll entbrennen kann das in der Ruhe wonnige träumerische Antlitz des Wasserspiegels. Denn wenn der Erbfeind, der »Blättliser«-Nordwind, quer über die hohen Felsengräte wie ein Raubvogel streicht, und an den schroffen Wänden in den Seekessel hinabstürmt, entfesselt sich der Kampf Auge in Auge, der

Näfels.

rasende Luftstrom und die wild aufgebäumte Woge stürzen einander mit äusserster Kraftanstrengung entgegen, und wer am Kampfe Theil nimmt, ist ein Opfer der Wuth. Als der Wallensee 1839—1859 mit Dampfschiffen befahren wurde, fiel der Delphin diesem Kampfe zum Opfer. Jetzt schützt die das ganze linke Ufer begleitende Eisenbahn vor dem Räuber. Die rechte Seite hat nur einen einzigen Landungsplatz »Quinten«, denn »Terzen« und »Quarten« liegen gegenüber, wo in der Höhe von Obstalden bis in's Murgthal nicht nur ein Paradies der Aussicht und der idyllischen Fels-, Wasser- und Feldpartien sich entfaltet, sondern auch die schönsten Baumpartien der Schweiz. Am Eingang des See's lockt das Städtchen Wallenstad, d. h. Gestade der Wälschen (Romanen), im XI. Jahrhundert Riva Vualahastad genannt, zu den Kurfirsten hinan auf die Gemsenschau, und am Ende des See's bietet das Städtchen Weesen und die Felsenstrasse nach dem schönen Bergdorf Ammon die Naturherrlichkeiten von Glarus. — Westwärts zieht die Bahn nach dem klaren reizenden Züricher See.

Der stillere Obersee ist der Nachklang der Gebirgswelt von Glarus und Schwyz, ernst und grossartig, die Ufer steil und düster bewaldet, die erhabenen Formen der Hochgebirge noch nahe. Dem schwyzerischen Lachen mit seiner doppelthürmigen Kirche gegenüber breitet sich am rechten Uferende auf ländlicher Erdzunge das st. gallische Städtchen Rapperswyl an der schmalsten Stelle des Sees aus.

In der schwarzgrauen alten Grafenburg auf dem schattigen Lindenhof erinnert ein polnisches Museum, das in der »Rosenstadt«, welche zwei Rosen im Wappen führt, gegründet wurde, an das »Dornröschen«, während die älteste Burg am jenseitigen Ufer auf dem Johannisberg in ewigen Schlaf versunken ist. Fünfmal von Zürich belagert, fiel Rapperswyl 1712 endlich unter dessen Herrschaft, an welcher auch Bern und Glarus Theil nahmen; schon 1458 hatte es den drei Waldstätten und Glarus Treue geschworen. 1803 wurde es dem Kanton St. Gallen einverleibt und hat ihm schon mehrere bedeutende Staatsmänner gegeben. Der Hauptsaal des städtischen Rathhauses ist noch mit Holzschnitzereien von 1471 und einem zierlich reliefirten Ofen von 1572 geschmückt; in der Pfarrkirche blieb der von zwei Thürmen flankirte gothische Chor erhalten. Die Schau auf den See zählt zu den wonnigsten Blicken der Schweiz. — Da wo im Osten der See den Fuss des waldigen Etzels bespült,

tauchen zwei Schwyz zugehörige Inseln auf, die kleine von Reihern und Möven bewohnte Lützelau, und die grössere malerische, durch Anbau belebte Ufenau; hier stehen die 1141 geweihte Peter-Paulskirche und die zerfallene Martinskapelle, unter den Obstbäumen ein Pächterhaus. Dies Inselchen war 1523 die Grabstätte des Ritters Ulrich von Hutten, der vergeblich gehofft hatte, Deutschland mittels der Reformationsidee politisch und kirchlich neu aufgebaut zu sehen. Er war als Flüchtling krank in die Schweiz gekommen, die Quellen von Pfäffers vermochten ihn nicht mehr zu heilen, und auch hier, wo Zwingli's Freund, der heilkundige Einsiedler Conventual Schnegg, der die Pfarrei verwaltete, ihm beistand, fand er keine Genesung. Er starb, erst 35 Jahre alt, und hinterliess, wie Zwingli mittheilt, nichts von irgend einem Werthe; Bücher hatte er keine, Hausrath auch nicht, ausser einer Feder. Mit dieser hatte er geschrieben:

Die Wahrheit ist von Neuem gborn
Und der Btrug hat sein Schein verlorn,
Des sag Gott jeder Lob und Ehr,
Und acht nit fürder Lügen mehr.

Ja sag ich, Wahrheit war verdruckt,
Ist wieder nun herfür geruckt;
Von Wahrheit ich will nimmer lan,
Das soll mir bitten ab kein Mann.

Und sollt es brechen auch vorm End,
Wills Gott, so mag's nit werden gwendt,
Drum will ich brauchen Füss und Händ.
Ich hab's gewagt! —

Bei Weesen am Wallensee.

Smaragdgrün und doch durchsichtig klar dehnt sich der Züricher See mit den lachendsten Ufern, Ortschaft an Ortschaft im Wasser sich spiegelnd, gegen die Hauptstadt Zürich hin, zuletzt einem breiten Strome gleich, der dem Hafen die Schätze des Landes bringt. Kaum möchte es Gestade geben, die zahlreicher bewohnt und durch Kultur mehr veredelt sind. »Zürich hat zwei vier Stunden lange Vorstädte am See!« rief ein berühmter Reisender aus. Der Weinbau, die Hauptbeschäftigung des Landwirths am See, wird mit musterhaftem Fleiss und Geschick betrieben, das Rebwerk fast ausschliesslich von weiblicher Hand besorgt, doch beim Schneiden und Hacken helfen die Männer, und nur diese besorgen das Pfählen und Aufbinden des Schnittholzes, und das Traubentragen in der Weinlese. Die vorzüglichste Industrie am See bildet die Seide, welche durch die 1555 vertriebenen Reformirten aus Locarno und die 1680 in Zürich aufgenommenen Hugenotten, nachdem sie aufgehört, zu hohem Glanze gedieh. Jetzt hat sich die Mehrzahl der Ortschaften zu stadtähnlichen

Steinklopfer am Wallensee.

Anlagen erweitert, über denen in sanftgeschwungenen Linien die grünen Molasseberge aufsteigen, links mit der aussichtsreichen Albishöhe, rechts mit dem wetteifernden Pfannenstiel.

Am rechten Ufer: das weitgedehnte Stäfa mit Weinbergen, Feldern, Gärten, Obstanlagen bis zu den waldgekrönten Hügeln hinan, die gewerbereiche Gemeinde Meilen mit gothischer Kirche von 1495 (in Obermeilen wurden die ersten jener Pfahlbauten in der Schweiz, welche der Züricher Professor Ferdinand Keller für die Wissenschaft erschloss, im Schlamme entdeckt); Erlenbach mit einer Fülle von trefflichem Wein, der schon 981 nach Einsiedeln geschickt wurde, endlich Küssnacht, einst Johannitercommende, deren letzter Comthur, ein Freund Zwingli's, mit diesem sein Leben in Kappel verlor. Am linken Ufer: das industrielle Richterswyl, von Obsthainen und hohen Hügeln umkränzt; noch ausgedehnter das städtische Wädenswyl, wo Fabriken, Werkstätten, stattliche Wohnhäuser, Gehöfte, alte Doppelhäuser mit Nussbaumthüren und getäfelten Wohnstuben, elegante Villen, zu denen auch das frühere Amtsschloss gehört, miteinander wetteifern. Die Ruinen der alten Burg stehen verlassen im Walde; die Neuzeit zog mit zwei stolzen Bahnen von den zwei gegensätzlichen Kulturorten Zürich und Einsiedeln ein. Das Pfarrdorf Horgen ist eine so rege Uferstätte, dass von den vierzehn den See befahrenden Dampfbooten gewöhnlich vier hier zusammentreffen; die Kirche besitzt treffliche moderne Fresken von Barzaghi aus Lugano; südwärts auf der Höhe bewahrt das ehemalige Patricierhaus Bocken (1690) am Klopfer das Brustbild des Gründers Andreas Meyer und im reichvertäfelten Eckzimmer einen durch vaterländische Bilder und Distichen verherrlichten Ofen. Ueber Rüschlikon gewährt die Terrasse von Nydelbad einen köstlichen Rückblick auf Gebirge und See, dem Klopstock, als er mit acht Züricher Jünglingen und neun Mädchen und Frauen eine poetische Lustfahrt genossen, eine seiner schönsten Oden weihte:

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den grossen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.
Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuss
Zürich im ruhigen Thal freie Bewohner nährt,
Schon war manches Gebirge
Voll von Reben vorbeigeflohen.
Jetzo nahm uns die Au in die beschattenden
Kühlen Arme des Walds, welcher die Insel krönt,
Da, da kamest du, Freude!
Volles Masses auf uns herab.

Der Boden, auf welchem Zürich steht, ist zum Theil sehr hügelig, denn die Stadt ruht auf einem Bogenwalle von Moränenblöcken eines ehemaligen Gletschers, dessen Schenkel sich noch bis nach Meilen und Horgen verfolgen lassen. Diesseits des Albis erhebt sich eine der aussichtsreichsten Kuppen der Schweiz, der Uetliberg, zu welchem jetzt, als einem »Luftkurort« mit dem Rigi wetteifernd, eine kunstreiche Bergbahn hinanzieht. Das Panorama, bestrahlt von der aufgehenden Sonne, führt den Kranz der Berge wie Blumen aus den Gefilden des Himmels vor, in leuchtendster Farbenpracht und in den wonnigsten Formen. Ueber die zu Füssen liegende Stadt hin ist in weiter Ferne die alte Kyburg sichtbar, das sechsthürmige Rusticaschloss, das von den mächtigen Grafen 1264 an Rudolf von Habsburg kam, später als Pfandschaft an Zürich fiel. Noch besitzt es Fresken aus dem XV. Jahrhundert in der Schlosskapelle. Nördlich davon liegt (vom Uetliberg nicht sichtbar) die schmucke Stadt Winterthur, von grünen Hügeln und Weingeländen umringt, mit grossstädtischer eleganter Casinostrasse, einem mit altrömischen Werken wetteifernden Stadthaus von Semper, reichem Renaissance-Bankhaus, grossartigem Schulhaus und Technikum, einer Kunsthalle mit trefflichen Gemälden, vornehmlich der Winterthurer Graf und Weckesser. Winterthur ist eine der schmucksten Städte der Schweiz mit dem vollendeten Gepräge einer regen schweizerischen Handelsstadt, ringsum mit anmuthigen Spaziergängen, geschmackvollen Gärten und Villen. Die grossartigen Maschinenwerkstätten haben sogar einen Sendling in das Frauenkloster Töss gesandt. Noch besitzt die zweithürmige Pfarrkirche einen schönen kreuzgewölbten Chor von 1264 und das nahe Oberwinterthur, einst eine römische Station, in der alten Pfeilerbasilika einen neuaufgedeckten Gemäldecyclus aus dem XIV. Jahrhundert (Lebensscenen Jesu und des Schutzpatrons St. Arbogast). Der Wein dieser Gegend bis Neftenbach ist der beste in der nördlichen Schweiz. Nördlich vom Uetliberg lagert kreisförmig auf einem Vorhügel der langgedehnten Lägern das alte Städtchen Regens-

Betlis am Wallensee.

berg, ostwärts zieht das alte Sitten wahrende Wehnthal dem Aargau zu. Westwärts beherrscht das Städtchen Bülach einen Landwirthschaft und Baumwollspinnerei pflegenden Kreis. Im vollen Westen des Uetlibergs breiten sich der anmuthige Greifensee und der kleine Pfäffikersee zwischen freundlichen Hügeln und fruchtbaren Flächen aus. Zwischen beiden, von der Eisenbahn durchzogen, glänzt Uster als einer der wichtigsten Manufakturortschaften (das Vermögen des Spinnerkönigs Kunz betrug 20 Millionen, die Zahl seiner Spindeln 150,000, sein jährlicher Verkehr 4 Millionen). Westlich vom Pfäffikersee wetteifert Bauma mit Uster. Die Bahn durchzieht von hier das »Kellenland« (von der Kochlöffel- [Kellen-] Industrie so genannt) und mündet jenseits des manufakturreichen städtischen Wald bei dem grossen Pfarrdorf Rüti, dessen Prämonstratenserkirche eine der ersten Bauten der Ostschweiz war, in welcher der Spitzbogen seine bauliche Bedeutung erlangte.

Wo jetzt der regste Verkehr in der Stadt Zürich den Umkreis um die untere Limmatbrücke belebt, war schon in der römisch-helvetischen Zeit eine Niederlassung, Turicum, als Zollstätte für den Verkehr zwischen Rätien und Gallien. Von Baden führte eine Strasse nach Turicum; bei der Warte des Uto fand man Scherben von gemalten Gefässen von der turicensischen Zollstation mit demselben Mass-Stempel, der im römischen Castell des Lindenhofs sich vorfand. Grabsteine, Dachziegel, Heizröhren und Gebäudereste bezeugten den Aufenthalt des kaiserlichen Zollpräfekten und der Soldaten der XXI. und XI. Legion. Auch im Rennweg, Felsen- und Seidenhof, Thalacker, auf der Petershofstatt, am Hirschengraben, in der Brunngasse, wo der Zübelibrunnen seinen Namen wohl von Tubulus (Röhre) der alten Wasserleitung erhielt, und anderswo fanden sich römische Ueberreste. Gegen Ende des IX. Jahrhunderts wird der alte befestigte Ort als »Castrum« in den Urkunden bezeichnet. Die Ausdehnung desselben war noch unbedeutend; er erstreckte sich von der alten Brücke durch die Spitalgasse und Brunngasse dem Wolfbach entlang, und aussen am Rindermarkt bis zur Kirchgasse und zum Wasser hinab bis zum Thurm des Gaugrafen (bei der obern Brücke); die alte (untere) Brücke führte zum linkseitigen sehr kleinen Theile, der neben St. Peter's Hofstatt hin und der Schlüsselgasse entlang zurücklief. Auf dem Hügel des Lindenhofs war die mit dem Castrum durch eine offene Gasse verbundene königliche Pfalz, wo die Könige, um Recht und Ordnung zu handhaben, oft selbst verweilten.

Der Boden des Castrum, in fränkischem königlichem Eigenthum, war Mittelpunkt der Verwaltung der Besitzungen des Königs. Eine Urkunde von 821 spricht von dem königlichen Fiscus Turigum, und die Leute des Königs, die Fiscalini, werden häufig erwähnt. Die das Castrum umgebenden königlichen Höfe wurden von den hörigen Knechten bebaut und Handwerke darin betrieben. Neben den Leuten des Königs, die den Weiler um die alte Limmatbrücke bewohnten, gab es freie Alamannen, deren Grundstücke sich vom Zürichberge (homines de monte) bis zum Ufer der Limmat zwischen den königlichen Höfen und zum Castrum hin ausdehnten. Dieser Gemeinde der Freien stand der Graf des gesammten, seit Anfang des IX. Jahrhunderts vom Thurgau abgezweigten Zürichgau als Stellvertreter des Königs, Richter und Befehlshaber im Kriege vor. Zu diesen zwei Gemeinschaften kamen noch auf dem engen Raume die Angehörigen von zwei Stiften, des Münsters St. Felix und Regula und der Frauenabtei mit ihren Höfen hinzu; über diesen stand wie über den Fiscalini der vom König gesetzte Schirmvogt.

Die Abtei Fraumünster, deren Kirche jetzt noch diesen Namen trägt, erhob sich an der linken Uferseite nahe am See auf einem Meyerhof (Curtis), der den Münsterhof, Thalacker und noch weiteres in sich begriff. Sie erhielt allmählig die grossen königlichen Höfe mit den dieselben bebauenden Leuten zueigen, zuerst den ausgedehnten Hof Zürich

(ausserhalb des Castrum), auf welchem 853 das Kloster erbaut wurde. Die Stiftungsurkunde bezeugt, dass König Ludwig der Deutsche dem Kloster sehr grosse Besitzungen schenkte, Uri nebst einer Reihe von Ortschaften des jetzigen Cantons Aargau und Luzern. Die mit des Königs Gütern beschenkte und auf seinem Boden gestiftete Abtei blieb dem König unterworfen.

Die Insel Ufenau.

In der Einleitung des Briefes heisst es: »Wenn wir von den irdischen Dingen, die uns die göttliche Gnade ertheilte, aus Liebe zu Gott und um königliche Sitte genügend zu erfüllen, an die Stätten der Heiligen schenken, so glauben wir klärlich, dass uns diess nützlich sei, den Lohn ewiger Vergeltung zu erlangen.« Die Vergabung überlässt der König seiner geliebten Tochter Hildegard, und er befiehlt, dass kein öffentlicher Richter oder Graf an diesen Stätten weder Freie noch Eigene, die daselbst wohnhaft sind, irgendwie beeinträchtigen dürfe, sondern »alles unter königlichem Schutz mit den Vögten, die daselbst gesetzt sind, immer verbleibe«. — Der Königstochter folgte ihre jüngere Schwester Bertha als Aebtissin, und die Abtei erfreute sich unter ihr steigenden Reichthums und Glanzes und einer kostbaren Vollendung der Kirche mit Doppelreihen schöner Säulen, farbenprächtigen Stoffen und Bekleidung mit Silber, Erz und Gold.

Die jetzige Kirche weiss nichts mehr von der Pracht der alten. Von einem 1170 geweihten Bau mögen noch Reste des südlichen Thurmes vorhanden sein. Chor und Querschiff zeigen dagegen den Uebergangsstyl des XIII. Jahrhunderts; in den Westpartien erscheint die vollendete Gothik. Aus der Mitte des XII. Jahrhunderts stammt der Kreuzgang an der Südseite, theilweise ein bedeutsames Werk der romanischen Kunstepoche, mit dreitheiligen Gruppen gekuppelter Rundbogen.

Von dem bedeutenden Einfluss der Abtei auf die Entwickelung Zürichs sagt der Züricher Geschichtschreiber Georg von Wyss: Während sonst glänzende Siege, erfochten auf blutiger Wahlstatt, oder grosse innere Kämpfe die Geschicke der Völker zu bestimmen pflegen, sehen wir hier in der einfachen That der Beschenkung eines kleinen Frauenklosters ein Ereigniss, dessen Folgen allmählig immer bedeutender werden und bis in die späteste Zukunft hinabreichen. — Auf einem königlichen Meierhofe erhob sich eine bescheidene Stiftung zu Unabhängigkeit, Macht und Ansehen und ihr Haupt stieg bis zu fürstlichem Rang empor; unter ihrem Schutz verwandelte sich ein unbedeutender Ort in eine blühende Stadt, gelangte zu Reichthum, Ehre und Freiheit, und trat endlich als Erbe in den Besitz jener fürstlichen Gewalt. — Der Hof der zürcherischen Aebtissin war nicht nur eine bedeutende Gerichtsstätte und ein Ort wichtiger Verhandlungen, sondern auch ein Brennpunkt, um welchen

Horgen am Züricher See.

Kunstfleiss und Handel sich bewegten, die Gewerbe blühten und die werdende Stadt schmückten, und selbst die Entfaltung geistiger Bildung und edler Geselligkeit gewann.

Dem Fraumünster gegenüber erhebt sich in der rechtsufrigen grossen Stadt auf hoher Terrasse der hervorragendste Bau Zürichs: das Grossmünster, die einst zu den königlichen Besitzungen in Zürich gehörende Kirche (Turicina ecclesia), zugleich Leutkirche für alles Volk zwischen Limmat und Glatt. Ihr Ursprung verliert sich in's Dunkel. Das mit dem Münster verbundene Chorherrenstift begünstigte schon Karl der Grosse, dessen Wohnen und Rechtsprechen in Zürich die Sage schmückte. Sie lässt ihn sogar das Recht einer Schlange schützen, die, weil die Kröte sich auf ihre Eier gesetzt, an des Kaisers Wohnung zum Loch die Glocke anzog, und dem ihr gerechten Kaiser einen Edelstein mit Wunderkräften schenkte. Karl's Statue, wie er mit dem Schwert auf dem Schoos zu Gericht sitzt, ein Werk aus Kaiser Otto's Zeit, wurde auch am erneuerten Karlsthurm angebracht; 1164 feierte ein jährliches Kirchenfest den Kaiser mit besonderer Hymne am Karlstage, nach der Reformation wandelte sich diese Feier zu einem jährlichen Schulfeste um, mit lateinischer Lobpreisung Karl's als Schulstifter Zürichs. — Das Münster St. Felix und Regula stand schon in hohem Ansehen, ehe Ludwig's grosse Stiftung für das Fraumünster erfolgte. 1078 wurde die Kirche durch Brand zerstört, der Neubau schritt sehr langsam vorwärts, erst 1289 wurde der Chor durch den Bischof von Augsburg geweiht. Die dreischiffige Basilica ist ein kräftiger, alterthümlicher, romanischer Gewölbebau mit hohem Mittelschiff, niedern Seitenschiffen, dicken, an den Ecken der Knäufe mit Thiergestalten und Laubgewinden verzierten viereckigen Pfeilern, langem horizontal geschlossenem Chor. Ueber den Rundbogen tragen in einem zweiten niedrigen Geschosse zwei Reihen kleinerer Rundbogen und Pfeiler die den beiden Seitenschiffen entlang laufenden Emporen; ein Gesims mit gewürfeltem Bande trennt die beiden Geschosse. Die

Krypta und untern Chortheile sind noch altromanisch, die Fenster und spitzbogigen Wölbungen des Hochbau's weisen schon constructive Neuerungen des Uebergangsstyls auf. An der Westseite steigen über den Seitenschiffen zwei Thürme auf, von denen der Karlsthurm lange unausgebaut blieb. Waldmann's emporstrebender Geist rief ihn zur Höhe empor, und beide

Der Uetliberg.

Thürme erhielten durch ihn statt der niedrigen Zeltdächer 1488 hohe Spitzhelme mit bleiernem Masswerk und den Stadtfarben. Für die Kosten hatte die gesammte Priesterschaft zu steuern. Zweimalige Zerstörungen durch Blitze veranlassten endlich 1779 die jetzige Bekrönung mit kupferbeschlagenen hölzernen Hauben. Die Ausschmückung des Innern der Kirche ist einfach, im Chor drei moderne Glasgemälde, Christus und die Apostelfürsten, von Julius Gsell von St. Gallen, an den Pfeilern des Mittelschiffs zwei Bildwerke aus dem XII. Jahrhundert, westlich ein königlicher Reiter vor den zwei Schutzpatronen, östlich Guido's, Sohn Berengar's II., Entscheidungskampf. Das Westportal ist ein reicher Vorbau mit symbolischen Gestalten und Thieren, zierlichen Säulen mit figurenreichen Kapitälen. An die Nordseite des Chors lehnt sich der berühmte Kreuzgang aus dem Ende des XII. Jahrhunderts, ein Juwel romanischer Kunst.

Der Züricher Kunsthistoriker Rahn bemerkt: Hier ist Alles vereinigt, was der romanische Styl an malerischer Wirkung, an Kraft der Gliederung und Reichthum mannichfaltigster Zierrathen aufzubieten vermochte. — Jede Seite enthält fünf rundbogige Fenstergruppen aus drei gleichhohen Säulenarkaden mit schmalen Zwischenpfeilern. Gesimse, Knäufe und Kämpfer sind mit einer Fülle zierlicher Details geschmückt, wie solche in gleicher Mannichfaltigkeit des Inhalts, vom einfachen Blattornament bis zum ausgelassenen Spottbild wohl selten auf so kleinem Raume vereinigt vorkommen, Thiergestalten mit einander und mit Ornamenten verwachsen, kämpfend, jagend und spielend, menschliche Gestalten, Masken und Fratzen, Tänzerin und Violinspieler, Simson und Delila, Gruppen von leidenschaftlicher Bewegung, die sich bei aller Gebundenheit des Styls oft durch überraschende Naturwahrheit auszeichnen. — Ueber dem Kreuzgange wurde 1853 ein Mädchenschulgebäude errichtet.

Im Umkreise des Grossmünsters haben die Strassen jetzt noch die Namen Oberdorf, Niederdorf, Neustadt, Rindermarkt, Neumarkt behalten, die einst Gruppen ausserhalb

Schloss Kyburg.

der Thore bildeten, wo Hörige, Handwerker und Bauern wohnten. Schon Ende des IX. Jahrhunderts (urkundlich 889) werden die beiden Aemter, einerseits des Schirmvogts der beiden Stifte und des Castrum, anderseits des Gaugrafen über die Gemeinden der Freien, in Einer Hand gefunden, des Vertreters (advocatus) des Königs, wonach Zürich jetzt also eine aus vier Rechtsgemeinschaften geeinigte Reichsvogtei war. Als 917 das Herzogthum Alemannien hergestellt worden, und die Ausübung königlicher Rechte den Herzogen zufiel, sassen diese oft in Zürich und schlugen hier Münzen mit ihrem Namen. Unter diesen Herzogen wurden die verschiedenen Theile der Ortschaft durch gemeinsame Befestigung vereinigt, und Zürich zur Stadt erhoben.

Im XI. Jahrhundert erhielt das mächtige Haus Lenzburg die Vogtei in erblichen Besitz; 1037 bezog der Graf Ulrich von Lenzburg das erste steinerne Haus in Zürich als Amtshaus. Besondere Gunst erwies der Stadt König Heinrich III., der oft in Zürich weilte und sogar mehrere Reichstage hier hielt; er überliess der Aebtissin das Zoll- und Münzrecht und die Bestellung des Unterrichters. So theilten sich unabhängig von einander die Aebtissin und der Reichsvogt in die Leitung der Stadt. Rudolf von Rheinfelden, als Herzog von Schwaben, residirte wieder selbst in Zürich, wo er seinen Hauptsitz nahm. Zum Gegenkaiser gewählt, bekämpfte er von hier aus das Heinrich IV. getreue Burgund. 1097 erhielt Berthold von Zähringen für den Verzicht auf das streitige Herzogthum Schwaben die königlichen Rechte über die beiden Stifter und die Stadt. Doch blieben die Grafen von Lenzburg Reichsvögte. 1138 griff Friedrich von Schwaben den Herzog Conrad von Zähringen, der Conrad III. nicht als König anerkennen wollte, in seinen Besitzungen an und eroberte Zürich. Bischof Otto von Freisingen nannte schon damals Zürich die köstlichste Stadt Schwabens (nobilissimum Suevae oppidum). Die

Zähringer Herzoge Berthold IV. und V. übten wieder an des Kaisers Stelle die volle kaiserliche Herrschaft über Zürich, behielten seit 1173 die Vogtei selbst und dehnten sie noch über einen weitern Kreis aus. Der Tod Berchthold's V. ohne Erben brachte auch Zürich 1218 einen gewaltigen Umschwung; denn Kaiser Friedrich II. nahm nun die zürcherische Vogtei an das Reich zurück, dessen Rechte in der Stadt verbürgerte vom Kaiser bestellte Ritter ausübten. So erwuchs Zürich zur freien Reichsstadt. Thürme auf den Mauern und in

Winterthur.

der Stadt gaben ihr das Ansehen einer Festung. Die wachsende Selbstständigkeit der Bürgerschaft drängte das Ansehen der Aebtissin und des Vogts zurück; die Aebtissin war jetzt zwar Reichsfürstin, aber sogleich nach 1218 wird auch der städtische Rath urkundlich erwähnt, welcher die örtlichen Interessen verwaltete und im Gerichtswesen eine unabhängigere Stellung erlangte. Das Blutgericht, die Regalien und Reichssteuer besorgte der Vogt, der aber in der kaiserlosen Zeit an Bedeutung verlor. Bald wusste die Gemeinde der Vollbürger auch die freie Wahl des Rathes von der Aebtissin zu gewinnen und den Chorherren am Grossmünster gegenüber die Stellung einer schützenden Macht einzunehmen. Die Stadt stand jetzt auch im Auslande in hohem Ansehen und glänzte durch grossartige Gastlichkeit, die sie Kaisern, Fürsten und Rittern bot. Die Handwerke standen unter der Aufsicht des Raths, welcher aber den sich regenden Zunftgeist nicht begünstigte; noch später bedrohte der zürcherische Richtebrief die Stifter einer Zunft mit dem Niederreissen ihrer Häuser.

Das XIII. Jahrhundert war auch die Zeit, in welcher Zürich die neuen Mönchsorden aufnahm, gegen 1225 die Franziskaner (Barfüsser) und Dominikaner (Prediger); die Franziskaner bezeugten auch in Zürich ihre Spannung gegen den Papst durch ihr Bleiben in der Stadt, als Papst Innocenz IV. Zürich wegen Anhänglichkeit an den Kaiser Friedrich II. 1245 mit dem Bannfluch bestrafte. 1239 erbauten die Augustinerinnen am Oetenbach ein Kloster, verlegten 1292 ihren Sitz in die Stadt, nahmen die Dominikanerregel an und zählten die Töchter der mächtigsten Familien der Stadt und Umgebung unter ihre Angehörigen. 1250 bauten Cistercienserinnen ein Kloster in der seligen Au (Seldenau, dem jetzigen Selnau), dessen Besitzungen auch den Thalacker in sich begriff. Daneben gab es noch Beguinen, weisse und graue Schwestern in besondern Wohnungen ohne Klausur. Die Augustiner kamen zuletzt von allen Orden 1270 nach Zürich. — Die Predigerkirche, in der rechtseitigen Stadt, erhielt schon 1230 ihr Langhaus, dessen Rundbogen je fünf Pfeiler

stützen; der Chor stammt aus dem XIV. Jahrhundert und entfaltet in dem eleganten Maasswerk der hohen, weiten Fenster und in den schönen Verhältnissen die Schlussblüthe der Gothik. Nach der Reformation dem Cultus enthoben, wurde sie diesem erst 1613 zurückgegeben, der Chor in der Neuzeit der Kantonal- und Universitätsbibliothek eingeräumt. — Das Barfüsserkloster, südlich von der Predigerkirche, schon frühzeitig zu grössern Versammlungen der Bürger benutzt, hatte später das eigenthümliche Schicksal, die Buchdruckerpressen des berühmten Froschauer zu beherbergen, der 1524—40 die reformirte Bibelübersetzung des Leo Judae (»Froschauerbibel«) herausgab, und zuletzt theils »Obmann-Amt« zu werden, d. h. zunächst Amt für die Verwaltung der aufgehobenen Klöster, dann Lokal für die Gerichte, Regierungsdepartemente u. a., theils seit 1833 das Theater in seine Räume aufzunehmen. Das Dominikanerinnenkloster wurde zur Strafanstalt, und in der anstossenden Kornamtswiese erstand 1771 ein stattliches Waisenhaus; die Selnau erhielt in ihrem Gebiete 1857 das elegante Bezirksgerichtsgebäude. Das Augustinerkloster, in der Mitte der Kleinstadt, durch die Grafen von Toggenburg und die Habsburger begünstigt, wurde frühzeitig als Grabstätte der vornehmen Geschlechter der Stadt und Umgebung bevorzugt. Die schöne Augustinerkirche, wo jetzt die Altkatholiken ihren Gottesdienst feiern, ist ein Werk des XIV. Jahrhunderts, mit achteckigen Pfeilern und spitzbogigen unvermittelt aufsteigenden Arkaden. Der lange, geradlinig geschlossene Chor mit hölzernem spitzbogigem Gewölbe, diente sammt seinen Nebenkapellen einst als Wohnung und Werkstätte des Münzmeisters. In der Neuzeit beherbergte das Kloster 30 Jahre lang die Universität, bis sie in den eidgenössischen Palast der technischen Künste zog.

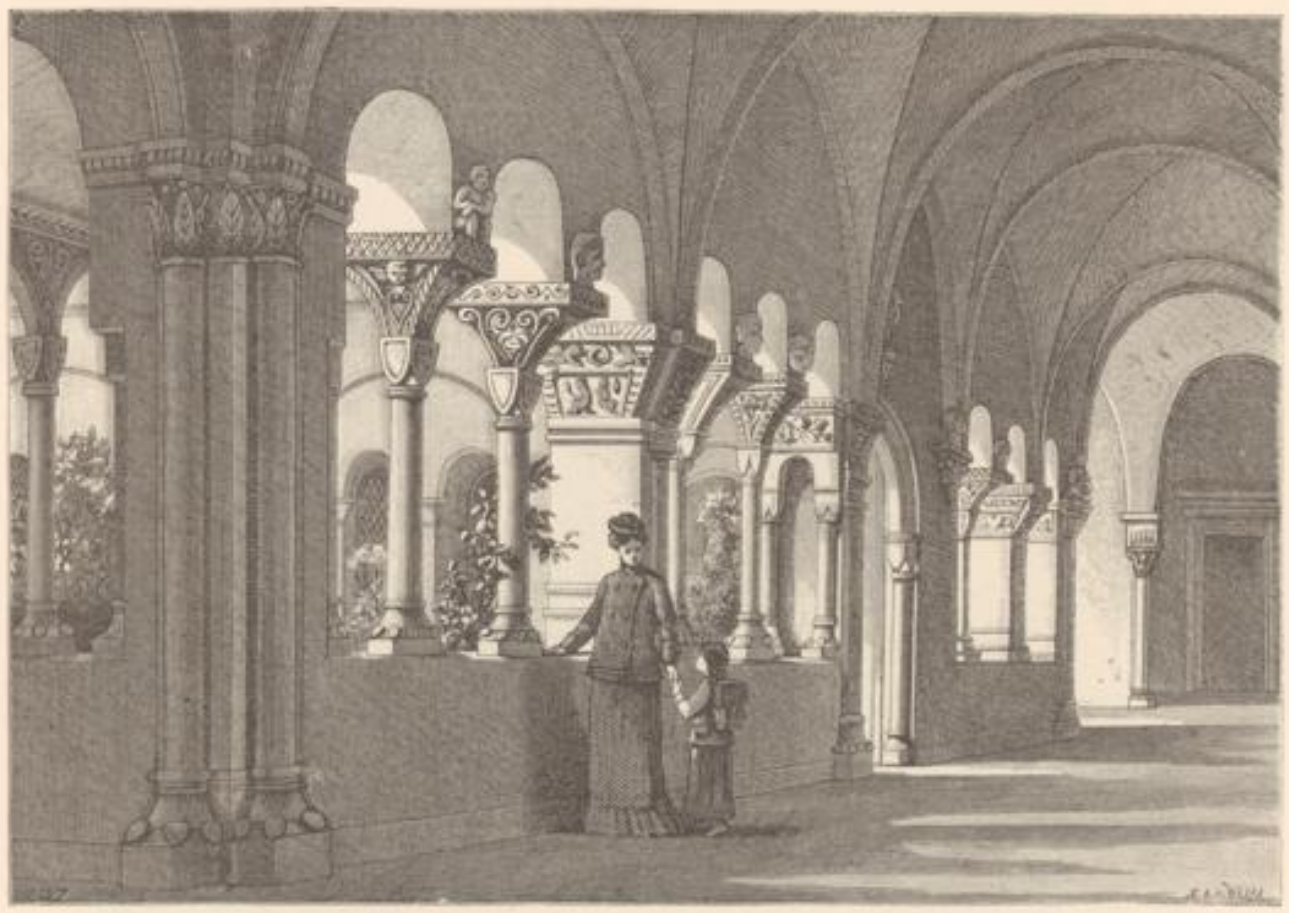
Dort, wo einst die königliche Pfalz stand, ragt der Hügel des Lindenhofs als ein der schönen Aussicht gewidmeter mit Lindenbäumen bepflanzter Platz abgesondert in die Höhe, mit köstlicher Schau auf die Altstadt und den Zürichberg. Im XVI. Jahrhundert war das freie Plateau Stätte der Schützen und häufiger öffentlicher Tafelfreuden der Bürger; Vadian, der mit den St. Gallern 1526 das Züricher Schützenfest besuchte, nahm hier an einem vom Rath und den Zünften gegebenen Nachtessen Theil, an welchem 700 Personen, darunter auch die bedeutendsten Geistlichen, Zwingli, Leo Judä, Pellikan, Myconius und der Abt von Cappel tafelten. Nach der Mahlzeit schlossen sich auch die übrigen Bürger an und hielten, die Musik voran, einen heitern Umzug um die Stadt. Der Lindenhof erhielt auch in der Kulturgeschichte Zürichs den besondern Ruf, dass hier die Frauen am 13. April 1292 während der Kriegsbedrängnisse ihrer Männer in Gewehr und Harnisch den Feind geschreckt haben. Unter Rudolf von Habsburg hatte die Stadt glückliche Tage gehabt; er stand ihr zunächst als Feldhauptmann gegen die mächtigen Freiherren von Regensberg und von Schnabelburg bei, und half ihr die Vesten Uetliburg, Wurp, Balder und Utznaberg brechen, suchte dann zwar als König die königliche Autorität zu stärken und verlieh die Reichsvogtei zu Zürich an freie Herren, welche nicht der Stadt angehörten; aber Handel, Gewerbe und Kunst blühten, die Leinwand- und Tuchfabrikanten schickten ihre Produkte in ferne Länder, die Seidenindustrie fabricirte aus Material, welches Italien lieferte, leichte (nachher gebleichte) Stoffe von ungezwirnter Rohseide. Schleier und Kopftücher wurden nach der Unterweisung italienischer Gewerbsleute verfertigt und bis nach Wien und Polen geschickt. Die Dichtkunst blühte am Hofe der Aebtissin, und der Minnesänger Hadloub nennt die Haupt-

Zürich und der Zürichberg.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Das Grossmünster in Zürich.

glieder, die dort in Sängerkunst sich vereinigten: »der vürste von Kostanze (Bischof von Konstanz), herr Albrecht der brouder sin, der (Abt) vürste von Einsidelen, von Toggenburk lobelich graf Vriderich, der herr von Regensberg, der abt von Petershusen; da waren ouch bi Edelvrouwen, hohe pfaffen, ritter guot, her Ruedger Manesse unt der Klingenberger.« Ritter Rüdiger Manesse besass eine reiche Sammlung von Minneliedern, an welcher sein Sohn, der Chorherr Johann, ihm sammeln half: »Wâ vundt sament so manig liet? man vunde ir niet im kunicrîche, als in Zürich an buochen stât!« — Als der Hingang Rudolf's von Habsburg neue Auflehnungen hervorrief, und Zürich sich der Bewegung anschloss, erlitt es bei Winterthur 1292 eine empfindliche Niederlage. Herzog Albrecht kam selbst in seine Stamm-



Der Kreuzgang des Grossmünsters in Zürich.

lande und es gelang ihm bald die Ruhe zu erzwingen. Er lagerte auch vor Zürich, fand aber energischen Widerstand, so dass ein annehmbarer Friede geschlossen werden konnte. Hiezu soll jene Frauenthat mitgeholfen haben. Der Barfüssermönch Vitoduran (Johann von Winterthur), dessen Vater mitkämpfte, erzählt, dass einige sagen, die Weiber seien einmal fast allein in der Stadt zurückgeblieben, haben sie bewacht, und als sie sich umringt sahen, von einem Greisen den Rath angenommen, an dem genannten Ort bewaffnet sich zu schaaren und dort den Reigen führend den Blicken der Feinde ihre Fröhlichkeit und der Kämpfer zahlreiche Schaar darzuthun, damit sie getäuscht der Stadt Ruhe liessen und abzögen. Und so geschah es.

In der Mitte zwischen Lindenhof und Fraumünster ragt die Peterskirche auf ansehnlicher Hügelebene auf. Sie wird schon in einer Zehntenurkunde von 946 als eine reiche Pfarrkirche bezeichnet, deren Güter sich von Wiedikon bis zum Uetliberg erstreckten. Die alte Kirche wurde 1705 abgebrochen und in derselben einschiffigen Form wieder aufgeführt; der Chor ist ein Rest romanischer Anlage, der Hochbau des Thurmes stammt aus der gothischen Periode. Eine Reihe von Chorstühlen aus aufgehobenen Kirchen sind in einfachem gothischem Styl mit reizenden Ornamenten und Spruchbändern geziert. Das an die Kirche stossende Haus, ehemals Muttenthal genannt, gehörte dem für die Entwickelung Zürichs bedeutsamen Bürgermeister Ritter Rudolf Brunn, dessen Grabstein mit der Angabe des Todestages 17. October 1360 im Chor eingemauert ist. Sein Wohnhaus stand am Neumarkt (später die Schule am Bach).

Tonhalle in Zürich.

Vor Brunn's Staatsumwälzung waren nur die Ritter, als Lehenträger des Reichs oder Dienstmannen der Stifte, sowie die Burger als Freie, welche aus dem Ertrag des Grosshandels, der Renten und der Güter lebten, regimentsfähig. Der Rath bestand aus drei Rotten, deren jede vier Monate lang im Amte stand, und aus vier Rittern und acht aus den Geschlechtern zusammengesetzt war. Die nicht regimentsfähige Klasse klagte über Druck, parteiisches Recht und Willkür. Ein Glied des Raths, Ritter Rudolf Brunn, ahnte den Sieg der aufstrebenden Handwerker, doch selbst Patricier trachtete er zwar nach einer Theilnahme der Handwerker am politischen Leben, aber mit Einschränkung der demokratischen Elemente und möglichst unbeschränkter Leitung durch ihn selbst. Eine ausserordentliche Versammlung trat, als die Gemeindebeschwerden im Mai 1336 vom Rathe abgewiesen wurden, in der Barfüsserkirche zusammen, ernannte Brunn zum Bürgermeister und nahm schon am 16. Juli die von ihm entworfene Verfassung ohne Veränderung an. Sie bestimmte, dass von den 26 Rathsgliedern nur noch 13 aus den »Rittern, Edellüten, Burgern, die ihr Gelt und Gut hand, Koufflüten, Gwandschnydern, Wechslern, Goldschmieden und Salzlüten« zu wählen seien, für die andere Hälfte des Raths aber die 13 Zunftmeister, von den Zünften selbst erwählt, einzutreten haben, und zwei Rathscollegien halbjährlich wechseln sollen. Ueber allen stand der Bürgermeister, auf Lebenszeit gewählt, und ermächtigt, alle Wahlen zu beeinflussen, und den regierenden Rath durch Beisitzer aus dem stillstehenden beliebig zu vermehren, »dass man desto fürer Witze und Wissheit zu Zürich an einen Rat finden möge«. Der Versuch der Partei der alten Ordnung, mit Hülfe des Grafen von Rapperswyl, bei welchem die verbannten Räthe Aufnahme gefunden hatten, durch Söldner von Aussen und Gönner in der Stadt in der Matthiasnacht (23. Februar) 1350 eine Mordnacht zu veranstalten, scheiterte an der Kundschaft Brunn's. Er liess die Sturmglocke ziehen, eilte auf's Rathhaus, wo die Bürger in Waffen erschienen und nun, die Fleischer mit ihren Beilen voran, die Verschwornen trotz tapferster Gegenwehr in den Gassen niederhieben. 18 Gefangene wurden enthauptet, 19 gerädert, Neurapperswyl verbrannt, die neue und alte Burg gebrochen. Schon kurz nachher wog der Bürgermeister ab, welches Bündniss für Zürich und seinen eigenen Glanz aussichtsreicher sei. Zuerst Willens, mit Oesterreich sich zu verbinden (der Bundesbrief mit den schon fertigen Einschnitten zum Einhängen der Siegel liegt noch im Staatsarchiv), schloss Brunn 1351 einen Bund mit den vier Waldstäften, der den Burgermeister noch unter besondern Schutz stellte. Nach zahlreichen kleinen Kämpfen mit Oesterreich, dreimaliger Belagerung von Zürich, erschien 1354 das Reichsheer des Kaisers vor den Mauern, zog aber, als nach hartem Widerstand und harter Noth, welche die Eidgenossen mit den Zürichern theilten, Zürich, zum Beweis, dass nicht der Kaiser, sondern Oesterreich der Feind sei, die Reichsfahne aufpflanzte, wieder weg, worauf Oesterreich sich auf den

Die Bahnhofstrasse in Zürich.

Kleinkrieg beschränkt sah. Brunn neigte sich allmählig wieder zu Oesterreich, und erreichte, dass die nun verrätherisch isolirten Waldstätte die durch Eroberung gewonnenen Bundesglieder Glarus und Zug wieder zurückerstatten mussten; 1356 schloss er ein fünfjähriges Bündniss mit Oesterreich unter engen Verpflichtungen. Dem Titel eines Geheimen Raths und hohen Jahrgeldern folgte seine eidliche Zusage, »den Herzogen und ihren Amtleuten zu dienen, ihren Nutzen zu fördern, ihren Schaden zu wenden heimlich und öffentlich«. Aber kurz nachher starb der Diktator, und der »zweite geschworne Brief« schränkte die Stellung des Bürgermeisters ein; 10 Jahr später wechselten zwei Bürgermeister halbjährlich. Einen zweiten Verrath gegen die Eidgenossenschaft, ein Bündniss mit Oesterreich unter Bürgermeister Schön, mit der Zusage, den VI Orten keine Hülfe mehr zu leisten, bestrafte die Bürgerschaft mit der Absetzung und Verbannung der Schuldigen; der »Grosse Rath« gelangte jetzt durch den »dritten geschwornen Brief« zur obersten Gewalt und zur alleinigen Wahl der Bürgermeister und des kleinen Raths. Zürich erwarb sich eine Reihe von Herrschaften und Vogteien, kaufte sich von Zöllen und Reichssteuern frei und brachte auch die Reichsvogtei an sich. In der Stadt gab es jetzt schon 13 Herbergen für Fremde, die zwei bedeutendsten waren das »Schwert« und der »Storchen« in der Kleinstadt; 1399 wurde ein stattlicher Neubau des Rathhauses grösstentheils in Stein aufgeführt, doch seine Fensteröffnungen waren noch bis 1504 nur mit Tuch überspannt.

Die untere Brücke führt an den Limmatquai, wo die zweite Strasse zur Stüssi-Hofstatt hinanzieht, die ihren Namen von den Wohnungen erhielt, welche Bürgermeister Stüssi hier besass. Seine eigene Wohnung erhielt den Namen »zum weissen Wind (hund)«, und das damit verbundene Haus »zum Königsstuhl.« Stüssi war jener hochfahrende, hartnäckige, mit dem gewandten Ital Reding von Schwyz (Band I, 152) ringende Gegner im »alten Zürichkriege«.

Aus Glarus gebürtig, woher sein Vater 1375 nach Zürich gezogen, stieg er rasch in seiner neuen Vaterstadt empor, wurde 1430 Bürgermeister, und war bald in Sachen des Kriegs und Friedens unumschränkter Herr Zürichs, erhielt als Gesandter zu Rom vom Kaiser Sigismund hohe Auszeichnung, wurde zum Ritter

geschlagen und brachte die Bestätigung der Freiheiten Zürichs in goldener Bulle heim, förderte aber durch seine Schroffheit jenen verderblichen Krieg mit den Eidgenossen. Der Schiedsspruch, welcher Schwyz bevorzugte, trieb ihn zu ehrgeiziger Rache und Zürich zu ehrgeizigen Hoffnungen auf eine neue Machtstellung in »ewigem« Bündniss mit Oesterreich. Den Untergang Stüssi's bei der Sihlbrücke schildert anschaulich der Züricher Chronist Edlibach: »da zugend die von zürich uss mit der statt fenlin mit vil volckes zun Bencken, da sechend sy die eidgnossen über dz Albis hinabzüchen. Da riettend etliche, man söllte sich nüt sumen, sondern bald über die ein sihlbrugen züchen und zwüschend den beden wassren wartten, so rettend etlich nein es wer schantlich, man sölte nüt über dz wasser flüchen, man sölt jr wartten jn der wiesen bin sant jakob, als den dz ouch dz mer under jnnen ward, und lagend also da ann alle ordnung und trunkend win und assent brot und käss glich als ob sy an einer kylbe werend. Da zuchend etlicher der eidgnossen knächt vorhar und erstachend einen und damit jaucktend si der von zürich knächt jn sant jakob wiesen zu irren herren, da überfielend die eidgnossen die von zürich, da erschrack mencklich und namend die flucht, da ward gar vil folckes erschlagen, der burgermeister stüsse kam umm uff der silbrugen und sust gar vil erberer lütten die von rätten und von der gemeind verlurend. Man seitt, hette stüsse wenig lütten bin jm gehept, so hette er den eidgnossen die brug mit gewalt vorbehept!« —

Das Nägeli-Denkmal in Zürich.

Auf dem 1571 errichteten Brunnen der Stüssi-Hofstatt steht ein alter Schweizer als Pannerträger von Zürich. — Hinab zum Quai und einige Schritte gegen die untere Brücke trifft man auf das elegante in modernem »Florentinerstyl« erbaute Gesellschaftshaus zum Schnecken; die »Schildner zum Schneggen« hatten schon um 1400 am Rathhause ein Vereinshaus erbauen lassen, wo die Obrigkeit, angesehene Bürger und Gäste verkehrten. Zur Zeit des alten Zürichkriegs war hier eine Vereinigungsstätte der bedeutendsten politisch und militärisch thätigen Männer der antieidgenössischen Partei; zur Zeit Waldmann's stand die Gesellschaft in gleichem Rang und Ehrenrechten mit der Constafel. — Südwärts führt der Quai zur merkwürdigen Wasserkirche, die hart am Flusse bis zu den eleganten Bogen der 1837 aus Granit und schwarzem Marmor erbauten Münsterbrücke sich ausdehnt. Hier war einst die Hauskapelle des Gaugrafen, der, wo jetzt das Kaufhaus steht, wohnte, und die Kapelle dem Stift Grossmünster übergab. Später ging sie an die Stadt über und diente neben dem Gottesdienste zu Gemeindeversammlungen und Aufbewahrung der Fahnen. Wegen ihrer Baufälligkeit beschloss Hans Waldmann als städtischer Bauherr einen Neubau durch Hans Felber; 1486 fand

die Einweihung statt. Sie ist einschiffig, von hohen und leichten Verhältnissen und glänzender spätgothischer Gewölbetechnik. Die offene Halle des »Helmhauses« davor diente in alten Zeiten für das Schultheissengericht; ihr Umbau 1790 wurde für den Flachs-, Hanf- und Leinwandverkauf an Markttagen benutzt.

In dieser Schöpfung Waldmann's versammelte sich jene Bürgergemeinde, welche seine fortschrittlichen Schöpfungen im Staatsleben wieder zerstören wollte, und den hörnenen (hürinny) Rath einsetzte, der schon nach 6 Monaten fiel. Waldmann war es zu verdanken, dass Zürich, trotz des Glanzes von Bern in den Burgunderkriegen, wieder massgebend an die Spitze der Eidgenossenschaft trat. Aus Blickensdorf bei Zug gebürtig, war er mit seinem Bruder als Knabe nach Zürich gekommen, und hatte, von einem Rothgerber aufgenommen, dessen Handwerk erlernt, 1452 das Züricher Burgerrecht (um vier Gulden) gekauft, und sich auch noch durch einen Eisenhandel etwas Vermögen erworben. Bei allen Vergnügungen war er der fröhlichste und der »schönste Eidgenoss«. Das damalige »Reislaufen« entzog ihn der häuslichen Thätigkeit; er nahm an fast allen jenen heldenmüthigen Feldzügen Theil, welche gegen das Erzhaus Oesterreich und seine Vasallen von den Eidgenossen unternommen wurden und zeichnete sich als Führer der abenteuernden Jugend durch Gewandtheit, kühne Unternehmungen, Verwegenheit in Gefahren, fertige Rede und geistige Ueberlegenheit aus. Als einem Sohn jener bewegten kriegerischen Zeit, in welcher das Sichüberheben über die gewöhnlichen Schranken das »Glück« machte, stand ihm selbst seine Zügellosigkeit, die ihn zum Schreken der Hausväter machte, nicht im Wege. Schon frühe hatte er eine vortheilhafte Heirath mit der Wittwe des Einsiedler-Amtmanns Ulrich Edlibach geschlossen, die ihm als Stiefsohn den spätern trefflichen Chronisten zuführte. Schon 1464 war er selbst Amtmann geworden, hatte 1469 das Schloss Dübelstein nebst den niedern Gerichten von Dübendorf, Rieden und Dietlikon gekauft, und war ein guter Verwalter; er änderte seine Zunft, ging auf den Kämbel und erhielt 1473 die Zunftmeisterstelle, zog dann in die Burgunderkriege als Hauptmann, meist an der Spitze seines Kantons, zur Beute und zu Siegen; vor dem Siege zu Murten ward er zum Ritter geschlagen, dann Gesandter an der Tagsatzung, Gesandter am französischen Hofe, ein geschickter Unterhändler am Hofe Ludwigs XI. Freilich schrieb er von der List des Königs nach Zürich: »Gnädige Herren, Ihr habend verruchter, unbarmherziger, verlogner Volk nie gesehen, dann die Franzosen, die weder Brief noch Siegel halten, lasset üch von des Königs Geld und siner Räten Süssigkeit nit verfüren, fürwar die Franzosen habend mit semlicher Behendigkeit schon mannig Land betrogen und in Kummer bracht, dass ich für min Theil wollte, wir hätten minder mit ihnen zu schaffen.« Doch änderte sich Waldmann's Verhältniss zu Frankreich, als er wenige Wochen nach seiner Rückkehr eine jährliche Pension erhielt. Die Schwester des Königs, Jolanda von Savoyen, gab ihm den Hofrathstitel; er wurde auch österreichischer Pensionär und Austheiler von Maximilian's Gnadengeldern in der Schweiz. Die Züricher fanden sich durch das Ansehen Waldmann's, das ihn zum gewaltigsten unter den Eidgenossen erhob, sehr geehrt, und sein Wille galt bald als Gesetz. In kurzer Zeit war er in einem Staate, der seine Vertreter nur sparsam besoldete, zu einem Vermögen von 30,000 Gulden gekommen und galt als der reichste Eidgenosse. Dabei entfaltete er verschwenderischen Glanz, lieh »ehrlichen Herren und Gemeinden«, gab grosse Almosen, steuerte Nichten aus und übergab auch Kirchen bedeutende Summen. Auch im höfischen Leben gefiel er sich, und es hiess, wenn er lieber am mailändischen Hofe tanze, als an den päpstlichen Hof (wohin er 1479 geschickt wurde) reite, so sei das Fieber daran schuld, da er von diesem befallen bis zu seines Gefährten Rückkehr von Rom fleissig mit dem französischen Gesandten zu Bällen und Galatagen nach Hof ging. Es war diess ohnehin eine vergnügliche glänzende Zeit. Die Zunfthäuser wurden prächtig ausgerüstet, wie namentlich noch ein Gemach im Rüden darlegt, Mahlzeiten, Spiele, Bälle, Schützenfeste mit vieler Pracht begangen, und häufig fanden schon jetzt Festzüge in andere Gaue statt. Schon zuvor war jene Fahrt der frohen Jugend Zürichs veranstaltet worden, auf welcher sie zum Zeichen, wie nahe sich die gleichgesinnten Städte liegen, mit einem wohl eingehüllten Topfe heissen Hirsbreis und mit warmen Semmelbroden so schnell auf Limmat, Aare und Rhein nach Strassburg gelangten, dass dort noch am gleichen Abend der Hirs und die Semmeln warm auf des Ammeisters Tafel erschienen und beim Tanze vertheilt wurden. (Im folgenden Jahrhundert (1578) machten die Züricher die Fahrt zu einem grossen Schiessen, und Fischart besang sie in einem berühmten langen Gedichte.) — 1487 zogen die Herren von Zürich, Räthe und Bürger, nach Uri auf die Kirchweihe und wurden mit Gemsen, Steinböcken, Hirschen, Rehen, Bären und wilden Schweinen, sowie mit Malvasier, Claret, Hippokras, Veltliner und Elsässer Weinen bewirthet.

Vom Bauherrn war Waldmann 1480 zum Oberzunftmeister emporgestiegen und 1483 mit Zurücksetzung Göldli's zum Bürgermeister, trat jetzt dem Adel, der den Emporkömmling hasste, offen entgegen, und berieth im Gesellschaftshause zur Schnecke, wo sich unter seinem Vorsitze die vorzüglichsten seiner Anhänger regelmässig zur Besprechung der nöthigen Aenderungen in der Verfassung und Verwaltung versammelten. Die Zahl der

Platz-Promenade in Zürich.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

adeligen Räthe wurde auf sechs beschränkt, an die Stelle der übrigen traten die Räthe der Zünfte, in welchen kein Richter oder Altbürger Meister werden konnte. Eine Reihe von Verordnungen regelte das Leben mit Strenge, der Zugang zum Bürgerrecht wurde erschwert, Luxus und Feste eingeschränkt, ja sogar »kein frow oder tochter sollten hinfür kein silberin oder vergüldt haften, ringlin oder gspeng, ooch kein sydin gewand oder beleg an rögken, schuhen, halsmänteln tragen, ausgenommen die Frouwen zum Rüden und Snegken.« Sogar auf das Reislaufen legte Waldmann schwere Strafen. Stadt und Landschaft wurden in der Berufsthätigkeit schärfer geschieden, Handel und Handwerk wesentlich der Stadt zugetheilt, die Landschaft möglichst auf die Landwirthschaft beschränkt, somit die Landleute angewiesen, ihre Produkte in der Stadt zu verkaufen und die Waaren dort zu beziehen. Auf fremde Weine wurde hohes Ohmgeld gesetzt, die Bewirthschaftung von Gütern anbefohlen, »da etlich der Unsern viel Güter und Höf koufen, aber nit recht buwen und bewerben, sondern solche zu Weiden werden lassen, oder Sennhöf draus machen, dadurch der Buw an Korn und andern Früchten gemindert wird, soll in Zukunft niemans keinerlei Güter annehmen, dann die er selbst bewerben oder andern lihen welle solche zu buwen; und Güter, die zu Sennhöfen oder Weiden gemacht sind, sollen in Jahresfrist wiederum in Nutzung bringen oder verliehen werden.« — Das Salz wurde ein Stadtregal, Zölle und Steuern zur Ausführung öffentlicher Werke erhöht, die Rechte der Landschaft vermindert, die Oberhoheit der Stadt auch in der Gerichtsbarkeit verstärkt, die Staatsgewalt auch gegenüber dem Klerus (»der selten verzeiht«) gehandhabt, das »Erbschleichen« der Geistlichen und Mönche erschwert, ihre Vergnügungen geregelt (»alles Lüstlispiel mit Würfel und Karten soll ihnen verboten sein, ausgenommen an den Kirchweihen drei Tage«). — Genug Vorschriften, um gegen den aufzureizen, der selbst den Vorschriften getrotzt hatte, zumal die Einführung schroff erfolgte. Ein Racheakt am Sieger von Giornico, Frischhans Theiling von Luzern, der Waldmann beschuldigt hatte, beim Bellenzerzuge aus unreinen Gründen den Rückzug genommen zu haben und Zürichs Panner einen Bettelsack hiess, und nun (1487) als er nach Zürich zu Markt gegangen, ergriffen und enthauptet wurde, entfremdete Waldmann dem Volke noch mehr. Die von ihm verfolgte Familie Göldli schürte den Abfall und reizte ihn durch befreundete Räthe unter Schmeicheleien zu unpopulären Massnahmen. Bei dem Verordnungsvollzug, die grossen Hunde der Bauern, welche das Wild abhielten, aber wie es hiess grössern Schaden in den Reben verursachten, zu tödten, brach in Knonau und den Seegemeinden 1489 der Aufstand aus. Die Schaaren lagen vor der Stadt, ein durch eidgenössische Gesandten vermittelter Vergleich wurde von Waldmann zum Nachtheil der Bauern gefälscht. Da verlangte das Volk den Brief und belagerte die Schlösser Grüningen, Wädenswyl und Kyburg. Zwar rechtfertigte sich Waldmann bei den Zünften, aber zum Besuche der vierten sich anschickend, liessen die Verschwornen die Sturmglocken ertönen, draussen drohte das Volk, drinnen liefen die Bürger vor das Rathhaus und verlangten die Auslieferung des Bürgermeisters. Die eidgenössischen Boten erlangten seine Verhaftung »auf Recht« und führten den Angeklagten in den »Wellenberg«, einen Gefängnissthurm mitten im Wasser am Ausfluss des Sees. Er wurde während 40 Stunden der Tortur übergeben, und am Gerichtstage führten noch schwitzende Boten die Komödie auf, athemlos zu berichten, der Kaiser nahe mit einem Heere, Waldmann zu entschütten, und Eglisau brenne schon. Da ward er einstimmig zum Tode durch das Schwert verurtheilt. Auf dem Fischmarkt ward ihm vorgelesen, »dass er vor jaren dem Küng von Frankreich einen eid uss den pflichten geschworen, frommen lüten jr ewiber geschmäht, urteil hinter den Räten nidergedruckt, vom herzogen von Meiland mit bösem gewalt vier tausend tuggaten eingefordert, hinter den Räten den Göldlin hat richten lassen«, mit den Meistern Willkürlichkeiten in den Wahlen begangen habe. Am Anfang des jetzigen Zeltwegs, damals ausserhalb der Stadt, ward er angesichts des Landvolks hingerichtet. »Er was von Anfang bis zu End manlich, gieng so stoltz und uffrecht, als er vor yn gangen war und hielt sich bis an sin End als ein guotter cristgläubiger Mönsch«, sagt ein Augenzeuge. Er ruht in der Fraumünsterkirche. Seine Wohnung war das Haus zum Sikust unten an der Trittligasse.

Die Wasserkirche enthält jetzt die Stadtbibliothek, die unter ihre Kunstschätze auch treffliche Glasgemälde aus dem XVI. Jahrhundert und eine erst in der Neuzeit durch den Kunsthistoriker Salomon Voegelin wieder aufgefundene Tischplatte mit der Darstellung des »Niemand«, des Krämers mit dem Affen, sowie von Jagden, Fischfang, Turnier und Schmaus von Hans Holbein, 1515 für Hans Beer in Basel gemalt, zählt, und im Museum der für Zürichs geistiges Leben sehr bedeutsamen antiquarischen Gesellschaft die historisch wichtigste Sammlung von Resten aus der Stein-, Bronce- und Eisenzeit jener Pfahlbauten besitzt, welche hier ihre erste wissenschaftliche Erklärung gefunden haben. — Von der Wasserkirche die Treppe hinan zum Zwingliplatz am Grossmünster und in die Kirch-

gasse schreitend, gelangt man zu jenem grossen Eckhause, das zur Zeit der Reformation »die Schuley« hiess und von dem Reformator Ulrich Zwingli in den sechs letzten Jahren seines Lebens bewohnt wurde (1519—22 wohnte er in der Leutpriesterei, 1522—25 im obern Eckhause an der mittlern Kirchgasse).

Schon 1140 war der Kleriker Arnold von Brescia, dessen Grundsätze, dass dem Klerus kein Besitz weltlicher Güter zukomme, die Verhältnisse desselben nach Christi und der Apostel Aussprüchen zu prüfen seien, und die Laster und Bedrückungen der Kirche von ihren Reichthümern herrührten, in Italien und Frankreich verdammt worden, nach der Schweiz in die Diöcese Konstanz entflohen, und hatte in Zürich durch seine Predigten nachwirkenden Einfluss errungen; aber erst durch den Prediger Ulrich Zwingli wurde Zürich für eine durchgreifende Reformation gewonnen, die auch das politische und häusliche Leben nachhaltig umgestaltete. Als der dritte Sohn des Ammann von Wildhaus 1424 geboren, wurde er frühzeitig, da er angesehene Priester zu Verwandten hatte, zum Kirchendienste bestimmt. In Basel, Bern und Wien den Studien der Theologie und des klassischen Alterthums obliegend, setzte er dieselben auch als Pfarrer von Glarus fort, las das neue Testament und die Kirchenväter in griechischer Sprache und gründete selbst eine Lateinschule. Als Feldprediger der Glarner in den mailändischen Kriegen war er Zeuge des Verderbens, das der fremde Kriegsdienst in die Schweiz brachte. Schon 1510 hatte er in der Fabel vom Ochsen (Schweizer), hungrigen Löwen (Kaiser Maximilian), Leoparden (König von Frankreich), den Katzen (schmeichlerischen Rathgebern), dem Füchslein (Venedig) und dem Hirten (Papst) den Bock (Bünden) sprechen lassen:

Ulrich Zwingli.

Das Netz ist ufgespannt überall;
Mich wird nun seligen diser fall,
Die grünen krütter byssen ab,
Verachten alle miet und gab;
Dann wo gaben statt mögend han,
Mag keine Fryheit nimmer bstan.

Und die Auslegung des »Labyrinths« (Sage von Theseus) enthält schon Grundzüge seiner sittlichen und vaterländischen Anschauung:

Nun sollend jr vernemen hie
Dass diser Labyrinth die mü
Und arbeit bedüt diser Welt;
Aber Theseus, der kühne Held,
Den starken frommen eerenmann,
Der die mass allweg treffen kann;
Und sich allein ums vaterland
Verbrucht! Das vych bedütet schand,
Sünd und laster; aber der fad,
Den mannlich nach dem Sieg er fand,
Bedüt vernunft, die uns leert grad
By des rechten schnür müssen gan
Wo wir wellind mit eeren bstan.
Ariadne, die tochter, bdüt,
Lon der tugend, dass nieman grüwt.

Die Angriffe auf Mieth und Gaben ertrugen die kriegerischen Glarner nicht, und Zwingli vertauschte seine Stelle mit einer Pfarrhelferstelle im Kloster Einsiedeln, wo er auch ungestörter den Studien leben konnte, und zur vollen Einsicht gelangte, dass »nur die Verkündigung des reinen Bibelworts Kirche und Vaterland retten könne«. 1518 durch die Patrioten als Leutpriester an das Grossmünster in Zürich berufen, erläuterte er schon vom Neujahrstage an in klaren lehrreichen Vorträgen die Evangelien. Die Pest, welche 1519 in Zürich 2500 Menschen wegraffte, rief Zwingli von seiner Kur in Pfäffers zurück, und unermüdet widmete er sich der Tröstung der Erkrankten, bis ihn selbst die Seuche auf's Krankenlager warf. In dem herrlichen Gebetsliede, das er bei seiner Genesung dichtete, kündigen die letzten Verse: So muss min mund Di lob und lehr Usprechen meer — Dann vormals je! den neuen Muth des Reformators an. Schon 1521 beschlossen Rath und Bürger von Zürich, alle fremden Kriegsdienste für immer aufzugeben. An die Eidgenossen schrieb Zwingli: »die fürsten hand wol ermessen, dass, wo einer sinen nachburen sähe unversehenlich rych werden und us rychtag müssig gon, schön bekleidt syn, mit spülen, prassen, mutwillen, er demnach ouch gereizt würde nach rychtag ze stellen. Mit arbeit will sich dann nieman mee nären, man lasst die güter verstuden an vil orten, dass man nit arbeiter hat,

Hôtel Baur au lac in Zürich.

wiewol man volks genug hätte, dazu ein gut erdrych; treit es nit zimmet, imber, malwasi, nägelin, pomeranzen, syden und söliche wyberschleck, so treit es anken (Butter), astrenzen (Futterkräuter), milch, pferd, schaf, veh, landtuch, wyn und korn überflüssig, dass jr darby schöne starke lüt erziehen, und was ir nit habend, ertuschen und koufen mögend. Krieg frömder herren und jr gelt ist ein schul aller lastren und uns ins alter nüt anders gebiert dann verkümmert conscienzen.« Die Landsgemeinde in Schwyz beschloss für 25 Jahre alle fremden Bündnisse und Jahrgelder abzuweisen, aber kurz nachher machte die französische Partei den Beschluss rückgängig, und von nun an war Schwyz der gegen Zwingli und die Reformation feindseligste Kanton der Eidgenossenschaft. In Zürich ging die Reformation unter fast einmüthiger Betheiligung der Geistlichen mit vollen Schritten voran. Ein Glaubensgespräch (1523), die Verordnung der Obrigkeit, dass die Priester zu Stadt und Land nichts anderes lehren dürfen als was sie mit der heiligen Schrift bewähren könnten, eine von 900 Personen besuchte Disputation über Bilder und Messe, fleissige Bibelstunden für Gelehrte und Laien und die Aufhebung der Klöster befestigten die Reform. 1525 übergab das Chorherrenstift zum Grossmünster dem Rathe alle seine Rechte, sein Vermögen wurde für die Lehranstalt verwendet. Am 23. November 1524 hatte auch die Aebtissin des Fraumünsters, Katharina von Zimmern, die Tochter eines landflüchtigen schwäbischen Freiherrn, das Kloster, in dessen Kirche sie 1515 Zwingli den Psalter hatte erläutern lassen, mit allen Rechten dem Rathe überlassen; sie heirathete noch in ihrem 47. Jahre den Ritter von Reischach. Der Züricher Geschichtschreiber Meyer von Knonau sagt: »so gross der Rangunterschied zwischen der ersten und letzten Aebtissin war, eben so gross war der Gegensatz zwischen dem abhängigen königlichen Hofe Zürich des IX., und dem selbstbewussten, von einem Zwingli geistig gelenkten, der ganzen Eidgenossenschaft in entschiedener Betretung neuer Pfade vorangehenden städtischen Gemeinwesen Zürich des XVI. Jahrhunderts.«

Eine Reihe von Zwingli beeinflusster Gesetze ordnete das bürgerliche Leben. Die Bilderzerstörung wurde in der Stadt unter Leitung von Rathsherren, Predigern und Werkleuten vorgenommen. Als die Wiedertäufer, anfänglich begeisterte Anhänger Zwingli's, für ein buchstäbliches Urchristenthum fanatisirt, in vollen Widerspruch gegen die Regierung traten, wurden sie mit Gewalt unterdrückt, ihre Häupter — ertränkt. Gegen das Pensionswesen, dessen Gönner mit den V Orten in Verbindung standen, schritt der Rath so strenge ein, dass Altrathsherr Jakob Grebel, einst einer der angesehensten Magistrate, weil er vor vielen Jahren im Namen seines Sohnes (freilich eines Wiedertäufers) und jetzt aus seinem Nachlasse, nicht aber persönlich, Pensionengelder empfangen hatte — enthauptet wurde. Der Groll der Altgläubigen wuchs; ein Tagsatzungsbeschluss liess auf

Zwingli fahnden, falls er eidgenössischen Boden betrete; die Vögte in den gemeinen Herrschaften sollten die reformirten Prediger gefangen setzen, und als in Antwort auf diesen Befehl, der an Pfarrer Oechslin im Thurgau vollzogen wurde, die aufgebrachte Reformpartei das Karthäuserkloster Ittingen verbrannte, wurden zwei betheiligte Vögte und die zwei Söhne des einen, obschon sie der Gewaltthat entgegengetreten waren, — als Reformer hingerichtet. Der Krieg war unvermeidlich. 1529 schlossen die V Orte mit — Ferdinand von Oesterreich einen Bund zur Aufrechthaltung des Christenglaubens und Hilfe gegen Sektirer. Zwingli, der sich (wie der Züricher Rechtsforscher Bluntschli sagt) als »das Haupt der gesammten schweizerischen Reformpartei und als den natürlichen Vertreter des von ihm gestifteten christlichen Bürgerrechts« fühlte, hoffte auf die Betheiligung der gleichgesinnten Städte. In Marburg, wohin er zum Religionsgespräch gegangen, berieth er sogar mit dem Landgrafen von Hessen den Plan einer Verbindung aller protestantischen Städte gegen das Haus Habsburg. Zum Heil der Schweiz scheiterte der Plan, der sie in die Schrecken des dreissigjährigen Krieges verwickelt hätte. Ein erster kriegerischer Aufbruch nach Kappel löste sich in einen für die Reformirten günstigen Frieden auf. Aber ein zweiter Zug, als die nach Berns Rath durchgesetzte Sperre die V Orte durch Theuerung zur Verzweiflung gebracht, und sie nun »vor und ee der Zürcher huff gentzlich zusammenkommen möge« einen kriegerischen Ueberfall beschlossen, endigte bei Kappel mit der gänzlichen Niederlage der Züricherischen, deren strategische Kriegsführung eine klägliche war, und deren Aufgebot so spät geschah, dass die Mitstände nicht einmal zu Hilfe kommen konnten. 512 Todte von der Züricher Schaar bedeckten das Schlachtfeld, darunter 7 Kleinräthe und 19 Grossräthe, bedeutende Hauptleute, 7 Geistliche der Stadt, 18 von der Landschaft. Auch Zwingli, der nach alter Sitte als Pfarrer zum Grossmünster Feldprediger bei den Seinen war, lag unter den Todten. Der Zuger Kaplan Schönbrunner sprach über Zwingli's Leiche: »Wie du auch Glaubens halber gewesen, so weiss ich, dass du ein guter Eidgenoss gewesen bist!« — Der Züricher Dichter Martin Usteri lässt die Gattin Zwingli's schmerzlich ausrufen:

Ich troum vom Stryt, ich suoch und kann
Durch spiess und schwerter dringen,
Find mann, sun, bruoder, schwestermann
In bluot und tode ringen,
Man zeigt mir ouch den schwarzen Rouch
Sich hoch zum himmel schwingen.
Ich seh die rott mit hohn und spott
Ihr grüwelthat vollbringen.

Er wusst es ouch, doch wollt er mich —
Ich wollt ihn nit erweichen.
Doch da syn ross so rücklings wich,
Thät er wie wir erbleichen.
Die kind und mich, wie brünstiglich,
Hat er uns noch umbfangen!
Sah stets zurück, syn letzter Blick
Ist mir durch's Herz gegangen.

Komm du, o Buoch! du warst syn hort,
Syn trost in allem übel.
Ward er verfolgt mit that und wort,
So griff er nach der bibel,
Fand hilf by ir. — Herr zeig ouch mir
Die hilf in Jesu namen!
Gib mut und stärk zum schweren werk
Dem schwachen wybe! — Amen! —

Eine zweite Niederlage der Reformirten bei Menzingen mehrte die Macht der römisch-katholischen Partei, die nun wieder die grössten Fortschritte machte, bis endlich jener Sieg der Reformirten bei Villmergen die völlige Freiheit beider Confessionen sicherte und für die Reformirten eine günstigere Lage schuf. Zwingli's Nachfolger war der rastlos thätige Heinrich Bullinger, der Chronist dieser Zeit; er wirkte auf's nachhaltigste für die Einfachheit der Sitten und die neue ernstkräftige Gestaltung des Züricher Geistes. Für die Blüthe der Stadt wurden jene aus Locarno verbannten Reformirten durch die Erneuerung und Verbesserung der Seidenmanufaktur von hoher Bedeutung.

Die Kirchgasse mündet in den Hirschengraben, wo der untere Theil, den eine schattige Allee über der vertieften Strasse krönt, bis 1784 auf Staatskosten unterhaltene Hirsche hegte. In der Mitte des Hirschengrabens führt die Künstlergasse zum »Künstlergütli« mit seiner hübschen kleinen Sammlung moderner Gemälde, unter denen sich namentlich die lebenswahren virtuosen Thierbilder von Koller von Zürich, dem ersten Thiermaler der Gegenwart, die historischen Bilder von Bosshardt (z. B. Waldmann's Abschied) und Handzeichnungen der liebenswürdigen Dichter und Maler Salomon Gessner und Martin Usteri

Das Polytechnicum in Zürich.

auszeichnen. Oestlich vom Künstlergütli an der Schönenberggasse, im Hause zum obern Schönenberg (No. 5), wohnt der geistreiche Maler Vogel als 90jähriger Greis, ein Künstler, an welchem Goethe die reiche poetische Erfindung, den belebten Ausdruck, das Nationale, die ausnehmende Reinlichkeit und den Fleiss des Details rühmt. In diesem Hause lebte auch der berühmte Begründer einer neuen Periode für die deutsche Literatur, Johann Jakob Bodmer (geb. 1698) von Zürich. Goethe erzählt, wie er mit Lavater und den Stollbergen dem muntern Greis einen Besuch machte, der sie ansprach, sie werden es ihm als eine Artigkeit anrechnen, dass er mit seinem Abscheiden aus dieser Zeitlichkeit so lange gezögert habe, um sie noch freundlich aufzunehmen, sich an ihren Talenten zu erfreuen und ihnen Glück auf den ferneren Lebensgang zu wünschen. Aus den Fenstern dieses Hauses, fährt Goethe fort, übersah man Vieles von dem, was sich von der grossen Stadt nach der Tiefe senkte, die kleinere Stadt über der Limmat, sowie die Fruchtbarkeit des Sihlfeldes gegen Abend; rückwärts links ein Theil des Züricher See's mit seiner glänzend bewegten Fläche und seiner unendlichen Mannigfaltigkeit von abwechselnden Berg- und Thalufern, Erhöhungen, dem Auge unfasslichen Mannigfaltigkeiten, worauf man dann geblendet von allem Diesem in der Ferne die blaue Reihe der höhern Gebirgsrücken mit grösster Sehnsucht zu schauen hatte.

Bodmer war Herold einer neuen Zeit und in Zürich der mächtigste Förderer der zahlreichen jugendlichen genialen Kräfte. Als Schweizer erkannte er damals schon den hohen Werth der Volkssprache und die volksthümliche Bedeutung der mittelalterlichen deutschen Dichtung. Er nährte sich an den alten Klassikern und an den englischen Dichtern; mit der Uebersetzung von Milton's verlornem Paradies hoffte er in die deutsche Sprache selbst wieder den echten dichterischen Geist zurückgeführt zu haben. Ein ähnlicher Auf-

schwung wie hier in der Poesie war in Zürich schon im XVI. Jahrhundert in der Erforschung der Natur vorausgegangen. Konrad Gessner (1516—65) schwang sich unter den grössten Entbehrungen zum bedeutendsten Naturforscher jener Zeit auf, legte selbst einen Garten an und beobachtete die Pflanzen in ihrem Werden. Im jetzigen von dem grossen Botaniker Heer geleiteten botanischen Garten ist vor dem Hauptbau Gessner's Büste aufgestellt. Noch höher stand Jakob Scheuchzer (1672—1733), der Vorläufer der Naturkunde der Schweiz und der Begeisterung für ihre Berge. Er zeichnete auch eine treffliche Schweizerkarte. Seine hohe Aufgabe vollendeten in der neuen Zeit jene beiden Escher von der Linth. Der Sinn für Kunst war in der Ausschmückung reicher Bauten sehr entwickelt, wie noch jetzt ein grosses Zimmer im Obergeschoss des Seidenhofs, der obere Saal im Wilden Mann und mehrere Prachtstücke von bemalten Oefen bezeugen. Die Kirche hielt nicht gleichen Schritt, wurde doch von ihr das von Scheuchzer vorgetragene System des Copernicus als eine den symbolischen Büchern zuwider laufende Neuerung erklärt. Die höhern Staatsbeamten wurden oft der Willkürlichkeit und Zugänglichkeit der Geschenke bezüchtigt; durfte doch schon Antistes Breitinger, wegen einer Predigt über gewissenlose Regenten vor den Rath beschieden, demselben sagen: »Wenn ein jeder von Euch jetzt heim kommt, so stelle er sich vor sein Silbergeschirr, und erinnere sich, woher, von wem, um was Sachen ein und andere Stücke ihm in's Haus gekommen!« — worauf am folgenden Tage der Bürgermeister im Rathe sagte: »wir sind bestanden wie ein Lauss auf dem Aermel!« Das Landvolk hatte in der Regierung keine entsprechende Vertretung und war in seinen Freiheiten verkürzt. Bodmer hat während seines langen literarischen Lebens die Begeisterung für die Freiheit durch rücksichtslose Wahrheit bethätigt, und ist gestärkt durch Klassiker und Bibel den Feinden geistiger Freiheit kraftvoll entgegengetreten. Obwohl kein eigentlicher Dichter, da seine poetischen Werke Streitschriften und Versuche Andere zu überbieten waren, hatte er schon als Jüngling gemeinsam mit dem gelehrten J. Breitinger »Diskurse der Maler«, in denen auch Geschichte und Literatur besprochen wurden, herausgegeben, dann in Streitigkeiten mit dem Pedanten Gottsched in Leipzig verwickelt, die deutsche kritische Dichtkunst, welche Breitinger als erstes deutsches Werk dieser Art schrieb, auf Spaziergängen an der Sihl in Unterredungen vorbereitet, eine Arbeit, welcher Lessing und Winckelmann Vieles verdankten. Er war es auch, welcher die in Deutschland unbeachteten ersten Gesänge des Messias von Klopstock triumphirend zuerst empfahl. Freilich als Klopstock 1750 bei Bodmer wohnte, sagte dem 25jährigen weltmännischen Dichter der lehrhafte, ironische, an Hingebung gewöhnte und in engster Stille mit seiner blinden Frau lebende Gelehrte nicht recht zu; vornehme lebensfrohe Jünglinge entzogen Bodmer den Gast, der sich nun in jugendlichen gemischten Kreisen bei Dichtung, Wein und Gesang vergnügte, und als herrliches Andenken jene Ode dem Züricher See weihte. Herzlicher war Bodmer's Verhältniss zu dem stillen, liebenswürdigen, das Alter ehrenden Dichters Wieland, der 1754—59 im Hause des Amtmanns von Grebel fünf Jünglinge für die Universität

Das Gessner-Denkmal in Zürich.

vorbereitete. Goethe besuchte 1775 den 77jährigen Bodmer, der bis an sein Lebensende ein »Vater der Jünglinge« in voller Geistesfrische blieb, stets für sein Vaterland begeistert. Seine letzte Stunde besang er nicht lange vorher selbst:

Noch ist mir der Kopf nicht schwer,
Alt, nicht schwach bin ich;
Wenig nur erquicket mich
Rebensaft, — Scherz mehr!

Fest die Hand, der Leib ist schlank,
Scharf sind Aug und Ohr.
Klopft der Tod an meinem Thor,
Hör ich ihn, nicht krank.

Mach ihm auf, die Stirne warm,
Grüss ihn mit Gesang;
Und ich hänge mit Gesang
Mich an seinen Arm!

Den Hirschgraben abwärts und über die Brücke zur Sihl hin, tritt man unter jene hohen Baumgänge des »Platzspitzes«, in welchen Bodmer, Breitinger und Steinbrüchel mit der blühenden Jugend in sinnigen Gesprächen lustwandelten. In schmuckloser Nische ist dort Salomon Gessner's (1737—87) des Idyllendichters und Malers Büste aufgestellt. Er selbst schrieb über seine Idyllen: »Sie sind Früchte einiger meiner vergnügtesten Stunden, wenn ich in einsame Gegenden entfloh, aus unsern Sitten weg in ein »goldenes Zeitalter« mich versetzte und ganz entzückt, ganz Empfindung über die Schönheit der Natur, glücklich wie »ein Hirt im goldnen Weltalter war«. Als Gessner sich als Mann statt der Dichtkunst der Malerei und Radirkunst zuwandte, umgab er seine Ideale mit echt schweizerischer Waldnatur. Wer der Sihl entlang bis zu jenen schroffen Felswänden mit gewaltigen Tannen und Buchwäldern vordringt, wo im grünlichbraunen Flusse malerische Blöcke sich lagern und goldene Lichtspiele durch dunkle Gruppen leuchten, wird Gessner verstehen und lieben. Zu den Jüngern am Platzspitze hatten auch Schulthess, der »Herold«, welcher Klopstock Bodmern zuführte, und Sulzer von Winterthur, der in Berlin eine der Züricher Gesellschaft ähnliche Verbindung stiftete und für Gemeinverständlichkeit der Kunstideale wirkte, gehört, sowie Hirzel, der, nachdem die Naturforschende Gesellschaft 1747 im schönen Zunfthause der Meise gestiftet worden und für die Verbesserung der Landwirthschaft sorgte, dieser seine gemeinnützige Thätigkeit zuwandte und im »Kleinjogg« (Jakob Gujer von Wermatswil) den Musterbauer Zürichs schilderte. — Hinter der Meise empor führt eine Gasse zum Pfarrhaus bei St. Peter. Hier wohnte Johann Caspar Lavater, damals die »glänzendste« Persönlichkeit Zürichs und der reformirten Schweiz.

Joh. Casp. Lavater.

Er war das zwölfte Kind eines Arztes, Mitgliedes des Züricher Raths. Früh hatte er Geschick für die Kunst und selbst seine innigen religiösen Gefühle gestalteten sich in ihm zu lebendigen farbenreichen Bildern. Seine höchste Seligkeit war, Gott in stetem inbrünstigem Gebetsverkehr zum vertrauten Freunde seiner geheimsten Gedanken und Gemüthsbewegungen zu haben; daher von Jugend an seine Selbstbestimmung zum geistlichen Stande. Er wurde schon im 21. Jahr (1762) ein öffentlicher Charakter durch die kühne Art, wie er mit dem Maler Heinrich Füssli mittels nächtlicher Vertheilung einer Anklage und offener Vertheidigung vor dem Rathe den Landvogt von Grüningen entlarvte. 1766 dichtete er in der helvetischen Gesellschaft zu Schinznach das köstliche Volkslied:

Wer Schweizer, wer hat Schweizerblut? Dem Vaterlande Gutes thut, Nicht fürchtet seiner Feinde Wuth,
Der, der mit Ernst und frohem Muth In seinem Schoosse friedlich ruht, In dem fliesst reines Schweizerblut.

Seine Schweizerlieder trugen den Geist der helvetischen Gesellschaft in das Volk. Einen europäischen Namen gab ihm sein grosses Werk über Physiognomik, an dem auch Goethe Theil nahm. »Ich verspreche nicht, schreibt Lavater, das tausendbuchstäbige Alphabet zur Entzifferung der unwillkürlichen Natursprache im

Die Wasserkirche und die Münsterbrücke in Zürich.

Antlitze und dem ganzen Aeusserlichen des Menschen, oder auch nur der Schönheiten und Vollkommenheiten des menschlichen Gesichts zu liefern, aber doch einige Buchstaben dieses göttlichen Alphabets so leserlich vorzuzeichnen, dass jedes gesunde Auge dieselben wird finden und erkennen können, wo sie ihm wieder begegnen.« — Lavater's Wirksamkeit als Prediger, Tröster, Pfleger, Anreger, Apostel der Liebe erhob ihn zum verehrten Liebling, besonders der Frauen. Lavater's religiöse Schriften ersetzten an Innigkeit, Seelenglück, Christusliebe, begeisterter Einbildungskraft, was ihnen an Wissenschaft fehlte. Sein Wunderglaube brachte ihn freilich mit Charlatans in Verbindung, die namentlich seinem Rufe im Auslande schadeten. Für sein Vaterland schlug ihm stets das wärmste Herz; in den schweren Zeiten der helvetischen Revolution eiferte er mit edler Offenheit und Kühnheit gegen den neuen revolutionären Despotismus. In Zürich dagegen wandte er sich gegen den harten Herrscherstolz der patricischen Regierung, welche das kräftige selbstbewusste Auftreten der Seegemeinden für ihre alten Freiheiten mit — dem Tode der Häupter bestrafen wollte. Lavater's feurige Reden wehrten dem Morde; über den hochbejahrten edeln Säckelmeister Bodmer von Stäfa ward nur — auf dem Rabenstein vom Scharfrichter das Schwert in der Luft geschwungen. — Freimüthige, derbe Schriften Lavater's an das Direktorium zogen ihm dessen Hass so sehr zu, dass er, zur Kur in Baden angekommen, dort festgenommen wurde und von Bajonneten und Dragonern umgeben nach Basel deportirt wurde. Das Verhör erwies seine Unschuld. Bei dem Einzuge der Franzosen nach dem Siege Massena's bei Zürich sah Lavater mehrere Soldaten vor einem Nachbarhause, wo nur ältere Frauen wohnten, drohend Wein fordern; er eilte herbei und brachte ihnen das Verlangte. Auf dem Rückwege zum Pfarrhause wurde er von einem Soldaten roh um Geld bestürmt und erhielt einen Schuss unter dem Zwerchfell durch den Leib, an dessen Folgen er, noch vom Krankenlager aus für das Wohl der Schweiz und die Hebung der Gemeinde sorgend, am 2. Januar 1801 verschied.

Das Zürich der Gegenwart, ein altstädtischer »Hof«, umringt von Parken, eleganten Villen, monumentalen Bauten für Geldinstitute, Prachthäusern an der Bahnhofstrasse, Palästen

Das Stationsgebäude der Nordostbahn in Zürich.

für Schulen, Krankenpflege, Wissenschaft, technische Institute und Verkehrserleichterung, mit grossen reizenden Vorstädten, die auch den Zauber der Lage offenbaren, zu einer der reizendsten Hauptstädte der Schweiz geworden, durch die grünen Höhen, den spiegelnden See, die Hochgebirge und den regen Verkehr zu Wasser und zu Land einen malerischen Wechsel der Bilder wie kaum eine andere Stadt gewährend, hatte bis zu diesem edeln Glanze noch ernste Zeiten des Streits und der Ueberwindung zu durchleben. Der Tag von Uster, 22. November 1830, wo 12,000 Mann tagten und die Forderungen der Gegenwart ernst und entschlossen feststellten, ist der Schöpfer von Zürichs Neuzeit. Die neue Regierung widmete ihre grösste Sorgfalt der Volksschule und der höhern Erziehung. An der Spitze der Schulerneuerung standen Männer wie Thomas Scherr, der durch Lehrbücher und Organisation die Züricher Schulen zum Vorbilde für die Schweiz erhob, und jene Ahnungen Pestalozzi's verwirklichte; Hans Georg Nägeli, der Schöpfer der schweizerischen Gesang-Vereine, die dem Componisten der echt vaterländischen Lieder auf der hohen Promenade, wo die Natur selbst seine Lieder singt, ein Denkmal setzte; Caspar Orelli, der mit dem Geist des klassischen Alterthums die schweizerische Jugend beseelte. Die Antwort auf den fanatischen Sturm gegen Friedrich Strauss, der, obgleich er die Erzählungen über den Religionsstifter als Mythen erklärte, zum Lehrer der Dogmatik an der Hochschule gewählt worden, war später die Berufung des bedeutendsten Reformpredigers der Schweiz, Heinrich Lang, auf die Kanzel Lavater's. Als 1848 der alte Vorort Zürich den Sitz der Bundesgewalt nach Bern übergehen sah, trat an die Spitze der Bundesregierung der Züricher Jonas Furer von Winterthur, das Vorbild eines echten Republikaners. Zürich wurde auf's Neue

ein Vorort durch — das eidgenössische Polytechnikum, das jetzige Wahrzeichen der Stadt, dessen hohe geistige Bedeutung der grösste Architekt der Gegenwart, Semper, in dem herrlichen Mittelbau ebenbürtig darstellte. Selbst der Verkehr wurde geadelt durch den grossartigsten Bahnhof der Schweiz; die Schönheit des Wassers durch eine glänzende Schwanenkolonie, und das unkünstlerische Gewerbe durch eine schmucke Fleischhalle. Ihr gegenüber spricht vom gesammten Leben und der reichen Geschichte der Stadt das kräftige, stattliche Rathhaus, ein Bau, der an der frühesten Stätte des Raths, 1694 neu aufgeführt wurde. Auch für die heitere Freude sorgte die Stadt, wenn sie auch in ihrer unausgesetzten Geschäftigkeit, oft bis zur Herbe, jeden auch nur scheinbaren Müssiggang geringschätzt. Vorzügliche Pflege fand die Musik, und die Tonhallenconcerte wetteifern mit denen zu Basel. Zu den eigenthümlichen Festtagen gehören jetzt noch das Sechseläuten, eine Feier der Frühlingswiederkehr mit Kindermaskenzügen, Zunftessen und Verbrennen von Holzstössen, und der Bechtelistag (Berthold) der am 2. Januar statt des dem Gottesdienste geweihten Neujahrsfestes, durch Austheilen von Neujahrsblättern geweiht wird, zur warmen liebevollen Ermahnung der Jugend, dass die wahre Freiheit der Schweiz nur durch die freie, edle Gesinnung und That erhalten werde. Der Dichter Gottfried Keller von Zürich zeichnete in grossen Zügen das Volk:

Ja mit ruhigem festem Schritte
Schreiten dort die Männer hin,
Klar und einfach ist die Sitte,
Klug und ernst der freie Sinn.
Und in ihrer sichren Mitte
Wuchsen Recht und Freiheit gross,
Das Gesetz schmückt jede Hütte,
Jeden Herd ziert ein Geschoss;
Etwas Wein auch pflanzt der Bauer,
Wenn auch manchmal etwas sauer,
Arbeit weiss ihn zu versüssen;
Längst schon wohnt an jenen Flüssen
Rasche That, entschlossnes Handeln,
Dass vor ihrem heitern Wandeln
Gram und Sorge schwinden müssen.

Druck von E. Mühlthaler in München.